

Herzog, Margarethe (Ed.)

**Book**

Gender Mainstreaming: Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur Forderung nach neuen Geschlechterverträgen. Dokumentation der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 11. bis 14. September 2003

edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 126

**Provided in Cooperation with:**

The Hans Böckler Foundation

*Suggested Citation:* Herzog, Margarethe (Ed.) (2004) : Gender Mainstreaming: Von der Frauen- und Geschlechterforschung zur Forderung nach neuen Geschlechterverträgen. Dokumentation der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 11. bis 14. September 2003, edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 126, ISBN 3-86593-003-4, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116373>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*

# Gender Mainstreaming

edition der  
Hans **Böckler**  
**Stiftung** 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

*Margarethe Herzog (Hrsg.)*

# **Gender** **Mainstreaming**

**Von der Frauen- und  
Geschlechterforschung zur  
Forderung nach neuen  
Geschlechterverträgen**

Dokumentation der zehnten  
Wissenschaftlerinnen-Werkstatt  
der Promovendinnen der  
Hans-Böckler-Stiftung  
vom 11.-14. September 2003  
in Weimar

edition der Hans-Böckler-Stiftung 126

© Copyright 2004 by Hans-Böckler-Stiftung

Hans-Böckler-Straße 39, 40476 Düsseldorf

Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Printed in Germany 2004

ISBN 3-86593-003-4

Bestellnummer: 13126

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,  
der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,  
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

<b>EINLEITUNG</b>	<b>9</b>
<b>WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT ... DIE ZEHNTE</b> <i>Margarethe Herzog</i>	<b>11</b>
<b>I. ...DER KLEINE RAHMEN DER WIWE</b>	<b>21</b>
<b>EIN GAUMENSCHMAUS ODER ANLEITUNG FÜR EIN 5*****MENÜ</b> Bericht aus der Vorbereitungsgruppe <i>Sibel Vurgun / Antje Meißner</i>	<b>23</b>
<b>INS NETZ GEHOLT!</b> Tagungsbericht <i>Melanie Stadermann</i>	<b>29</b>
<b>II. GENDER MAINSTREAMING – KONZEPTUELLE ANSÄTZE</b>	<b>33</b>
<b>DIE DISKURSIVIERUNG VON GESCHLECHTER- THEORETISCHEM WISSEN IM GENDER MAINSTREAMING- PROZESS: GENDERTRAINING – EIN PARADOXES GESCHLECHTERPOLITISCHES HANDLUNGSFELD</b> <i>Sandra Smykalla</i>	<b>35</b>
<b>GM IN ÖSTERREICH: EINE EINSCHÄTZUNG AUS UNABHÄNGIGER FRAUEN- POLITISCHER SICHT</b> <i>Marietta Schneider</i>	<b>47</b>

<b>GENDER MAINSTREAMING JENSEITS VON REPRÄSENTATION UND IDENTITÄT, ODER: WAS IST POLITISCH AN DER DEKONSTRUKTION?</b>	<b>53</b>
<i>Alexandra Rau</i>	
<b>UNIVERSITÄRE FRAUENFÖRDERUNG – EIN FALL VON ENTWICKLUNGSHILFE IN DEUTSCHLAND?</b>	<b>69</b>
Bericht aus dem Workshop: Instrumente der Gender-Analyse <i>Heike Meyer-Schoppa</i>	
<b>FÜR EINEN NEUEN »GESCHLECHTERVERTRAG« zur (Un-)Vereinbarkeit von Familienleben und Berufstätigkeit</b>	<b>75</b>
<i>Susanne von Auerbach</i>	
<b>GENDER MAINSTREAMING IN AFGHANISTAN</b>	<b>99</b>
Bericht über das Erzählcafé auf der 10. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt <i>Dorothea Witt / Rahima Valena</i>	
<b>III. GENDER MAINSTREAMING – ANWENDUNGS- BEZOGENE AUSEINANDERSETZUNG</b>	<b>115</b>
<b>GENDERBEWUSSTSEIN IM FACHPRAKTISCHEN DISKURS – eine Untersuchung praxisrelevanter Fachzeitschriften für den Kindergarten</b>	<b>117</b>
<i>Antje Meißner / Mandy Schaaf</i>	
<b>WAS IST AGROBIODIVERSITÄT UND WAS HAT SIE MIT UNS ZU TUN?</b>	<b>127</b>
<i>Anita Idel</i>	
<b>DIE KOPFTUCHDEBATTE UNTER DEM BLICKWINKEL DES GENDER MAINSTREAMING</b>	<b>135</b>
<i>Rahima Valena</i>	

<b>IV. ... DER GROSSE RAHMEN DER WIWE</b>	<b>141</b>
<b>DER EINTRITT DURCH DEN SEITENEINGANG –</b>	<b>143</b>
Frauen in den Gebäuden und Konzepten der öffentlichen Arbeitsvermittlung zwischen 1890 und 1930 <i>Christiane Mattiesson</i>	
<b>FRAUENBILDUNG IN CHINA</b>	<b>163</b>
<i>Sujuan Yang</i>	
<b>FEMINISTISCHES REGIERUNGSPROGRAMM</b>	<b>169</b>
<i>Marietta Schneider</i>	
<b>ZUR RELEVANZ VON »UNBESTIMMTHEIT« FÜR FEMINISTISCHE WISSENSCHAFTEN</b>	<b>187</b>
(Rezension) <i>Mechthild Hetzel</i>	
<b>IM ZENTRUM ANGEKOMMEN</b>	<b>207</b>
(Rezension) <i>Dunja M. Mohr</i>	
<b>WIE GEHT ES WEITER NACH DER DISSERTATION?</b>	<b>211</b>
Zum Beispiel mit einer Finanzierung aus EU-Fördermitteln: Marie Curie Fellowship <i>Susanne Hildebrandt</i>	
<b>PROFESSUR = GLÜCKSSACHE?</b>	<b>219</b>
(Rezension) <i>Dunja M. Mohr</i>	
<b>ICH TRAGE EINEN GOLDENEN STERN - EIN FRAUENLEBEN IN DEUTSCHLAND</b>	<b>225</b>
(Rezension) <i>Heike Meyer-Schoppa</i>	
<b>V. ... DER FEIERLICHE RAHMEN DER WIWE</b>	<b>229</b>

<b>SPIEGLEIN, SPIEGLEIN VON ZEHN WISSEN- SCHAFTLERINNEN-WERKSTÄTTEN...</b>	<b>231</b>
Von Frauengeschichte(n) über feministische Forschung zu Geschlechterverhältnissen und Gender Mainstreaming <i>Margarethe Herzog</i>	
<b>DIE SEHERINNEN</b>	<b>257</b>
Doktorinnen-Ehrung <i>Stefanie Eckerle / Dorothea Witt</i>	
<b>ZWISCHEN DEN STÜHLEN SITZEN ODER AUF EIGENEN BEINEN STEHEN? ZUR VERORTUNG VON FORSCHUNGSGEGENSTAND UND FORSCHERIN</b>	<b>259</b>
Laudatio <i>Karin Gille-Linne</i>	
<b>BEWEGUNGEN ODER: LEBENSENTWÜRFE ZWISCHEN ZWEI WELTEN</b>	<b>263</b>
Laudatio <i>Manuela Maschke</i>	
<b>ZWISCHEN »NEBENWIDERSPRUCH« UND »REVOLUTIONÄREM ENTWURF«</b>	<b>269</b>
Emanzipatorische Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945-1949 Abstract <i>Heike Meyer-Schoppa</i>	
<b>LEBENSENTWÜRFE ZWISCHEN ZWEI WELTEN –</b>	<b>275</b>
Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA Abstract <i>Margarethe Herzog</i>	
<b>GEEHRT MIT GLANZ UND GLO(OO)RIA</b>	<b>279</b>
Danksagung <i>Heike Meyer-Schoppa</i>	



<b>VI. ANHANG</b>	<b>281</b>
<b>AUTORINNENVERZEICHNIS</b>	<b>283</b>
<b>SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG</b>	<b>295</b>



# Einleitung



# WISSENSCHAFTLERINNEN- WERKSTATT... DIE ZEHNTE

*Margarethe Herzog*

*»Wie haben wir uns dieses Weimar (...) vorzustellen?  
Vor allem ohne Goethe. (...)  
1765 eröffnet eine Frau namens Ortelli eine Weinstube.  
257 mit Fischtran betriebene Laternen  
beleuchten Gassen und Plätze der Stadt.«<sup>1</sup>*

2003 reisen gut drei Dutzend Neu- und Alt-Stipendiatinnen an. Sieben Frauen<sup>2</sup> haben zur zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung geladen. Vier Tage gemeinsame Arbeit und Austausch in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte. Bei Regen und wenig Sonne leuchteten die Augen und rauchten die Köpfe der Anwesenden zwischen den hohen Beton-Glas-Stahl-Wänden, den Grünflächen und den kleinen Nebenhäusern auf dem Anwesen. Bei Wasser und Kaffee, Keksen und Tee sind wir von Vorträgen gebannt, in Diskussionen verstrickt, von einer feierlichen Stimmung fasziniert oder von Erzählungen zwischen Afghanistan und Kamerun eingenommen.

Ein Forum für fachlichen Austausch und persönliche Vernetzung bietet die aus Mitteln der Stiftung finanzierte und von wechselnden Vorbereitungssteams selbst organisierte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt seit ihrer Entstehung. Doktorandinnen und Altstipendiatinnen der Hans-Böckler-Stiftung treffen hier mit weiteren geladenen Frauen aus Wissenschaft und Praxis zusammen. In Workshops und Referaten, Plena und Pausengesprächen werden aktuelle Brennpunkte und Forschungsfragen, Theorien und Kategorien, Strukturen und Strategien rund um (Nachwuchs-)Wissenschaft und (Frauen-)Forschung, Hochschule und Politik sowie Berufs- und Lebensperspektiven beleuchtet.

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2003 in Weimar durchzog ein großes Thema – Gender Mainstreaming (GM) – und ein großes Ereignis – das zehnjährige Jubiläum.

1 Damm, Sigrid (1998): Christiane und Goethe. Eine Recherche. Frankfurt a.M. und Leipzig, S.32.

2 Andrea Brebeck, Stefanie Eckerle, Margarethe Herzog, Manuela Maschke, Antje Meißner, Sibel Vurgun und Dorothea Witt.

Mit dem Vorsatz über aktuelle Fragen und Formen der Gleichstellungspolitik zu informieren, zu konfrontieren und zu sensibilisieren, stellte das Vorbereitungsteam zum Einen ein auf GM fokussiertes Tagungsprogramm zusammen: GM in nationalen Einrichtungen und entwicklungspolitischen Institutionen (Ute Engelmann, Carolin Callenius), Instrumente der Gender-Analyse und GM als machtkritisches Instrument (Carolin Callenius, Marietta Schneider), GM im Kontext feministischer und dekonstruktivistischer Theorien (Marietta Schneider, Sandra Smykalla), GM und seine Implementierung in der Erwachsenenbildung und durch Führungskräfte-Trainings (Anja Tigges, Sandra Smykalla). Afghanistan, Kamerun und Österreich wurden dank Rahima Valena und Dorothea Witt, Friede Magloire Ngo Youmba und Marietta Schneider ins Blickfeld gerückt, zu ver.di, den Neuen Medien und wissenschaftlichen Fakultäten wurde Anschauungsmaterial aufbereitet. Das Erzählcafé, der sogenannte Marktplatz oder das Kaminzimmer (ohne Kamin) als Ersatzort für das ins Wasser gefallene Lagerfeuer luden zu geselligen und gesprächigen Zusammenkünften in der Runde ein. Das konkret gefasste Tagungsthema wurde mit einem breiten Spektrum an Aspekten überzogen, es entstanden angeregte Diskussionen, kontroverse Debatten, neue Ergebnisse und alte(bekannte) Einsichten über die Zustände und Verhältnisse von Geschlechtern und Politik in unserem wie in anderen Ländern.

Zum Anderen wurde die Tagung vom gegebenen Anlass und von vielen feierlichen Momenten getragen: Eröffnet wurde die Werkstatt mit einem Vortrag von Margarethe Herzog zu zehn Jahren Wissenschaftlerinnen-Werkstatt im Spiegel der erschienenen Dokumentationen. Zum Highlight wurde die Doktorinnen-Ehrung. Das bestellte Büfett, die Tombola mit Glücksfee und »Glanz und Glo(oo)ria« trugen wesentlich zum Erfolg im Einzelnen und im Ganzen bei.

Die vorliegende Dokumentation bietet wesentliche Einblicke in die Ereignisse und Erkenntnisse von der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, bedauerlicherweise aber keine vollständige Wiedergabe aller Workshops und Referate. Zum Ausgleich bereichern weitergehende Beiträge aus dem Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung und -politik von Teilnehmerinnen der Werkstatt diesen Tagungsband. Allen Autorinnen sage ich hierfür herzlichen Dank!

### **Im I. Teil der Dokumentation wird »... der kleine Rahmen der WiWe« rund um die Organisation und den Tagungsverlauf umrissen.**

*Sibel Vurgun* und *Antje Meißner* geben in »Ein Gaumenschmaus oder Anleitung für ein 5\*\*\*\*\*Menü« Einblicke in die Arbeit des Vorbereitungsteams der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Vom Zusammenfinden der sieben Organisatorin-

nen über die gemeinsamen Treffen im Vorfeld, vom Ausfindigmachen des Tagungsortes über die Zusammenstellung des Programms mit den entsprechenden Referentinnen und Workshopleiterinnen bis zur Umsetzung schließlich sind hier alle Details der Vorarbeit für eine erfolgreiche Wissenschaftlerinnen-Werkstatt enthalten. Und das unter dem Motto: Viele Köchinnen verfeinern ein Mahl!

*Melanie Stadermann* beschreibt, wie sie als erstmalige Teilnehmerin in Weimar bei der zehnten Werkstatt »Ins Netz geholt!« wurde. Sie entleiht diesen Titel einer früheren Werkstatt und rollt damit den Netzwerkgedanken neu auf: begeistert für diese WiWe durch die Ausschreibung und das Thema, begeistert auf der WiWe durch das Programm und alle Partizipierenden, begeistert am Ende für das Weiterspinnen des Netzes als neue (Mit-)Initiatorin eines neuen Teams und einer neuen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt.

### **Tiefere Einblicke in die thematische Arbeit auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bietet der II. Teil der Dokumentation: Gender Mainstreaming – konzeptuelle Ansätze.**

Als Grundlagentext zum Thema Gender Mainstreaming und zugleich als Hintergrundtext zum angebotenen Workshop auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt lässt sich der Beitrag von *Sandra Smykalla* lesen. In »Die Diskursivierung von geschlechtertheoretischem Wissen im Gender Mainstreaming-Prozess: Gendertraining – ein paradoxes geschlechterpolitisches Handlungsfeld« gibt die Autorin zunächst eine kurze Einführung zur Entstehung von und dem Umgang mit den Begriffen Gender und Mainstreaming im allgemein öffentlichen und spezifisch feministischen Diskurs. Das Verständnis von Gender sowie die Verfahrensweisen von Gendertrainings werden sodann mit ihren Zielen und Perspektiven aber auch Problematiken und Grenzen umrissen. Diskutiert wird, ob Gender Mainstreaming als Anpassungsstrategie oder Systemkonformismus zu sehen ist, ob es zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit beiträgt und das Bestehende wiederum verfestigt. Schließlich wird kritisch hinterfragt, wie und was an sogenannter Gender-(Mainstreaming)-Kompetenz vermittelt werden soll und kann. So formuliert Sandra Smykalla für die aktuelle Gleichstellungs- und Geschlechterpolitik »im Land der begrenzten Unmöglichkeiten« als Herausforderung, Queer-Theorien einzubeziehen, und eine »Umorientierung von Praxen« und »Umdrehung von Perspektiven vom Ausgeschlossenen zum Eingeschlossenen« vorzunehmen.

Als Weiterführung der theoretisch-feministischen Auseinandersetzung von Sandra Smykalla um Gender Mainstreaming und ebenfalls als Hintergrundtext zu

einem Vortrag und Workshop auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt kann der Beitrag von *Marietta Schneider* verstanden werden »GM in Österreich: eine Einschätzung aus unabhängiger frauenpolitischer Sicht«. Erwünschte und unerwünschte Folgen der Implementierung von Gender Mainstreaming werden hier im politischen Handlungsfeld erörtert, Strategien und Gegenstrategien aufgezeigt. Von inhaltlichen Standards gegen sachpolitische Beliebigkeit ist hier im Zusammenhang mit GM die Rede; zum Festhalten an institutioneller Frauenpolitik wird hier aufgerufen und eine tiefere Verankerung der Ziele von GM im Kontext der Weltfrauenkonferenzen gefordert. Warnungen werden gegen Gender-Sensibilisierung auf die Schnelle sowie gegen den Verbleib der Verantwortung für die Durchsetzung von GM bei den Frauen ausgesprochen. Denn ersteres widerspräche einem Konzept von Nachhaltigkeit, zweiteres wiederhole klassische weibliche Doppelbelastung auf einer politisch-strukturellen Ebene. Vor dem Hintergrund einer feministischen Tradition geht es Marietta Schneider bei ihrer Auseinandersetzung mit GM um eine Reformulierung von Machtkritik und um die Wiederaneignung selbstautorisierten Definitionsmacht.

*Alexandra Rau* geht in ihrem Beitrag »Gender Mainstreaming jenseits von Repräsentation und Identität, oder: Was ist politisch an der Dekonstruktion?« zunächst dekonstruktiven Einflüssen in der historischen und theoretischen Entwicklung des Konzepts von Gender Mainstreaming nach. Sie fokussiert dann auf die Theoretikerin Judith Butler, um mit ihr nicht – wie oft missverstanden – der Abschaffung einer feministischen Politik der Gegenwart das Wort zu reden; sondern umgekehrt gehe es darum, einen radikaldemokratischen Ansatz zu begründen, der – mit der Dekonstruktion der Kategorie ›Frau‹ – eine Differenz, bislang ausgeschlossen und die Möglichkeit von Umschreibung in die Zonen des Legitimen einfügt. Damit verdeutlicht Alexandra Rau schließlich den emanzipativen Gehalt, den Gender Mainstreaming hat: Es ist ein Konzept, das – im Kontext dekonstruktivistischer Denkmodelle – die Prozesse der Geschlechterkonstruktion zu Tage fördert.

Um ein konkretes Beispiel von Gleichstellungspolitik geht es im Beitrag von *Heike Meyer-Schoppa* »Universitäre Frauenförderung – ein Fall von Entwicklungshilfe in Deutschland? Bericht aus dem Workshop: Instrumente der Gender-Analyse (geleitet von Carolin Callenius)«. Unter der Vorgabe einer im Rahmen des besagten Workshops ausgewählten Gender-Analyse-Methode, und auf der Folie von dort vorgestelltem aktuellem Zahlenmaterial zur Frauenförderung an einer deutschen Hochschule diskutiert Heike Meyer-Schoppa die Diskrepanz von Programmatik und Realität des Arbeitsplatzes Universität für Frauen. Sie stellt hier de facto



eine frappierende Widerstandsfähigkeit der Geschlechter-Verhältnisse gegen gleichstellungspolitische Vorgaben fest. Dieses Untersuchungsergebnis bringt Heike Meyer-Schoppa ähnlich wie Marietta Schneider zu dem Aufruf, über das neue Konzept des institutionellen Gender Mainstreaming als ein strukturell potentiell männliches »Top-Down-Projekt« hinaus auch die individuelle Frauenförderung weiterhin mit kollektivem Druck von unten dringlich zu machen.

*Susanne von Auerbach* unterzieht konzentriert auf Deutschland und Frankreich den Zugang von Frauen zum Arbeitsmarkt einer kritischen Analyse. Wie im Beitrag von Heike Meyer-Schoppa ist auch hier von Deutschland als einem Entwicklungsland die Rede, bezogen auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen im kontinentaleuropäischen Vergleich. Mit Verweis auf den Politikwissenschaftler Gosta Esping-Andersen erläutert Susanne von Auerbach, wie der geschlechtergerechte Umbau eines Wohlfahrtsstaates wie dem deutschen aussehen und funktionieren könnte. Die Forderung nach einem neuen »Geschlechtervertrag« geht hier mit der Forderung nach der Veränderung dreier grundlegender Begriffsgrößen einher: dem Arbeitsethos, dem ArbeiterInnenverständnis und dem Arbeitsmarkt. Die neue Maßgabe muss hier sein, dass erwachsene Menschen in der Regel Kinder haben und deswegen nur zeitlich eingeschränkt erwerbstätig sein können. Daraus folgt einerseits, dass die gesamtwirtschaftlichen Konsequenzen ausbleibender Erwerbseinkommen von Müttern als Frauen- und Kinderarmut begriffen werden müssen. Dass andererseits die Vereinbarkeitsproblematik (von Kindern und Karriere) auch aus der Perspektive von Männern als Väter betrachtet wird und also deren Wochen(erwerbs-)arbeitszeit zugunsten ihres Einsatzes im Management des Familienlebens reduziert werden muss.

*Dorothea Witt* und *Rahima Valena* berichten über das Erzählcafé auf der zehnten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zu Gender Mainstreaming in Afghanistan. Teile des Erzählcafés waren und sind: Informationen über die Geschichte des heutigen Afghanistan, Angaben zur Lebensgeschichte der Afghanin Rahima Valena als einer exemplarischen Frauen- und Familiengeschichte, schließlich Geschichten von einer Reise, die Rahima als Übersetzerin für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend jüngst nach Kabul (zurück-)führte. »...wie hoch die Berge um Kabul sind. Und wie tief musste für die Landung geflogen werden...« Wir erfahren vom afghanischen König im Volkspark von Kabul sowie von Blaumännern in Dubai – der Putzkolonne und den UN-Kontroll-Organen. Geschildert wird das Zusammentreffen von VertreterInnen des Bundesministeriums und Auswärtigen Amtes mit VertreterInnen (!) des afghanischen Frauenministeriums in Kabul. Dort wurden z.B. Fragen nach der Einrichtung von Frauenbussen oder nach GM als

Instrument der Frauenförderung erörtert. Am Ende wird mit Blick auf das heutige Afghanistan der Begriff der »Gender Apartheid« eingeführt. Dieser wird im späteren Artikel zur Kopftuchdebatte in bundesdeutscher Perspektive wieder aufgegriffen.

**Im III. Teil der Dokumentation sind weitere Texte zum Tagungsthema – Gender Mainstreaming mit anwendungsbezogener Ausrichtung – aufgenommen. Diese Beiträge wurden nicht auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt präsentiert, aber von Teilnehmerinnen nachgereicht.**

Vom Menschen über die Pflanze zum Tier bzw. umgekehrt thematisiert *Anita Idel* Agrobiodiversität auf drei Ebenen: was bedeutet der Begriff, welche Problematik steht in der Realität dahinter, und welchen Einfluss haben wir – Männer und Frauen – darauf? Die Vielfalt von Landwirtschafts- und Ernährungskulturen schwindet weltweit. Dies hat direkt mit monokulturellen Anbaumethoden für den internationalen Markt und mit dem Einsatz von Chemie zu tun; indirekt mit der Gestaltungsmacht und Entscheidungsmacht, die in diesem – wie in so vielen anderen gesellschaftlich, politisch und ökonomisch wichtigen Bereichen – bei den Männern liegt. Die Frauen tragen ihrerseits meist die Verantwortung für die Versorgung und den Verbrauch – bei Pflanze, Mensch und Tier: sie füttern das Kleinvieh auf dem Hof und wählen die Gemüsevielfalt für den Verzehr. Die Autorin beschreibt, dass nicht nur die unmittelbare Einflussnahme (bislang von Frauen) auf die Einkaufsmodalitäten den Produktionsprozess steuern und verändern kann, sondern auch die bessere Einbeziehung politischer AkteurInnen in den Gesamtprozess. Letztendlich müsse das Ziel aber bei einer »entgendernten Gesellschaft« liegen, für die Nachhaltigkeit einen Wert darstellt.

*Antje Meißner* und *Mandy Schaaf* bieten anhand eines Überblickes über praxisrelevante Fachzeitschriften für den Kindergarten erste Ansätze und Ergebnisse zum Genderbewusstsein im dort gängigen fachpraktischen Diskurs. Aus der Grundproblematik des Kindergartens als von erwachsener Seite aus weiblich dominiertem Raum wird hier für eine Entwicklung von gemischten Arbeitsteams und für eine stärkere Zusammenarbeit mit allen Erziehungsberechtigten plädiert, schließlich die Inszenierung geschlechtsbewusster Projekte diskutiert. Für die Kleinen wie für die Großen gehe es in den Rollenvorbildern um eine Enttraditionalisierung der Aura eines »unterdrückten Geschlechts« und im Gegenzug um positive Identitätseinstellungen. Das Ziel sei es hier, konzeptionell wie auch strukturell eine Chancengleichheit von Jungen und Mädchen, Müttern und Vätern, Erzieherinnen und Erziehern, Leiterinnen und Leitern zu gewährleisten.

Von *Rahima Valena*, die bereits im Rahmen des Erzählcafés über Afghanistan zu Wort gekommen war, stammt der zusätzliche Beitrag zur »Kopftuchdebatte unter dem Blickwinkel des Gender Mainstreaming«. Nachdem die Autorin die aktuelle Lage im Rechtsstreit um die sogenannte Kopftuchdebatte skizziert, problematisiert sie das, was als kulturell, religiös und politisch darin gedeutet wird. Rahima Valena erweitert und wendet diese Debatte signifikant mit dem zentralen Verweis auf die Geschlechterfrage. Erst das Verständnis für die Bedeutung des Kopftuches in der Gender-Ordnung des politischen Islam bzw. seiner AnhängerInnen in der BRD macht ihr Plädoyer gegen das Kopftuchtragen und damit für einen Integrationsauftrag von bundesdeutschen Bildungseinrichtungen und ihren RepräsentantInnen verstehbar.

**»... der große Rahmen der WiWe« wird im IV. Teil dieser Dokumentation ersichtlich. Hier präsentieren TeilnehmerInnen der diesjährigen Werkstatt ihre Forschungs- und Interessensgebiete jenseits des Tagungsthemas. Ausschnitte aus laufenden Dissertationen (erster Block), sind hier ebenso aufgenommen wie Rezensionen; ein feministisches Regierungsprogramm (zweiter Themenblock) hat hier ebenso seinen Platz wie ein Beitrag zur Post-doc-Forschungsfiananzierung oder die Vorstellung professoraler Lebensläufe (dritter Block).**

*Christiane Mattiesson* stellt unter der Überschrift »Der Eintritt durch den Seiteneingang« einen Teil ihrer Doktorarbeit vor über »Frauen in den Gebäuden und Konzepten der öffentlichen Arbeitsvermittlung zwischen 1890 und 1930«. Im Vordergrund steht der wertevermittelnde und werteproduzierende Transportweg der Architektur, hintergründig spielen aber auch Erfahrungsberichte zum Thema Arbeitsvermittlung eine wichtige Rolle. In dieser differenzierten Untersuchung wird nicht nur deutlich, wie die Raumkonstruktionen in der epochentypischen Planung der heute sogenannten Arbeitsämter geschlechtstypische Konstruktionen von ArbeiterInnen bzw. ganzen Berufsgruppen generier(t)en, sondern wie auch umgekehrt Wechselwirkungen auf unterschiedlichen Ebenen zustande kommen. Beispielsweise gibt es hier nachzulesen, wie Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder schon an den (Seiten-)Eingängen und weiter auf den (Neben-)Gängen der Ämter präfiguriert sind, wie sich in der räumlichen Marginalisierung die Marginalisierung weiblicher Erwerbstätigkeit spiegelt. Oder wie einerseits ein bürgerlicher Sittenkodex impliziert wird, sich andererseits aber gerade am Beruf und Berufsbild des Haus- und Dienstmädchens eine Diskussion um die Autonomie der Einzelnen ArbeitnehmerInnen entzündet.

*Sujuan Yang* führt dann in die »Frauenbildung in China« ein. Feudalistische Strukturen und Familientraditionen in ländlichen Gebieten insbesondere stehen dort gegen staatliche Bemühungen, seit der Gründung der Volksrepublik gleiche Rechte für Männer und Frauen durchzusetzen. Bildung und verbesserte Möglichkeiten des Berufszugangs werden vom Staat, den Provinzregierungen und Frauenverbänden gefördert, um die Emanzipation und Gleichberechtigung von Frauen in der Gesellschaft zu unterstützen. Trotz statistisch belegter Erfolge aber, wirken sich ökonomische Faktoren und kulturelle Festschreibungen immer noch geschlechtstypologisch einseitig ungünstig aus. Die Arbeitsmarktlage wie auch die patrifikale Familienplanung führen zum Beispiel gleichermaßen dazu, dass Mädchen trotz eines Bachelor-Abschlusses kein Studium mehr antreten.

*Marietta Schneider* stellt uns (anknüpfend an ihren Beitrag zu GM in Österreich) das von österreichischen Frauen, Frauenorganisationen und Frauennetzwerken entworfene »Feministische Regierungsprogramm« zur Verfügung. Geschlechter- und soziale Gerechtigkeit bilden in diesem Programm den großen Maßstab in den grundsätzlichen Regierungsbelangen. Einen bemerkenswerten Aspekt darin stellt z.B. die Forderung nach dem sogenannten Genderbudget im Staatshaushalt dar, einen anderen das Sicherheitskonzept: Im Allgemeinen baut dieses auf individueller Ebene nicht auf Staatsangehörigkeit, sondern auf den Zugang zu sozialen und politischen Menschenrechten am persönlichen Aufenthaltsort. Im Besonderen sieht es die Entwicklung von effektiven Strategien gegen Gewalt gegen Frauen vor. Die Grundsatzposition zur Justizpolitik wird mit dem Hinterfragen der herrschenden androzentristischen Rechtsordnung verknüpft. Unter Kunst und Kultur wird beispielsweise Kritik an etwaiger »Behübschung« dieser Bereiche geübt, die Bevorzugung (!) qualifizierter Frauen bei der Besetzung von Führungspositionen vorgesehen oder ein ausreichendes Vorhandensein qualifizierter Kinderbetreuungseinrichtungen gefordert. Technologie und Infrastruktur werden mit Sinnlichkeit und sozialen Lösungen in Verbindung gebracht. Schließlich wird ein feministischer Bildungsbegriff festgeschrieben.

Um feministische Wissenschaften und die Relevanz von »Unbestimmtheit« als Begriff bzw. Forschungsprogramm geht es *Mechthild Hetzel* in ihrem Artikel. Dieser ist als Rezension zum Buch »Flucht ins Unbestimmte. Das Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie« von Christine Haag (2003) angelegt. Weit darüber hinaus aber bietet Mechthild Hetzel eine Diskussion um die »Unbestimmtheit« im philosophischen und feministischen Diskurs von Adorno und Butler bis Levinas und Nietzsche über die Zentralfiguren Gerhard Gamm und Christine Haag.

Ebenfalls um eine Rezension im Rahmen von Feminismus, Frauen- und Geschlechterforschung handelt es sich bei dem Beitrag »Im Zentrum angekommen« von *Dunja M. Mohr*. Sie bespricht hier das 2002 erschienene Lexikon zu Gender Studies herausgegeben von Renate Kroll. Dunja M. Mohr widmet sich in ihrer Besprechung der in diesem Nachschlagewerk vertretenen Vielfalt von Artikeln, die von Analysekatgorien über Begriffe und Personen zu Ansätzen und Methoden reichen. Schließlich finden auch Fachzeitschriften, bibliographische Verweise und Internetadressen Erwähnung.

**Die letzten drei Beiträge im IV. Dokumentationsabschnitt handeln von Post-doc-Forschungsfinanzierung und Professorinnen-Leben. Diese Thematik spielt für die Nachwuchswissenschaftlerinnen auf den Werkstätten eine immer größere Rolle. In Weimar gab es keinen gesonderten Vortrag oder Workshop zu diesem Programmpunkt – um so wertvoller sind die hier nachzulesenden Informationen.**

*Susanne Hildebrandt* dokumentiert in »Wie geht es weiter nach der Dissertation?« ihren eigenen erfolgreichen Weg zu einem Marie Curie Fellowship, finanziert aus EU-Fördermitteln. Konkrete Angaben zur Antragstellung im Bewerbungsverfahren und Beratungsstellen um die EU-Förderung finden sich hier ebenso wie eine kritische Auseinandersetzung mit der persönlichen Post-doc-Perspektive im Leben und mit der Rentabilität von Bildungsinvestitionen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Der hier abgedruckte Text ist die Schriftform eines Vortrages, den Susanne Hildebrandt als geladene Referentin beim Hans-Böckler-Weiterbildungsseminar zu »Akquisition und Projektentwicklung von Forschungsanträgen« im Winter 2003 in Berlin gehalten hat.

In Form einer Rezension stellt wiederum *Dunja M. Mohr* eine Studie über das Werden und Geworden-Sein von ProfessorInnen vor. Die unter dem Titel »In Einsamkeit und Freiheit?« Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur« veröffentlichte Habilitationsschrift der Soziologin Stefanie Engler fördert zu Tage, dass neben den Qualifikationsmerkmalen für ProfessorInnen(-stellen) eben auch Glück und Zufall sowie biographische und soziale Merkmale bishin zu Berufungs- und Zitierkartellen eine Rolle spielen, um auf der wissenschaftlichen Laufbahn am Ziel anzugelangen.

*Heike Meyer-Schoppa* bespricht die Autobiographie der Professorin und Frauenforscherin Annette Kuhn, zugleich Philosophentochter und HBS-Vertrauensdozentin, schließlich Doktormutter der Autorin selbst. »Ich trage einen goldenen Stern – ein Frauenleben in Deutschland« verbindet – so zeigt Heike Meyer-Schop-

pa – Frauengeschichte und Deutschlandgeschichte zu einer Beziehungsgeschichte und zugleich Geschichte von Beziehungen in biographischen Wunschwelten und Wissenschaftswelten.

**Im V. Teil dieses Tagungsbandes wird der feierliche Rahmen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt dokumentiert.**

Zunächst gibt es hier den zum Auftakt der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt in Weimar von *Margarethe Herzog* vorbereiteten Vortrag zum zehnjährigen Jubiläum unserer Frauen-Tagungen nachzulesen: »Spieglein, Spieglein von zehn Wissenschaftlerinnen-Werkstätten... von Frauengeschichte(n) über feministische Forschung zu Geschlechterverhältnissen und Gender Mainstreaming«. Auf der Grundlage aller bis dato veröffentlichten Dokumentationen werden hier zehn Werkstatt-Jahre reflektiert: Wie war das mit der Gründung, den Gründen und Grundmotivationen auf früheren Wissenschaftlerinnen-Werkstätten? Was lässt sich an Konzepten und Kontinuitäten bzw. auch Konflikten über die Jahre hinweg verfolgen? Wie verhält es sich schließlich mit den Erfolgen und Erkenntnissen aus den Werkstätten?

Zwischen der Ansprache der »Seherinnen« *Stefanie Eckerle* und *Dorothea Witt* und der späteren Danksagung »Geehrt mit Glanz und Glo(oo)ria« von *Heike Meyer-Schoppa* an die Veranstalterinnen ist rund um die Doktorinnen-Ehrung Gesprochenes und Geschriebenes, Erlebtes und Erinnerungtes wiedergegeben: die Laudationes von *Karin Gille-Linne* und *Manuela Maschke* auf die beiden Doktorinnen *Heike Meyer-Schoppa* und *Margarethe Herzog* sowie die Abstracts zu den inzwischen veröffentlichten Doktorinnenarbeiten dieser geehrten Frauen. Ein »Zwischen...« kristallisierte sich hier als zentraler Punkt bei der Verortung der Forscherinnen wie bei den Forschungsgegenständen heraus.

**Im Anhang findet sich schließlich das Autorinnenverzeichnis sowie eine Selbstdarstellung der Hans-Böckler-Stiftung.**

Bei dieser, namentlich *Iris Henkel* und *Werner Fiedler* im Referat Promotionsförderung, sowie *Gunther Begenau* im Referat Öffentlichkeitsarbeit, darf ich mich hier herzlich bedanken, da sie die alljährlich stattfindende Wissenschaftlerinnen-Werkstatt von der Planung bis zur Durchführung wie auch die Entstehung der Dokumentation im Geiste und mit Geld wohlwollend und tatkräftig unterstützen!

Wien, im Juli 2004

**I.**  
**... der kleine**  
**Rahmen der WiWe**





# EIN GAUMENSCHMAUS ODER ANLEITUNG FÜR EIN 5\*\*\*\*\*MENÜ

---

## BERICHT AUS DER VORBEREITUNGSGRUPPE

*Sibel Vurgun/Antje Meißner*

### 1. GAUMENFREUDEN ODER WIE ALLES BEGANN:

Auf der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt (WiWe) im September 2002 in Magdeburg – Ottersleben kamen die ersten von unserem Team zusammen: Andrea Brebeck, Manuela Maschke (als Altstipendiatin), Antje Meißner und Sibel Vurgun (die sich spontan zum zweiten Mal zur Mitarbeit bei der Organisation einer Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bereit erklärte). Nach unserem erneuten Aufruf im November auf der PK in Hattingen konnte Stefanie Eckerle als weitere Helferin angeworben werden. Sie überzeugte schließlich eine ihrer Kollegiatinnen, Dorothea Witt, von der **delikaten** Mitarbeit an einem vielversprechenden **Menü**. Eine weitere Bereicherung für unser Team war Margarethe Herzog, die sich sehr bald als Verantwortliche für die Doku herausstellte. Nun konnte es also losgehen ...

Doch zunächst fühlten wir uns als bunt **gequirktes** Durcheinander, das einer Struktur bedurfte ähnlich einem **Rezept**. Schließlich mussten wir herausarbeiten, wieviel von **allen** Zutaten wir benötigen würden um ein **Gala-Dinner** zu kompletieren. In dieser Phase erwies sich Manu als **Chefköchin** und schwang energisch und anleitend den **Kochlöffel**.

### 2. APERITIF ODER DIE VORBEREITUNGEN:

Zunächst war eine Unmenge an organisatorischen Dingen zu erledigen, die sich nicht aufschieben ließen. Dazu zählte etwa die Buchung eines Tagungshauses, denn wir wollten für unser Vorhaben das richtige **Ambiente** arrangieren, getreu dem Motto: **das Auge isst mit!** Kurzzeitig verfielen wir in tiefe Depressionen, denn wir sollten auf das Tagungshaus in Oer-Erkenschwiek ausweichen, »**was uns fast die Suppe versalzen hätte**«. Diese Situation führte vermutlich auch dazu, dass un-

sere **mehlbox** zwischendurch etwas Staub ansetzte und die **Chefköchinnen** auf ihre Kreativität und weiteren **(Koch-)Künste** warten ließen. Dann aber ereilte uns die freudige Mitteilung, die internationale Jugendbegegnungsstätte in Weimar buchen zu können und unser **Appetit** kehrte zurück.

Im Rahmen unserer Vorbereitungen hatten wir einige kleinere Deutschlandreisen durchzuführen und somit kilometerreiche Distanzen zu überwinden, was uns letztendlich viele Einblicke in die variationsreiche deutsche und internationale **Küche** gewährte.

### 3. HAUPTGANG ODER DIE HAUPTARBEIT:

Auf unseren vielen Arbeitstreffen begannen zeitweise nicht nur unsere Köpfe zu rauchen, sondern auch die **Töpfe**, denn wir gönnten uns als Arbeitsmotivation gutes **Essen**, das wir oft gemeinsam zubereiteten.

Das erste Treffen fand in Lahr im Schwarzwald statt. Neben typischen **Weinen** dieser Region, die uns Stefanie offerierte, darunter die Hex vom Dasenstein der Winzergenossenschaft Ortenau in außergewöhnlicher Flasche, probierten wir türkische **Börek**, schmackhaft zubereitet von Sibel. Und um Euch im weiteren Verlauf des Lesens den Mund wässrig zu machen, folgt hier unser erstes Rezept:

500 g Mehl  
1 Glas Milch  
1 Hefe  
1/2 Teelöffel Zucker  
1 Teelöffel Salz  
1/2 Glas Pflanzenöl  
2-3 Zwiebeln  
Spinat  
Pfeffer, Salz und  
scharfer Paprika (Blattpaprika)  
Schafskäse (Feta)  
500 g Naturjoghurt  
1 Ei  
evtl. Sesam

(1) Den Teig bereiten aus 500 g Mehl, 1 Glas warmer Milch (evt. etwas mehr), 1 Hefe, 1/2 Teelöffel Zucker, 1 Teelöffel Salz, und 1/2 Glas Pflanzenöl. Gehen lassen, während (2) die Füllung vorbereitet wird. Dafür 2-3 Zwiebeln hacken und in einer Pfanne andünsten. Dann gibt man Spinat (frisch und jung oder ›alten‹ und kalten tiefgekühlten Blattspinat – nur keinen Rahmspinat!) hinzu, würzt alles mit Pfeffer, Salz und scharfem Paprika (Blattpaprika). Wenn man die Pfanne vom Herd nimmt schließlich kleingeschnittenen Schafskäse (Feta) unterrühren.

(3) Die Hälfte des gegangenen Teiges ausrollen und auf das Backblech legen, Füllung darauf verteilen, restlichen Teig ausrollen (in Form des Blechs) und drauflegen, Ränder schließen, damit nichts ausläuft. 500 g Naturjoghurt mit einem Ei verquirlen und auf dem Börek verteilen, dann mit einem Messer das Ganze portionieren (in etwa 10 x 10 cm große Stücke, aber das kann man halten, wie man will), also einschneiden, so dass der Joghurt in die Ritzen läuft. Wer will, kann gerne Sesam darauf verteilen, muss aber nicht sein.

(4) Im vorgeheizten Backofen bei 200°C backen, 20-30 Minuten, bis es eine schöne Farbe hat. Die Börek-Stückchen lassen sich nach dem Backen leicht abtrennen, da sie vorher eingeschnitten wurden.

Börek (vereinfachte Version nach Halime Vurgun, Sibels Schwägerin)

Unser zweites Treffen fand in **Essen** bei Manu in gemütlicher Runde statt. Animiert vom Namen dieser Stadt, servierte uns Manu eins ums andere Mal ein ausgezeichnetes **Abendmahl**. Als Highlights seien hier lediglich **Couscous** und **Spaghetti mit Birnen-Walnuss-Soße** erwähnt, wobei wir letzteres wiederum als Rezept für Euch hier festgehalten haben:

(Für 4 Personen)  
225 g Spaghetti,  
2 reife kleine Birnen, geschält und in Scheiben geschnitten,  
150 ml Gemüsebrühe,  
85 ml trockener Weißwein,  
2 EL Butter,  
1 EL Olivenöl,  
1 rote Zwiebel, geviertelt und in Scheiben geschnitten,  
1 Knoblauchzehe, durchgepresst,  
50 g Walnushälften,  
2 EL Oregano, gehackt,  
1 EL Zitronensaft,  
75 g Blauschimmelkäse,  
Salz, Pfeffer

(1) Die Spaghetti in kochendem Salzwasser 8-10 Minuten bissfest garen, gut abtropfen lassen. (2) Währenddessen die Birnen in einen Topf geben und mit Brühe und Wein übergießen. Bei geringer Hitze 10 Minuten dünsten. Abtropfen lassen, Birnen und Flüssigkeit getrennt aufbewahren. (3) Die Butter und das Öl erhitzen. Zwiebel und Knoblauch darin unter Rühren 2-3 Minuten dünsten. (4) Walnüsse, Oregano und Zitronensaft unter Rühren hinzufügen. (5) Die Birnen und 4 EL der Kochflüssigkeit unterrühren. (6) Den Käse zerkrümeln und in die Pfanne geben. Bei geringer Hitze und unter gelegentlichem Rühren 1-2 Minuten erhitzen, bis der Käse zu schmelzen beginnt. Die Sauce mit Salz und Pfeffer abschmecken. Die Spaghetti mit der Sauce vermengen, garnieren und servieren.

Nach: Klassische vegetarische Küche, Bassermann Verlag, 2000.

Bei unserem dritten Treffen im August bei Doro in Göttingen ergötzten wir uns trotz hochsommerlicher Temperaturen, an einem leckeren **Eintopf ungarischer Art**. Dieser mundete nicht nur unserer auf diese Art hormonell unterstützten Schwangeren im Bunde ausgezeichnet. Zur Vervollständigung aller Gerichte haben wir auch hier für Euch das Rezept niedergeschrieben:

Vorbereitungszeit: 30 Minuten  
Kochzeit: 30 Minuten  
(für 4 bis 6 Personen)  
4 große Kartoffeln,  
1 EL Olivenöl,  
30 g Butter,  
1 mittelgroße Zwiebel (gehackt),  
je eine rote und grüne Paprikaschote (grobgehackt),  
440 g gehackte Tomaten mit Saft (ggf. aus der Dose),  
250 ml Gemüsebrühe,  
2 TL Kümmelkörner (nicht bei Antje!),  
2 TL Paprikapulver,  
Salz und frisch gemahlener Pfeffer.  
Für die Croutons:  
4 Scheiben Weißbrot ohne Kruste, in Würfel geschnitten.

(1) Kartoffeln schälen und in große Stücke schneiden. Olivenöl und Butter in einem großen Topf erhitzen. Die Kartoffeln darin bei mittlerer Stufe anbraten, bis die Ecken knusprig werden, regelmäßig wenden.

(2) Zwiebel und Paprikaschoten hinzufügen und ca. 5 min braten. Anschließend Tomaten mit Saft, Paprikapulver, Kümmelkörner und Gemüsebrühe hinzufügen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. 10 min im offenen Topf garen, bis die Kartoffeln weich sind.

(3) ggf. mit Croutons servieren. Dafür Öl auf mittlerer Stufe in einer Pfanne erhitzen. Die Croutons darin unter häufigem Wenden goldbraun ausbacken (ca. 2 min). Auf Küchenpapier abtupfen.

Nach: Das große Buch der vegetarischen Küche, Könemann Verlag, 1997  
(Original Titel: The Essential Vegetarian Cookbook, Murdoch Books, 1996)

All unsere Arbeitszusammenkünfte beurteilen wir im Nachhinein als sehr produktiv und konstruktiv. Sie boten eine immense Anregung zum gewöhnlichen Dissertationsalltag.

Die groben Formen und **Zutaten** der Werkstatt bildeten sich schon recht bald heraus, die **Füllung** jedoch benötigte eine etwas intensivere Auseinandersetzung. Doch bereits bei unserem zweiten Treffen kreierten wir mit vereinten Kräften die Programmplanung in Richtung **5\*\*\*\*Menü** – glaubten wir wenigstens!

#### **4. BEILAGEN ODER WAS SONST NOCH UNSERE KÜNSTE UND TALENTE FORDERTE:**

Nun ging es also an die Zusammensetzung der **Beilagen. Abschmecken** war angesagt! Nicht zuviel davon, aber auch nicht zu wenig von dem anderen: Referentinnen ausfindig machen, kontaktieren und einladen, Unterhaltungsprogramm ausdenken und organisieren, Kinderbetreuung einplanen, Materialien besorgen, Technik bereitstellen, Zeitablauf strukturieren, Details überlegen, Überraschungen einkalkulieren, Chaosvermeidungsstrategien entwickeln...

Und mit all diesen und sonstigen Vorbereitungen verging die Zeit unheimlich schnell und die 10. WiWe rückte näher und näher. Doch noch immer hatten wir den **Leckerbissen** als grobes und **rohes** Etwas nicht **gegart**: die Doktorinnenehrung. Uns war jedoch bewusst, dass es dieses Jahr etwas ganz Besonderes werden musste, da es sich immerhin um die 10. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt handelte. Auf unserem letzten Treffen ging es dann aber unter Mobilisierung aller nötigen Kräfte und Nutzung sämtlicher Ressourcen um dieses **Sahnestück**, wo wir unserer Kreativität freien Lauf lassen konnten.

#### **5. VOILÀ LE DESSERT:**

Bevor wir in Weimar in aller Ruhe und Ausgiebigkeit **dinieren** konnten, gab es vor Ort dann doch mehr zu erledigen, als gedacht. Und noch während des großen **Schmauses**, wurde auf den Hinterbühnen geplant, **gewürzt** und neu **abgeschmeckt**, so dass größere Pannen und andere **Geschmacksverirrungen** (Gott sei Dank!) ausblieben.

Letztendlich boten wir Euch das gesamte **Menü** und als **Dessert** viele kleine Highlights zwischendurch. Dazu sei an die detaillierte Dekoration, den Marktplatz, die Tombola, den Cabaretabend und das Buffet erinnert.

Uns hat es jedenfalls sehr großen Spaß gemacht, diese Tagung mit Euch zu erleben, denn wir wissen auch, ohne Euch, wäre sie nicht das geworden, was sie war!

Und nun viel Spaß beim Rezepte-Ausprobieren und **Guten Appetit!**



# INS NETZ GEHOLT!

## TAGUNGSBERICHT

Melanie Stadermann

»Ins Netz geholt« – so lautet die WiWe-Dokumentation aus dem Jahr 1999, aus der ich diese Überschrift ausleihe.

»Ins ›Wissenschaftlerinnen‹-Netz geholt« – genauso fühle ich mich, das ORGA-Team (Vorbereitungsgruppe verantwortlich für die Organisation der Werkstatt), die Referentinnen und andere Teilnehmerinnen haben mich im positiven Sinne »gefangen«.

Gefangen für das Thema »Gender Mainstreaming« (GM) als geschlechter- und gleichstellungspolitische Strategie, um die sich die Beiträge drehen. Leider zeigte sich, dass, obwohl dieses Prinzip 1997 im Amsterdamer Vertrag für alle EU-Mitgliedsstaaten als verpflichtend beschlossen wurde, es in der Praxis noch lange nicht »Mainstream« ist.

Bereits am ersten Abend wurde dies durch eine Videoaufführung deutlich: Dorothea Witt und Rahima Valena haben auf dem Göttinger Marktplatz Menschen befragt, was sie denn mit dem Begriff GM verbinden, erstaunlich wenige wussten hiermit etwas anzufangen.

Ich hatte am ersten Abend noch eine sehr einfache Definition von GM im Kopf: »Die Gleichberechtigung beider (!) Geschlechter in allen sozialen und gesellschaftlichen Bereichen.« Doch wie wird dies umgesetzt? Und wo? Was bedeutet dies für die Frauenförderung? All diese Fragen schwirrten mir während der ganzen Tagung durch den Kopf, sie wurden durch die verschiedenen Beiträge und Diskussionen immer wieder neu angeregt, wenngleich auch nicht alle beantwortet. Auf der WiWe wurde mir vor allem bewusst, wie komplex und vielschichtig dieses Thema ist und dass es hier noch viel Diskussions- und Handlungsbedarf gibt.

Spannend für mich war der Blick auf andere Länder. So erhielten wir am Freitag Vormittag im Rahmen eines *Erzählcafés* mit Dorothea Witt von Rahima Valena eine Einführung zum geschichtlichen Hintergrund der Rolle von Frauen in Afghanistan, angereichert vom eigenen biographischen Hintergrund der gebürtigen Afghanin. Von Marietta Schneider wurden wir in ihren Vorträgen und Diskussionsrunden darüber informiert, inwieweit *GM in Österreich* umgesetzt wird.

Ilona Schulz-Müller stellte die folgende Frage in den Raum: *GM verändert Organisationen, tatsächlich?* Leider zeigten ihre (Zahlen-)Beispiele, dass GM in vielen

Einrichtungen zwar auf dem Papier steht, aber noch lange nicht in der Praxis umgesetzt wird. Gerade in den Chefetagen ist die Anzahl von Frauen immer noch extrem niedrig.

Carolin Callenius berichtete über Erfahrungen aus *entwicklungspolitischen Institutionen*, um *internationale Aspekte von GM* aufzuzeigen.

Nachmittags wurden zwei Workshops angeboten: Carolin Callenius stellte *Instrumente zur Gender-Analyse* vor, während in der Arbeitsgruppe von Marietta Schneider über *GM als machtkritisches Instrument* diskutiert wurde.

Am Samstag Vormittag wurde *GM* unter Regie von Sandra Smykalla *im Kontext dekonstruktiver Theorien* beleuchtet.

In dem parallel stattfindenden Workshop zum Thema *Gender und Neue Medien*, der von Anja Tigges durchgeführt wurde, habe ich mich darin geübt, soziale Situationen durch die »gendersensible« Brille zu sehen und selbst *GM* zu praktizieren. Hierzu analysierten wir in Gruppenarbeit vorgegebene Beispielsituationen aus dem Bereich der Neuen Medien hinsichtlich eines »Doing Gender«: D.h. inwieweit werden hier soziale Geschlechterkonstruktionen nach herkömmlichen Mustern erhalten bzw. tradiert? Und welche anderen Ansätze und Lösungskonzepte gäbe es in einem nächsten Schritt?

Nachmittags versuchten wir gemeinsam mit Marietta Schneider *Widersprüche um die selbstautorisierte feministische Besetzung des »von Oben« kommenden GM* aufzulösen. Hier ging es insbesondere darum, zu hinterfragen, was *GM* für die Frauenerförderung bedeutet.

Einen tieferen Einblick in die jeweiligen Arbeitsgruppen und Referate werden teilweise die nächsten Kapitel bieten.

Nach den Arbeitsgruppen am Samstag Nachmittag folgte eine *Stadtführung*, die unter dem Motto *Frauenpersönlichkeiten in Weimar* stehen sollte. Doch leider wurden diese durchaus interessanten Frauenpersönlichkeiten von den Erzählungen über Goethe überschattet.

»Ins Wissenschaftlerinnen-Netz geholt« wurde ich vor allem auch durch den informellen Kontakt zu anderen HBSlerinnen, mit denen während der ganzen Tagung ein Austausch über Vorgehensweisen zur Erstellung der Dissertation, über inhaltliche und methodische Fragen, aber auch zu emotionalen Aspekten und Problembewältigung stattfand. Der Gedanke der Vernetzung zwischen aktuellen HBSlerinnen und Altstipendiatinnen wurde und wird auf der WiWe groß geschrieben – das diesjährige *10. Jubiläum* verdeutlichte auch dies!



Bewundernswert war es für mich, einige Altstipendiatinnen kennen zu lernen, die es geschafft haben, erfolgreich Kind(er) und Promotion unter einen (Doktorinnen-)Hut zu bekommen.

Für mich besonders bewegend war die *Doktorandinnen-Ehrung* am Samstag-Abend, die mit viel Liebe zum Detail gestaltet wurde. Auch der Spaß kam nicht zu kurz: So arrangierte das ORGA-Team als Einstieg eine Lebenslotterie: Wir konnten gegen ein paar Cent Spielkarten erwerben, die als Schlüssel zu einem symbolträchtigen Gewinn fungierten. Beispielsweise wurden als Preise Netzstrümpfe, Dokumentationen von vergangenen WiWes oder Fische aus Seife als Symbol für die Vernetzung in der HBS vergeben.

Nachdem wir uns an dem leckeren Büfett bedient hatten, wurden Dr. Margarethe Herzog und Dr. Heike Meyer-Schoppa von ihren Laudatorinnen unter einem künstlich erzeugten Sternenhimmel, der eine ganz besondere Atmosphäre zauberte, herzlichst geehrt und beglückwünscht.

Der Abend steigerte sich noch mit »Glanz und Gloria«, einem Kabarettduo, das mit ihren Chansons alltägliche (geschlechtliche) Interaktion parodierte. So eine feierliche Doktorandinnen-Ehrung mit zu erleben ist ein wirklicher Motivationsschub für die eigene Promotion! Denn, wer möchte nicht gerne auf diese Art geehrt werden?

Es folgte eine durchtanzte und -diskutierte Nacht. Am letzten Tag, nachdem Alexandra Rau *Aktuelles aus dem LK* berichtet hat, ging es vor allem um die Frage: »Wer gestaltet die nächste WiWe?«

Tja, und nun bin ich nicht nur ins Wissenschaftlerinnen-Netz geholt worden, sondern werde demnächst auch selbst dran »mitstricken«...



## **II. Gender Mainstreaming – konzeptuelle Ansätze**



# DIE DISKURSIVIERUNG VON GESCHLECHTERTHEORETISCHEM WISSEN IM GENDER MAIN- STREAMING-PROZESS: GENDERTRAINING – EIN PARADOXES GESCHLECHTER- POLITISCHES HANDLUNGSFELD

*Sandra Smykalla*

## **ABSTRACT**

*Der Beitrag untersucht diskursive Bedeutungsherstellungen der gleichstellungspolitischen Strategie Gender Mainstreaming. Nach einem pointierten Blick auf politische Diskursivierungen von ›Gender‹ und ›Mainstreaming‹ werden Konzeption und Zielsetzung von Gendertrainings untersucht und die Bedeutung von Genderkompetenz kritisch reflektiert.*

Gender Mainstreaming ist eine umfassende Strategie zur Integration von Geschlechterfragen in alle politischen Entscheidungsprozesse innerhalb von Organisationen mit dem Ziel, den gesetzlichen Gleichstellungsauftrag umzusetzen und tatsächliche Chancengleichheit herzustellen. Mit einer systematischen Einbindung von Geschlechterfragen in organisationale Abläufe steigt einerseits die Chance auf eine breitere Verankerung von Gleichstellungsanliegen und eine höhere Akzeptanz von Gleichstellungspolitik. Bei den bisherigen Umsetzungsversuchen von Gender Mainstreaming lassen sich andererseits jedoch Verschiebungen der politischen Ausrichtung von Gleichstellungsanliegen beobachten, die kritisch zu reflektieren sind. Gendertrainings, als eines der zentralen Instrumente zur Implementierung von Gender Mainstreaming, konstituieren sich derzeit durch diverse geschlechterpolitische Aushandlungsprozesse. So eröffnen sich Spannungsfelder, die Gleichstellungspolitik derzeit zwischen »Demokratisierung und Ökonomisierung« (Kahlert/Schindler 2003: 50) verorten, gleichzeitig sind die Praktiken der Umsetzung von den geschlechtertheoretischen Kontroversen zwischen ›Entnennung‹ und ›Inszenierung‹ von Geschlecht gezeichnet (Knapp/Wetterer 2002).

## **DIE DISKURSIVIERUNG VON GENDER MAINSTREAMING**

Ob »Sturzgeburt eines Begriffes« (Mustroph 2000) oder »Quadratur des Kreises« (Jegher 2003), »Etikettenschwindel« (Metz-Göckel 2003) oder »Schwanengesang auf die Frauenpolitik« (Holzleithner 2001) – die Implementierung von Gender Mainstreaming hat im deutschsprachigen Raum kontroverse Diskussionen um gleichstellungspolitische Strategien ausgelöst. Aus wissenschaftlicher Perspektive zunächst nur zögerlich als Gegenstand der Geschlechterforschung anerkannt, etabliert sich in jüngster Zeit neben einer wachsenden Zahl an Begleitforschungsprojekten auch ein differenzierter theoriepolitischer Diskurs, der die inhärente Bedeutungsgebung des Gender Mainstreaming Prozesses kritisch beleuchtet.

Da sich hinter der EU-Richtlinie kein fertiges Konzept verbirgt, ist die erste Phase der Implementierung von Gender Mainstreaming geprägt von einem Aushandeln von Definitionen und der Suche nach sinnvollen Konzepten zur Umsetzung in den jeweiligen Arbeitskontexten. Für die jeweiligen Lesarten von Gender Mainstreaming sind die (geschlechter)politischen Kontexte bedeutungsgebend, in denen Gleichstellung und feministische Politik bisher verhandelt wurden. Die jeweiligen organisationalen Rahmenbedingungen (Organisationskultur, Repräsentation von Geschlechterverhältnissen und Gleichstellungsanliegen) und die politische Verortung der Akteurinnen und Akteure innerhalb der diversen Diskussionsorte von Geschlechterfragen spielen eine wesentliche Rolle für die verschiedenen Umsetzungspraktiken, die mit Gender Mainstreaming verknüpft werden. Entscheidend ist, welche Erkenntnisse aus der Frauen-, Männer-, Geschlechter- oder Queerforschung herangezogen werden und wie die Erfahrungen aus (gleichstellungs-)politischen, feministischen und männlichkeitskritischen Politikfeldern vor der Einführung von Gender Mainstreaming bewertet und in Zusammenhang mit der Einführung der EU-Strategie gebracht werden.

## **WEGE ZUR GLEICHSTELLUNG – SEPARATION ODER INTEGRATION?**

Beispielsweise waren die Reaktionen auf Gender Mainstreaming von feministischer Seite besonders deutlich. Durch die Einführung von Gender Mainstreaming gewann erneut die feministische Frage nach Separation oder Integration an Brisanz, die schon seit dem Beginn der Neuen Frauenbewegung »autonome« und »institutionalisierte« Feministinnen und Frauenpolitikerinnen in politische Überzeu-

gungskämpfe verstrickte. In den letzten Jahren wurden konfrontative Auseinandersetzungen seltener, nicht zuletzt weil der Sinn und Nutzen von institutioneller Gleichstellungspolitik selbst zum Gegenstand kritischer Reflektionen geworden ist.<sup>1</sup>

Ein Kritikpunkt am Gender Mainstreaming bezieht sich bis heute auf das »Mainstreaming« als politische Strategie, das sich durch die Implementierung von der Führungsebene aus top-down, auszeichnet. Der Top-down-Ansatz gilt als ein wesentliches Profilierungsmerkmal des »Neuen« der Gender Mainstreaming-Strategie. Damit wird oft ein Gegensatz zu bisheriger Frauenförder- und Gleichstellungspolitik konstruiert, die sich eher bottom-up, also »von der Basis aus« bzw. basisdemokratisch definierte. Die systematische Implementierung von Maßnahmen zur Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen stellt einen Institutionalisierungsprozess von sozialen Bewegungen dar – im Fall von Gender Mainstreaming liegen die Vorläufer und Ursprünge zu einem wesentlichen Teil in den frauenpolitischen Forderungen der Internationalen Weltfrauenkonferenzen. Institutionalisierungsprozesse wie diese werden nicht selten durch die These der Entpolitisierung von politischen Praktiken durch ihre Etablierung in Organisationen begleitet. Damit einhergehende Professionalisierungen markieren einen umstrittenen und umkämpften Übergang von »autonom angeeigneten« Themen und Fähigkeiten hin zu deren Etablierung und »Vereinnahmung« durch institutionalisierte Systeme und Strukturen. Das kritische Hinterfragen von Gender Mainstreaming durch einige Feministinnen stellt deshalb den Sinngehalt des Mainstreaming-Ansatzes per se in Frage. Es werden Befürchtungen geäußert, die mit einer Lesart von Gender Mainstreaming als »Anpassungsstrategie« oder »Systemkonformismus« verbunden sind: Gender in den Mainstream zu holen gelte als Verrat an ursprünglichen Zielen des Feminismus, da der emanzipatorische Gehalt von Gender und Empowerment durch ein Mainstreaming verloren ginge (Degele 2003).<sup>2</sup> Als politische Kontroverse erinnert dieses Misstrauen an Diskussionen um die Etablierung von Geschlechterforschung bzw. Gender-Studies als Studiengang an Universitäten: Während sich Befürworterinnen der curricularen Verankerung von Geschlechterfragen in Forschung und Lehre die langgeforderte Anerkennung von Forschungsinhalten und den dahinterstehenden ExpertInnen erhofften, warnten SkeptikerInnen vor einer Nischenbildung, die in die falsche Richtung weise, da sie die Zuständigkeit und

1 Siehe beispielsweise Wetterer 1998, Holland-Cunz 2001, Hark 2001.

2 Siehe exemplarisch Debatten zum Schwerpunktthema Feminismus und Gender in »femins & gender«, Beilage der Tageszeitung junge Welt (16.7.2003), Nr. 163 und der Zeitschrift Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik, 44 2003.

damit die Befähigung für Auseinandersetzungen mit dem Thema ›Geschlecht‹ erneut in die Hände einiger weniger lege – und so das selbst gesteckte Ziel der breiteren Anerkennung von Geschlechterfragen unterwandere.

## WISSENSPRODUKTIONEN VON GENDER

Ich denke, Entweder-Oder Positionierungen sind kontraproduktiv, weil sie prinzipiell zwei Seiten der gleichen Medaille darstellen. Durch eine kritisch-feministische Beteiligung an der Ausgestaltung der Ziele und Operationalisierungen von gleichstellungspolitischen Anliegen liegt die Chance für Umdeutungen und Verschiebungen der hierarchischen Geschlechterordnung. Durch die Einführung von Gender Mainstreaming werden diskursiv Bedeutungen über das Geschlechterverhältnis hergestellt, die in Anbetracht der bisherigen Umsetzung vor allem auch von dekonstruktivistischer Seite hinterfragt werden: »Trägt Gender Mainstreaming [...] zur Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit bei?« (Pühl 2003:69) – »Fügt sich Gender Mainstreaming in den Status quo und festigt damit das Bestehende?« (Degele 2003).

Ebenso wie die politische Strategie des Mainstreaming unterschiedlich zu begreifen ist, so verweist auch der Gender-Begriff auf eine differenzierte Geschichtsschreibung innerhalb feministischer Theoriebildung. Meist ohne dies zu explizieren, rekurren unterschiedliche Operationalisierungen von Gender Mainstreaming auf geschlechtertheoretische Ansätze und re/produzieren durch ihre Bezeichnungspraxis bestimmte Verständnisse von Gender. So kann beispielsweise als Ziel eines Gendertrainings einmal das Herausstellen der Geschlechterunterschiede und deren wechselseitige Akzeptanz angestrebt werden, während andererseits gerade Uneindeutigkeiten und Vielfältigkeiten der Geschlechtsidentität als Voraussetzung für den Abbau hierarchischer Geschlechterverhältnisse betont werden können. Häufig wird Gender lediglich als englische Vokabel mit »soziales Geschlecht« ins Deutsche übersetzt (z.B. [www.gendermainstreaming.net](http://www.gendermainstreaming.net) des BMFS-FJ). Mit dieser Verkürzung wird dem feministischen Konzept nicht nur seine differenzierte Bedeutung genommen, sondern Gender wird auch in der Relation der Sex-Gender-Trennung verortet. Damit bleiben dekonstruktive Infragestellungen der Naturalisierung des Geschlechterdualismus und die Voraussetzung der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit unbeachtet. Eine der wohl dominantesten Lesarten im Gender Mainstreaming-Diskurs lautet (exemplarisch): »Gender umfasst sowohl Frauen als auch Männer in ihrer Relation zueinander« (Metz-Göckel/



Roloff 2002:1). Hier wird Gender zwar als Verhältnis angesprochen, gleichzeitig wird jedoch eine vereinheitlichende Kategorisierung von Frauen und Männern in ihrer Gegensätzlichkeit reproduziert. Ein anderes Verständnis verortet Geschlecht grundlegender: »Gender ist nicht bloß ein Begriff, sondern ein Konzept, eine Strategie, eine Methode.« Gender verweist auf ökonomische, soziale, kulturelle Zuschreibungen und Erwartungen, die an Weiblichkeit oder Männlichkeit geknüpft sind. (Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt 2003: 116)

»Gender heißt mehr als Frau und Mann. [...] Geschlecht ist nicht das, was jemand ist oder genau das was jemand hat. Sich auf die Binarität Frau und Mann zu beziehen ist eine regulatorische Machtanwendung, die jegliche Möglichkeit seiner Durchbrechung ausschließt.« (Butler 2002:7) Diese Lesart dürfte diejenigen im Mainstream verstören, die Gender als Ersetzungsbegriff für Frauen und Männer verwenden und damit die unterschiedliche soziale Identitätsformationen von Frauen und Männern in einer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit anrufen ohne ihr Verwobensein mit anderen sozialen Differenzierungen zu beachten. Im Sinne von Queer-Theory und der stärkeren Berücksichtigung der Kategorie Sexualität liegt die Herausforderung für heutige Geschlechterpolitik in einer »Umorientierung von Praxen« und in einer »Umdrehung der Perspektive vom Ausgeschlossenen zum Eingeschlossenen«: Die Aufgabe besteht darin, Frauen und Männer weder als einheitlich diskriminierte Gruppe noch als positiv affirmierte Gruppe anzusehen.« (Pühl 2003: 67 )

## **GENDER IM TRAINING**

In dem geschlechterpolitischen Handlungsfeld Gendertraining kreuzen sich politische und theoretische Diskurse von »Gender« und »Mainstreaming«. Gendertrainings fungieren neben analytischen Instrumenten<sup>3</sup> und Konsultationsinstrumenten<sup>4</sup> als Bildungsinstrumente der Gender Mainstreaming-Strategie. Sie stellen einen wichtigen Link zwischen der gesetzlichen Vorgabe der EU-Richtlinie und der Gestaltung der konkreten Umsetzung in Organisationen und Verwaltungen dar, weil sie die Idee von Gleichstellung, Chancengleichheit und Geschlechtergerech-

3 Geschlechterdifferenzierende Statistiken, Genderanalysen, Checklisten und Gleichstellungsprüfungen.

4 Lenkungs- und Steuerungsgruppen.

tigkeit ›in die Köpfe der Leute‹ bringen sollen. Oft stehen die Fortbildungen am Anfang eines Implementierungsprozesses und bilden somit – im besten Fall – den Auftakt für eine langfristige Integration von Geschlechterfragen in die Organisation. An der Schnittstelle von Organisations- und Personalentwicklung und Erwachsenenbildung entstehen eine Vielzahl von Trainingskonzeptionen, die auf organisationaler und personaler Ebene geschlechtergerechte Veränderungsprozesse initiieren wollen. Derzeit boomt der Gender-Markt: Mittels Gendertrainings, Genderworkshops, Genderzirkeln, Genderberatung oder Gendercoaching durch Gendertrainerinnen und -trainer, die oft als so genanntes »Genderteam« (Mann-Frau-Team) auftreten, wird beabsichtigt Geschlechterverhältnisse als querliegendes Thema in fachlichen Arbeitsprozessen sichtbar zu machen. Eine geschlechtergerechte Organisationskultur ist dabei programmatisch ebenso anvisiert wie der Erwerb von Genderkompetenz bei den beteiligten Akteurinnen und Akteuren herzustellen. »[d]urch Gender Training werden die Mitarbeitenden in die Lage versetzt, Genderperspektiven und Ergebnisse und Erfahrungen genderbezogener Forschung, Beratung und Bildung in die eigene fachliche und berufliche Arbeit konsequent einzubeziehen.« (Blickhäuser 2001: 16) Organisationsbezogen geht es um die Identifizierung von Handlungsfeldern (Festlegung von Zielen) und um die Wissensvermittlung bzw. z.T. auch Erprobung des Einsatzes von Methoden und Verfahren zur Integration von Gleichstellungsanliegen.

Bei Gendertrainings handelt es sich um Sensibilisierungsworkshops zur Wahrnehmung und Reflexion der eigenen Geschlechtsidentitäten sowie der Strukturen der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse. Als Fortbildungsmaßnahmen dienen sie gleichzeitig der Anwendung gender-bezogener Aspekte in den jeweiligen Arbeitszusammenhängen (Blickhäuser 2001: 16). Gendertrainings sind in der Regel als ein- bis mehrtägige Veranstaltungen konzipiert. Es gibt keine Standardtrainingsprogramme, sondern die Angebote variieren je nach Kontext, Zielgruppe und Rahmenbedingungen der anfragenden Organisation. Das Grundkonzept umfasst eine reflexive Komponente und eine instrumentelle Komponente (Frey 2003: 126). Im einzelnen setzen sich die Trainings zumeist aus drei Bausteinen bzw. Säulen zusammen:

1. Sensibilisierung (Übungen zur Bewusstwerdung und Reflexion der eigenen Geschlechterkonstruktionen und Gender-Muster, Ermöglichung von Perspektivwechsel),
2. Erwerb von Gender-Grundwissen: Was ist Gender und Gender Mainstreaming? Welche Theorien und Definitionen gibt es? (Input zu Frauenförderung, Gleichstellungspolitik, Geschlechtertheorien)

3. Handlungsorientierung (Herstellen des Praxisbezugs, Vorstellen von Instrumenten und Methoden, Umsetzungsvorschläge für die jeweiligen Arbeitsfelder).

Als Zielgruppe der Maßnahmen sind vor allem jene Personen und Ressorts anvisiert, die Gleichstellungspolitik erfahrungsgemäß bisher oft am distanziertesten gegenüberstanden: die Leitungsebene. Gemäß dem Top-down-Prinzip von Gender Mainstreaming richten sich die Trainings also in erster Linie an die Führungskräfte in Organisationen und Verwaltungen von Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, in zweiter Linie an deren nachgeordnete Institutionen sowie an AkteurInnen und MultiplikatorInnen in Parteien, Gewerkschaften, NGOs, Bildungseinrichtungen, kirchlichen oder privatwirtschaftlichen Organisationen und in pädagogischen, sozialen Berufen (Schweikert 2001).

### **VERMITTELN, ENTWICKELN, ERMÖGLICHEN: GENDERKOMPETENZ DURCH GENDERTRAINING?**

Was aber bedeutet nun die Begriffsschöpfung Genderkompetenz, die besonders im Zuge der Implementierung von Gender Mainstreaming zu einer der zentralen Begrifflichkeiten avancierte? Gesamteuropäisch lässt sich ein Trend vom Qualifikationsbegriff hin zum Kompetenzbegriff beobachten, der in den 1990er Jahren breit diskutiert wurde (Arnold 2002:26). Kompetenzorientierte Bildungsarbeit zeichnet sich durch klare Handlungsziele aus und vermittelt entsprechende Inhalte. Anspruch dieser Trendwende ist es, die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts zu erweitern. Statt der systematischen Erarbeitung von Fach- und Sachwissen steht also der Subjektbezug, insbesondere die Handlungsfähigkeit im Mittelpunkt (Hof 2002: 155).

Etwas polemisch kommentieren ließe sich der neuerliche Kompetenz-Boom, der auch im Gender-Mainstreaming-Diskurs Einzug hält, in Anspielung auf die Bandbreite der Bedeutungen und Verwendungen von Kompetenz mit Orthey als die »Karriere eines ungefähren Begriffs« (Orthey 2002: 7). Kompetenz gelte heutzutage als »semantische Projektionsfläche für Zuschreibungen, die etwas mit Fähigkeiten zu tun haben, die zum Lebens- und Arbeitsvollzug gebraucht werden und deren Erwerb zugleich *möglich* ist.« (Hervorh. im Original, Orthey 2002: 8). Wie nun Diskussionen um die Ablösung der Weiterbildung durch Konzepte der Kompetenzentwicklung aus der Erwachsenenbildung zeigen, verweist Kompetenz als Begriff auf eine doppelte Bedeutung: Zum einen auf »Zuständigkeit« oder »Befug-

nis« und zum anderen auf ›Befähigung« (Clement 2002: 29). Die Verwendungen des Genderkompetenzbegriffs beziehen sich meistens auf den Aspekt der Befähigung im Sinne der Kompetenzentwicklung – z.B. eben durch Gendertrainings. Umstritten bleibt, inwiefern Kompetenz überhaupt vermittelt und auch erworben werden kann. Während die Gender-Expertin Rösgen von einer Entwicklung statt einer Vermittlung ausgeht, argumentiert Arnold im Rückgriff auf die erwachsenenpädagogischen Diskussionen um Bildung und Kompetenz, dass Kompetenz nicht entwickelt sondern lediglich *ermöglicht* werden könne (Arnold 2002: 27 ff.).

Obwohl die konzeptionelle Ausgestaltung der Trainings aufgrund der professionellen Hintergründe der jeweiligen Trainerinnen und Trainer variiert (Organisations- und Unternehmensberatung, Supervision, Coaching, Frauen- oder Männerbildungsarbeit), lässt sich als kleinster gemeinsamer Nenner des Verständnisses von Genderkompetenz eine enge Verbindung von Wissenserwerb und Handlungsorientierung festhalten. Es geht um eine »Verknüpfung von Erkennen gleichstellungsrelevanter Aspekte im jeweiligen Tätigkeitsfeld und Umsetzung der Erkenntnisse im praktischen Handeln« (Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt 2003: 104). Genderkompetenz kann damit verstanden werden als »das Wissen, in Verhalten und Einstellungen von Frauen und Männern soziale Festlegungen im (privaten, beruflichen, universitären) Alltag zu erkennen und die Fähigkeit, so damit umzugehen, dass beiden Geschlechtern neue und vielfältige Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet werden.« (Metz-Göckel/Roloff 2002: 2)

In Erweiterung dessen wird Genderkompetenz nicht nur als Fähigkeit, die auf personaler Ebene zu ermöglichen ist, angesehen, sondern zudem ist die Ebene der Rahmenbedingungen in Organisationen stärker zu berücksichtigen. Im Sinne eines »Dürfens« wird die Dimension des Einverständnisses der Organisation benannt, Gleichstellungsanliegen umzusetzen. Damit werden Umgangsweisen mit hemmenden Bedingungen und die Gestaltung von fördernden Bedingungen in der Organisation als integraler Bestandteil von Genderkompetenz begriffen. Eine so verstandene Kompetenz wäre dann in Abgrenzung zu Genderkompetenz als Gender Mainstreaming-Kompetenz aufzufassen (Rösgen 2003:15).

Im Zuge der Fortschreitung der Gender Mainstreaming-Implementierung wird eine notwendige Verknüpfung von Fachwissen mit Genderwissen immer offensichtlicher: Genderkompetenz muss als ein Teil der professionellen Kompetenz jedes/jeder Einzelnen in einer Organisation angesehen werden und ist damit nicht als eine zusätzliche, additive Kompetenz zu verstehen. Bei der Entwicklung von Genderkompetenz geht es um die »Erhöhung des Potentials von Gender Mainstreaming« (Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt

2003: 102). Damit ist diese Zielsetzung abzugrenzen von der allgemeinen Fortbildung zu Genderfragen, wie beispielsweise in Gender-Studies an Universitäten oder in anderen geschlechterbezogenen Bildungsmaßnahmen.

## **IM LAND DER BEGRENZTEN UNMÖGLICHKEITEN**

Die Diskursivierungen von Gender und Mainstreaming sind eng verknüpft mit der Frage nach der Ausgestaltung von Gendertrainings und Genderkompetenzentwicklung. Wird Gender Mainstreaming lediglich technisch umgesetzt, so laufen auch Gendertrainings Gefahr, in die Falle der Reproduktion von Geschlechterdualismen zu tappen. Wenn es der Sensibilisierungsarbeit in den Trainings nicht gelingt, das konstitutive Dilemma von Anerkennung und Festschreibung von (Geschlechter)Differenz auszuhalten und Paradoxien und Widersprüche sichtbar zu machen statt zu glätten, werden Geschlechterstereotype manifestiert und gerade nicht unterwandert oder in ihrer Vielfalt aufgezeigt. Diese Tendenz liegt u. a. in der exklusiven und instrumentellen Behandlung der Kategorie Geschlecht begründet. Für eine nicht-essentialistische Geschlechterpolitik besteht die Herausforderung darin, in Gendertrainings eine Umkehrung zu vollziehen und statt einer Diskriminierungsperspektive Privilegstrukturen in den Blick zu nehmen (Pühl 2003: 7). Die Wirkweise der Geschlechterkonstitution ist zu verlernen statt zu erlernen. Hierbei sind vor allem die Trainerinnen und Trainer gefordert, sich über die komplexen Fallstricke der Reproduktion von Geschlechterdifferenzen bewusst zu werden und eine geschlechterkritische Perspektive in den Trainings zu etablieren. Bisher scheinen es jedoch erst Wenige zu wagen, Geschlechtergrenzen zu überschreiten und den Mangel an Eindeutigkeit produktiv zu gestalten.

## **LITERATUR**

- Arnold, Rolf (2002): Von der Bildung zur Kompetenzentwicklung. Anmerkungen zu einem didaktischen Perspektivenwechsel. In: Nuissl, E./Schiersmann, Christiane/Siebert, Horst (Hg.): Literatur und Forschungsreport Weiterbildung, Nr. 49, Deutsches Institut für Erwachsenenbildung e.V. (DIE), Bielefeld, S.26-38.
- Blickhäuser, Angelika (2001): Gender-Trainings – ein Instrument zum Erwerb von Gender-Kompetenz. In: FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung,

- Schriftenreihe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Heft 4, S.14-17.
- Butler, Judith (2002): Zwischen den Geschlechtern. Eine Kritik der Geschlechternormen. In: Das Parlament, Aus Politik und Zeitgeschichte, 19. August 2002, S.6-8.
- Clement, Ute (2002): Kompetenzentwicklung im internationalen Kontext. In: Clement, Ute/Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung, Opladen, S.29-54.
- Degele, Nina (2003): Anpassen oder unterminieren: Zum Verhältnis von Gender Mainstreaming und Gender Studies. In: Freiburger Frauen Studien, Ausg. 12: 79-102
- Frey, Regina (2003): Gender im Mainstream. Geschlechtertheorie und -praxis im internationalen Diskurs. Königstein/Taunus.
- Hark, Sabine (2001): Der »männliche« Wissenschaftskörper und die Frauenförderung – Paradoxien eines un/aufhaltsamen Einstiegs. In: Batisweiler, Claudia /Lembeck, Elisabeth /Jansen, Mechthild (Hg.): Geschlechterpolitik in Hochschulen: Perspektivenwechsel. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming. Opladen, S. 58-65.
- Holland-Cunz, Barbara (2001): Probleme des Erfolgs – Überlegungen zu den ambivalenten Anforderungen institutioneller feministischer Theorie und Politik. In: Batisweiler, Claudia/Lembeck, Elisabeth/Jansen, Mechthild (Hg.): Geschlechterpolitik in Hochschulen: Perspektivenwechsel. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming. Opladen, S. 45-55.
- Holzleithner, Elisabeth (2001): Paradigmenwechsel? Von der »Gleichheit aller Bürger« zum »Gender Mainstreaming«, Leseprobe aus dem Vortrag von Elisabeth Holzleithner am 11. Oktober 2001: <http://mailbox.univie.ac.at/~holzlee2/>
- Hof, Christiane (2002): (Wie) lassen sich soziale Kompetenzen bewerten? In: Clement, Ute/Arnold, Rolf (Hg.): Kompetenzentwicklung in der beruflichen Bildung, Opladen, S.153-168.
- Jegher, Stella (2003): Gender Mainstreaming. Ein umstrittenes Konzept aus feministischer Perspektive. In: Feminismus, Gender, Geschlecht. Themenschwerpunkt in: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik, Heft 44, 23. Jg., S.5-18.
- Kahlert, Heike/Schindler, Delia (2003): Mit Hochschulreform Chancengleichheit herstellen? Gender Mainstreaming zwischen Ökonomisierung und Demokratisierung. In: Burkhardt, Anke/Schlegel, Uta (Hg.): Warten auf Gender Main-

- streaming. Gleichstellungspolitik im Hochschulbereich. die hochschule – journal für wissenschaft und bildung, Heft 2, 12. Jg., S.50-63.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (2002): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik (Forum Frauenforschung Band 13), 2. Auflage, Münster.
- Metz-Göckel, Sigrid (2003): Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und Generationenverhältnis. Zur Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wirtschaft. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, Heft 1/2 Jg. 20, S.8-10.
- Metz-Göckel, Sigrid /Roloff, Christine (2002): Genderkompetenz als Schlüsselqualifikation (pdf). In: Journal Hochschuldidaktik 2002, H.1.
- Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt (Hrsg.) (2003): Gender Mainstreaming in Sachsen-Anhalt: Konzepte und Erfahrungen. AutorInnen: Hofmann, Isolde/Körner, Kristin/Färber, Christine/Geppert, Jochen/Rösgen, Anne/Wanzek, Ute. Opladen.
- Mustroph, Tom (2000): Sturzgeburt eines Begriffes. Neue Versöhnungsformel. In: Freitag die Ost-West-Wochenzeitung, 47, 17.11.2000.
- Orthey, Frank Michael (2002): Der Trend zur Kompetenz. Begriffsentwicklung und Perspektiven. In: supervision, Heft 1, S.7-14.
- Pühl, Katharina (2003): Geschlechterpolitik im Neoliberalismus. In: Feminismus, Gender, Geschlecht.
- Themenschwerpunkt in:Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik, Heft 44, 23. Jg., S.61-83.
- Rösgen, Anne (2003): Zur Evaluation von Chancengleichheit und Gender Mainstreaming, Vortragsmanuskript zum Arbeitstreffen EP-EvaluatorInnen und Programm-Evaluation am 11. Juli 2003 in Bremen (pdf): [www.proinnovation.de/i\\_pub\\_lit.html](http://www.proinnovation.de/i_pub_lit.html)
- Schweikert, Birgit (2001): Die Umsetzung von Gender Mainstreaming auf Bundesebene – Hintergrund, aktueller Stand und Planungen. In: FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung, Schriftenreihe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Heft 4/2001, S.9-13.
- Wetterer, Angelika (1998): Noch einmal: Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Die kontrafaktischen Wirkungen der bisherigen Frauenförderung im Hochschulbereich. In: Plöger, Lydia/Riegraf, Birgit (Hg.): Gleichstellungspolitik als Element innovativer Hochschulreform. Bielefeld, S. 18-34.





## GM IN ÖSTERREICH: EINE EINSCHÄTZUNG AUS UNABHÄNGIGER FRAUEN- POLITISCHER SICHT

---

*Mag.<sup>a</sup> Marietta Schneider  
ambulante Leiharbeiterin in Sachen  
Gender und Antirassismus*

Meine Darstellung der Fallen und Widersprüche des Gender Mainstreamings (GM) in Österreich resultieren aus einer Fülle konkreter Umsetzungserfahrungen im Rahmen von Gendervorträgen und Genderworkshops, die ich in den verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen (Gewerkschaft, NGOs, öffentliche Verwaltung, Gleichstellungsgremien, Gemeindepolitische Strukturen, Unternehmen, u.a.) gemacht habe und mache. Diese konkreten Erfahrungen verknüpfe ich mit meiner permanenten Auseinandersetzung aktueller Theorieproduktion der Frauenforschung und Genderstudies, dies alles ist solid verankert in meiner 25-jährigen politischen Beteiligung und Einmischung als Feministin. Ich versuche in meiner Denkbewegung Verbindungen herzustellen, die durch die realpolitische Alltagsdebatte unterbrochen und ausgeblendet sind. Der gesellschaftspolitische Gesamtzusammenhang ist national wie international ein neoliberal bestimmter Mainstream, mit gewaltförmigen Auswirkungen in allen Lebens- und Politikbereichen. Der neoliberale Mainstream ist die entscheidende Hintergrundfolie, auf der sich GM frauenpolitisch nur als Rückzugsgefecht ausnehmen kann. Nichts desto trotz gilt es aus meiner Sicht die feministische Einmischung gerade im Zusammenhang von GM immer wieder zu unternehmen, Definitionsmacht zu reklamieren, gerade wenn frau weiß, dass GM auch dazu da ist, feministische Einmischung zu denunzieren und zum Schweigen zu bringen.

Ich stelle meinen praktisch-theoretischen Überlegungen die Kernaussagen des Expertinnenberichts an den Europarat und an die Europäische Kommission 1998 voran, weil sie inhaltliche Standards im Zusammenhang von GM beschreiben, die die häufig behauptete sachpolitische Beliebigkeit von GM meiner Meinung nach widerlegen:

- Der gravierende Unterschied zwischen der de-iure- und der de-facto-Gleichstellung wird als anerkannte Tatsache festgestellt.

- Im sozial konstruierten Geschlechterverhältnis ist das ungleiche Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern eingeschrieben.
- Das Recht auf Gleichstellung beinhaltet das Recht verschieden zu sein.
- Das Problem liegt nicht bei den Defiziten der Frauen sondern in den strukturell vermittelten Machtverhältnissen.
- Es wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass die wirtschaftliche Globalisierung die Auseinandersetzung um die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in den Hintergrund rückt.
- Die Entwicklung vom Wohlfahrtsstaat zum »schlanken Staat« wird als nicht gleichstellungsfreundlich benannt.
- GM ist der Versuch, die Gleichstellungsproblematik systematisch in die Gesellschaft im Allgemeinen und als Ganzes einzubringen.
- GM setzt bei der bestehenden Politik an, deren Prozess neu organisiert werden soll.
- GM betrifft die politischen Konzepte im Allgemeinen und im Besonderen.
- GM baut auf die Kenntnisse und Erkenntnisse der Gleichbehandlungspolitik auf
- Im besten Fall führt GM zu: \* Mehr Transparenz und Offenheit im politischen Prozess und \* es kann helfen, das Demokratiedefizit abzubauen, das heute für viele Demokratien kennzeichnend ist.

Die Entwicklung des GM-Ansatzes in der politischen Praxis hat inzwischen eine quantitative Unüberschaubarkeit erreicht, der sozialwissenschaftliche und frauenpolitische Diskurs ist aus meiner Sicht von zwei Schwerpunkten geprägt: Zum einen wird GM als neue frauenpolitische Möglichkeit begrüßt und technisch durchargumentiert oder es wird differenziert die feministische Denk- und Auseinandersetzungsgeschichte aufgegriffen und skeptisch mit dem »Neuen« in Verbindung gesetzt. Auf diesem aktuellen Hintergrund ist für mich der Rückbezug auf das Expertinnenpapier an den Europarat 1998, der in fast keiner Publikation zum Thema GM fehlt, von politikpraktischer Bedeutung: Die inhaltliche Beliebigkeit, die der GM-Strategie immer wieder unterlegt wird, lässt sich auf diesem Hintergrund nicht bündig argumentieren, ebensowenig die Beliebigkeit der Reichweite des strategischen Ansatzes: Es wird ausdrücklich festgehalten, dass es um das Ganze politischer Praxis im Allgemeinen und im Besonderen geht.

Im konkreten frauenpolitischen Tagesgeschäft, indem es vor allem um Millimeter für Millimeter abgetrotzten Frauenlandgewinnes geht, könnte der Rückbezug auf dieses prominente Expertinnenpapier manchmal vielleicht von politisch-strategischem Interesse sein.

Nun stelle ich meine bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen bei der Implementierung von GM in Österreich zur Diskussion. Die österreichische Bundesregierung (ÖVP/FPÖ-Koalition) hat im Juli 2000 ihren ersten GM-Beschluss gefasst und gleichzeitig die Abschaffung des Frauenministeriums damit begründet, dass nun GM gemacht wird. Inzwischen haben auch schon einige Bundesländer GM-Beschlüsse gefasst und die Frauenreferate der Bundesländer (Repräsentanz der Frauenpolitik in der Landesverwaltung) sind für die Umsetzung von GM verantwortlich.

Die Entwicklung des Gender Mainstreamings steht unter keinem guten Stern:

### **... wenn frau/man ungeschichtlich an das Werkzeug**

#### **Gender Mainstreaming (GM) herangeht:**

GM ist die Beschreibung eines strategischen Vorgehens mit einer vagen Zielbestimmung: Verbesserung der Chancengleichheit. Abgesehen davon, dass »Chancengleichheit« der schwächste Politikbegriff im Kontext der Gleichberechtigungsauseinandersetzung ist, kann die Verbesserung sehr unterschiedlich verstanden werden, je nach Interessenslage der Interpretierenden und Handelnden. GM ist inhaltlich an die 3. Weltfrauenkonferenz 1985 in Nairobi und an die 4. Weltfrauenkonferenz in Peking rückzubinden und könnte dadurch einiges von seiner Beliebtheit verlieren. Beunruhigend ist in dieser Hinsicht, dass zunehmend selbst langjährig tätige AkteurInnen institutioneller Frauenpolitik diesen frauenpolitisch-geschichtlichen Bezug »vergessen«, oder erst gar nicht wissen.

In einem Bundesland haben die institutionellen Frauenpolitikerinnen bei der Textierung des GM-Beschlusses ausdrücklich gefordert, den Bezug auf die Weltfrauenkonferenz zu streichen.

### **... wenn frau/man frauenpolitisch blind an**

#### **die Anwendung des GM geht:**

GM strukturell durchdacht und durchgearbeitet, braucht gute und durchsetzungsfähige Frauenstrukturen, sei dies nun in einer Gewerkschaft, in einer Landesregierung oder in einem Unternehmen. Analysiert frau die gegenwärtige Verankerung der Frauenreferate in den Landesverwaltungen oder in den Gewerkschaften, dann kommt sie zu traurigen Schlussfolgerungen: formal zwar eingerichtet, sind alle Frauenreferate nur mit geringen Budgetmitteln, wenig Einfluss und einer schwachen Verzahnung mit den einflussstarken Abteilungen ausgestattet. Ähnlich ist die Situation in den Gewerkschaften. Soweit ich das überblicken kann, sind die vorhandenen Frauenstrukturen auch in den Gewerkschaften formal

vorhanden, jedoch sowohl ressourcenmäßig als auch was ihren Einfluss auf die Entscheidungen betrifft, alles andere als stark.

Wenn GM bedeutet, alle Maßnahmen zur Gleichstellung der Geschlechter zu verstärken, hieße dies zuallererst, die schwachen Strukturen institutioneller Frauenpolitik zu erweitern, zu festigen und in direkte Verzahnung mit den zentralen Entscheidungsebenen zu bringen. Die doppelte Herausforderung heißt: institutionelle Frauenstrukturen stärken und den Verantwortungsball des GM an die Entscheidungsebenen qualifiziert weiterspielen!

**... wenn GM in der administrativ-technischen  
Zerbröselung stecken bleibt:**

Das Wesen von Bürokratien und Administrationen ist unter anderem, komplexe Aufgabenstellungen in handhabbare kleine bis kleinste Schächtelchen zu packen, zu zerteilen und zu verteilen und damit den Gesamtzusammenhang aufzulösen. GM könnte ein Anker sein, das Ganze der Geschlechterverhältnisse wieder in den Blick zu nehmen. Damit sind die Regierungschefs und Bundeskanzler gefragt, eine klare und stringente politische Willensbildung herbeizuführen. Das wäre zumindest eine handwerklich gründliche Umsetzung des sogenannten Top-Down-Ansatzes. Dass dies weder in Österreich noch in der BRD sehr bald passieren wird, ist politisch realistisch und verweist von einem anderen Argumentationszusammenhang her darauf, dass frau die Entwicklung institutioneller Frauenpolitik sehr genau im Auge behalten sollte.

**... wenn frau/man sich vom Glamour des  
Management-Sprechs blenden lässt:**

Die Ausstattung von institutionellen Frauenstrukturen sowohl in politischen Organisationen wie auch in Frauenprojekten ist seit vielen Jahren fragil und ständig in Frage gestellt. Dies macht die Akteurinnen müde und hilflos. Das kann anfällig machen für »schicke Lösungen« effizienter Steuerung. Als eine solche »schicke Lösung im Managementgewand« kommt der GM-Ansatz im wachsenden Markt der »Gender-TrainerInnen« daher. Dabei bleibt der wertschätzende und traurige Blick in die frauenpolitische Durchsetzungsgeschichte, die die Grundlage für die ergänzende GM-Strategie bildet, völlig auf der Strecke. Gendersensitivität ist ein Faktor neben anderen, der auf die Schnelle trainiert, dem gesamten Managementhandeln untergeordnet wird. Das ist das Gegenteil von wirklich nachhaltiger Strukturveränderung.

**... wenn es keine klaren und verbindlichen Rahmenbedingungen gibt:**

Bisher sind auf allen Ebenen, wo GM-Beschlüsse gefasst worden sind, sei dies nun in der Gewerkschaft, in der Bundesregierung oder in den nationalen Strukturen der EU-Förderpolitik, keine gründlich gearbeiteten Ablaufplanungen und nur geringe Ressourcenzuteilungen vorzufinden. Eine klare Ablaufplanung verzahnt mit einer guten Ressourcenzuteilung sind aber Routineabläufe sowohl im behördlichen wie unternehmerischen Handeln. Fehlen diese, dann kann von einem Akt symbolischer Politik ausgegangen werden.

**... wenn die Beschäftigung mit dem Werkzeug längerfristig bei den Frauen hängen bleibt:**

Die noch vorhandenen frauenpolitischen Strukturen sind im besten Fall »Kompetenzzentren« im Zusammenhang mit GM, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Im Moment sind in Österreich alle Frauenbüros der Bundesländer zuständig für GM. Konkret heißt das, dass fragile Strukturen mit wenig Einfluss eine weitere komplexe Aufgabe zu bewältigen haben. Dies führt längerfristig wahrscheinlich zu einer Schwächung beider Felder: Frauenförderung und Gender Mainstreaming. Damit ist die Forderung nach Doppelstrategie: sowohl Frauenförderung und GM, nicht eingelöst sondern die klassische weibliche Doppelbelastung politisch-strukturell gefestigt.

**... wenn keine Verbindung zwischen prekären Gleichstellungsstrukturen und der aktuellen Tendenz der »Verschlankung des Staates« hergestellt wird:**

Der öffentliche Dienst war (mit Einschränkungen) bisher jener Beschäftigungssektor, der Frauen mehr Möglichkeiten der beruflichen Entwicklung anbot als die sogenannte Privatwirtschaft (in Österreich auch zahlenmäßig erhoben und verifiziert). Verwaltungsreform unter dem Segel »New Public Management« heißt Stellenabbau. Die österreichische Bundesregierung hat als Zielzahl festgelegt: 15.000 Dienstposten sollen in naher Zukunft abgebaut werden. Nicht nur, dass die Anzahl der Arbeitsplätze markant schrumpft, sondern auch das innerbetriebliche Klima steht unter verunsichernden Umstrukturierungs-Vorzeichen auf Sturm. Das ist eine schlechte Voraussetzung für die an sich schon zähen innerbehördlichen Aushandlungsprozesse in Sachen Gleichstellung. Schwer vorstellbar, dass da auch noch komplexe Gender-Controlling-Prozeduren Platz finden werden.

**... wenn die feministischen Frauenzusammenhänge sich vor einer selbstautorisierten Definitionsmacht scheuen:**

Die Auseinandersetzungen zwischen institutioneller Frauenpolitik und feministisch-autonomer Politik in den letzten 30 Jahren waren vor allem in der Zeit, als Johanna Dohnal (1979 – 1995) zuerst Frauenstaatssekretärin und dann Frauenministerin war, lebhaft, heftig und Streitbar. Die Grenzen und Möglichkeiten institutioneller Frauenpolitik wurden immer wieder benannt, sichtbar gemacht. Eine lebendige Widerspruchslandschaft, in der feministisch-autonome Positionen einen zivilgesellschaftlich klaren politischen Ort hatten, eine ständige Bewegung zwischen Streit, Schutz vor Vereinnahmung, Inspiration und Abgrenzung. Österreich befindet sich nicht erst seit der schwarz-blauen Regierung (2000) in einer konservativen gesellschaftspolitischen Entwicklung, jedoch seit 2000 unmissverständlich. Feministische Zusammenhänge haben darauf unterschiedlich reagiert: innere Emigration, erschöpftes Aufrechterhalten von Basisstrukturen, Organisation zweier feministischer Widerstandskongresse oder das »Feministische Regierungsprogramm« waren und sind Ausdruck der realpolitischen Situation.

In den letzten 3 Jahren war ich Teil der Debatten zu GM in verschiedenen feministischen Zusammenhängen. Dabei konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass gemeinsames politikgeschichtliches Differenzierungswissen verlorengegangen ist, erst wieder geweckt werden muss. Ich glaube, wir brauchen eine Reformulierung feministischer Machtkritik und die Wiederaneignung selbstauthorisierter Definitionsmacht. Das »Feministische Regierungsprogramm« (siehe Teil IV in diesem Tagungsband) ist für mich ein hoffnungsvolles Zeichen in diese Richtung.

# »GENDER MAINSTREAMING« JENSEITS VON REPRÄSENTATION UND IDENTITÄT, ODER: WAS IST POLITISCH AN DER DEKONSTRUKTION?

*Alexandra Rau*

## **0. SZENENBESCHREIBUNG: WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT**

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 2003 hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Konzept »Gender Mainstreaming« einer kritischen Diskussion zu unterziehen. Im Zuge einer Auseinandersetzung mit Praxisbeispielen und Anwendungsfeldern des Ansatzes wurde es zunehmend interessant, allgemeiner über die sozialpolitischen Bedingungen nachzudenken, mit denen sich das Konzept konfrontiert sieht. Zudem wurde eingefordert, sich als Referierende selbst politisch zu verorten und die eigene feministische Sprecherinnenposition auszuweisen. Der in diesem Kontext stehende Vortrag von Marietta Schneider warf einen Blick zurück in die Geschichte und Landschaft des Feminismus in Österreich. Die Darstellung der aktuellen frauenpolitischen Situation legte es Nahe, sich in der Anschlussdiskussion mit der Frage nach angemessenen feministischen Strategien zu befassen – angesichts und jenseits des »Gender Mainstreaming«. Dabei kam auch die Wirksamkeit dekonstruktivistischer Ansätze zur Sprache und wurde kontrovers diskutiert, die Mehrzahl äußerte diesbezüglich Skepsis. Interessant erschien mir, dass sich in dieser Debatte der Streit widerspiegelte, der sich Anfang der 90er Jahre maßgeblich an Butlers »Gender Trouble« (1991) entzündete und seitdem immer wieder das umkämpfte Feld bestimmt, das feministische Theoriebildung selbst markiert<sup>1</sup>. Wie beispielsweise auch Duden und Lorey in der Diskussion um die soziale Konstruktion von Geschlecht (vgl. Duden, 1993; Lorey, 1993) oder ebenso Annuß in ihrer Darlegung der Debatte (Annuß 1996) sahen einige Teilnehmerinnen mit dieser Perspektive die Rolle der diskursiven Ebene zu Lasten der Materialität von Geschlecht

1 Die Figur »Butler« wurde darin selbst zum Diskursereignis; ihr kam eine Art Stellvertretungsfunktion dekonstruktivistischer Ansätze zu.

überbewertet. So wurde u.a. die Frage formuliert: »Ist es denn sozial konstruiert, wenn ich nachts auf der Straße als Frau Angst habe?«. Andere waren mit ihrer Einschätzung noch deutlicher, grundsätzlich sei ein dekonstruktivistischer Feminismus von seinem Ansatz her ent-politisierend, da er jeglicher feministischen Praxis durch den Angriff der kollektiven Identität »Frau« die eigene Basis entziehe.

In der einst (wie heute noch) geführten Theoriediskussion buchten einige Autorinnen diesen Kritikpunkt vornehmlich unter dem Stichwort Generationenkonflikt ab, so ja die alte feministische Garde »hilflos zusehen musste, wie sich die Grundlagen ihres Selbstverständnisses in bestürzender Geschwindigkeit zersetzen« (Stephan 2000, 64). Interessanter war jedoch jene geleistete Kritik, welche die Diskussion ins Feld des Politischen führte und damit den Kern der Butlerschen Provokation aufnahm. Hierbei spielte sicherlich Benhabib (vgl. Benhabib 1993) eine prominente Rolle, die Butler vorwarf, mit ihrer radikalen Infragestellung der Kategorie »Frau« gleichsam eine Entpolitisierung des Feminismus einzuläuten (vgl. hierzu allgemein Genschel 1996, 525f.). Jenseits davon, wie man sich dazu stellt, so wird mit der Benhabib-Butler-Kontroverse zumindest deutlich, dass das spannende Moment in der geführten Diskussion weniger in der Frage der »richtigen« Theorieproduktion lag, sondern darin, den Begriff des Politischen zu bestimmen: Bis Anfang der 90er Jahre war geteilter Konsens, dass eine politische Artikulation nur auf dem Fundament einer gemeinsamen Identität möglich war. Sie erst stellte die Legitimationsbasis bereit, um überhaupt politisch sprechen zu können. Die Prämisse lautete, dass jede Theorie der Politik ein Subjekt erfordert beziehungsweise es von Anfang an voraussetzen muss (vgl. Butler 1993, 31). Identität und deren Repräsentation waren somit die zwei Seiten der Medaille, die als politisch verstanden wurde. Genau diese Medaille prägte Butler auf entscheidend neue Weise. Indem sie in ihren Arbeiten eine Kritik des Subjekts formulierte, forderte sie damit unweigerlich den Begriff des Politischen heraus.

Im folgenden werde ich diese Problematik aufnehmen: In einem ersten Schritt wende ich mich dem Zusammenhang von »Gender Mainstreaming« und Dekonstruktion zu. Hier wird meine Arbeitsthese sein, dass Gender Mainstreaming und Dekonstruktion<sup>2</sup> keine sich ausschließenden Konstruktionen sind, sondern Gender Mainstreaming historisch und theoretisch auf dekonstruktivistische Überlegungen verweist; der Einfluss dekonstruktivistischer Theorie auf das Konzept des Gender Mainstreaming darf also meiner Ansicht nach nicht unterschätzt werden.

2 Der Begriff Dekonstruktion wurde zunächst von Derrida entwickelt und im weiteren für eine feministische Diskussion u.a. eben von Butler fruchtbar gemacht.



In einem zweiten Schritt widme ich mich einigen Überlegungen Butlers. Dabei geht es mir nicht um eine bloße Verteidigung ihrer Schriften. Vielmehr möchte ich nachzeichnen, dass sie mit der Ablehnung des souveränistischen Politikmodells meines Erachtens gerade nicht die Möglichkeit einer feministischen Politik der Gegenwart abschafft, sondern umgekehrt einen radikaldemokratischen Ansatz vorlegt, der bereit ist, sich selbst stets aufs Neue befragen zu lassen. Abschließend werde ich die Ausführungen zur Dekonstruktion auf den Ansatz »Gender Mainstreaming« rückbeziehen. Meine Argumentation läuft darauf hinaus, dass dekonstruktivistische Überlegungen nicht nur konstitutiv für das Konzept »Gender Mainstreaming« sind, sondern es gerade hieraus seinen wesentlichen, emanzipativen Gehalt bezieht. Das bedeutet umgekehrt, dass es an politischer Kraft verliert, wenn es den Bezug zu dekonstruktivistischen Ansätzen löst.

## **I. GENDER MAINSTREAMING UND DEKONSTRUKTION**

»Gender Mainstreaming« ist ein junges feministisches Konzept, das sich als politisches Instrument in den europäischen Ländern erst in den letzten fünf Jahren durchsetzen konnte.<sup>3</sup> Seinem Entstehen geht eine Krise feministischer Politikstrategien voraus, die spätestens in den 90er Jahren nicht mehr zu übersehen war. Es steht somit im Kontext einer politischen Neuorientierung des feministischen Feldes. Diesbezüglich will ich auf drei Aspekte aufmerksam machen: Erstens ist die Idee des »Gender Mainstreaming« gewiss eine Antwort auf das Phänomen, dass durch die neue Frauenbewegung zwar die Verankerung formaler Gleichberechtigung erkämpft wurde, ihr Effekt jedoch trotz der Institutionalisierung von Gleichstellungsstellen weitestgehend auf der Ebene struktureller Arbeits- und Alltagsorganisation ausblieb. Emanzipative Veränderungen der gesellschaftlich-patriarchalen Verhältnisse stellten sich zumindest als enorm träge und der Status quo als erstaunlich resistent heraus. Da half auch alle Frauenförderpolitik genauso wenig wie die Diskussion um die Frauenquote. Ja, im Gegenteil: Als unbeabsichtigte Nebenfolge dieser Politik wurde das öffentliche Bild der Frau als bedürftiges und defizitäres Wesen sogar gestärkt. Damit wurde paradoxerweise nicht nur genau jener Unterschied zwischen den Geschlechtern betont, den man erklärtermaßen entkräften wollte, sondern unglücklicherweise reproduzierte sich ebenso die einge-

3 Es entstand im Kontext feministischer Kritik an Entwicklungspolitik.

zogene Hierarchisierung. Deshalb verwundert die einsetzende Suche nach einem neuen realpolitischen Modell keineswegs.

Zweitens wurde sukzessive problematisiert, dass insbesondere junge Frauen weniger feministisches Interesse und Engagement zeigten. Freilich galt dieses Phänomen – so man ihm Glauben schenkte – gerade als Erfolg der neuen Frauenbewegung, die trotz beschränkter Reichweite einige Verschiebungen in den sozialen Alltagspraktiken bewerkstelligt habe. Daran anschließend konnte zudem konstatiert werden, dass die Frauenbewegung selbst ein Teil jenes Prozesses war, von dem sich retrospektiv sagen ließ, er habe grundlegend die Form sozialer Vergesellschaftung verändert und zu einer allgemeinen »Individualisierung« und Pluralisierung« geführt (vgl. Beck und Beck-Gernsheim 1994; bezogen auf die Lebensführung junger Frauen vgl. Geissler und Oechsle 1994; Heintz und Nadai 1998; Keddi et al. 1999). Vor diesem Hintergrund kann eine skeptische Haltung junger Frauen gegenüber feministischer Politik auf doppelte Weise interpretiert werden: Einerseits als ent-politisierender Effekt der Individualisierungsgesellschaft, andererseits umgekehrt gerade als Ausdruck einer politischen Haltung, und zwar einer solchen, die sich jeglicher Form paternalistischer Bevormundung entgegenstellt. So schreiben Rudolph und Schirmer: Junge Frauen »wollen beruflich tätig sein, Familie und Kinder haben oder auch nicht, und selbst bestimmen, wie sie ihr Leben und ihre Prioritäten organisieren. Sie wenden sich deshalb auch gegen kämpferische Haltungen und institutionelle Instrumente, von denen sie annehmen, dass durch sie vorgeschrieben werden soll, wie ihr Leben verlaufen soll« (Rudolph/Schirmer 2004, i.E.). Die Aufgabe musste demnach sein, ein feministisches Konzept zu entwickeln, das Individualisierungsphänomene als strukturell geteilte sichtbar machen konnte und gleichzeitig die mit ihnen verbundenen Ansprüche auf Selbstbestimmung ernstnahm.

Drittens war es keineswegs so, dass im Feld feministischer Theoriebildung nicht eifrig gedacht, das Handwerkszeug umgeschmiedet und theoretisch reformuliert wurde. So wurde beispielsweise der Differenzgedanke theoretisch radikalisiert. Insbesondere der Einsatz Schwarzer Feministinnen überzeugte darin zunächst, dass der Gebrauch der Kategorie »Frau« unterschiedliche weibliche Lebenslagen und Existenzweisen leugnet und somit die patriarchale Geste des totalisierenden Subjekts wiederholt. Damit waren die Unterschiede zwischen Frauen im Zentrum der Diskussion, mithin der Begriff der »Frau« nunmehr ein normatives Ideal der weißen, bürgerlichen Gesellschaft, das von Frauen je anders gelebt wurde und an dem sie je anders scheiterten (oder scheitern wollten). Im westeuropäischen Kontext wurde diese Debatte ab den 80er Jahren parallel auch durch sozialkonstruktivisti-

sche Ansätze intensiviert; Geschlecht erschien nicht mehr als Schicksal, sondern also als gesellschaftliches Konstrukt, in dessen Schlepptau sich stets die Frage nach sozialen Kämpfen und Machtverhältnissen befand. Ihren bisherigen Höhepunkt erfuhr die Diskussion um die Konstruktion des Geschlechts mit eben der Rezeption von Butlers »Unbehagen der Geschlechter« (1991), in deren Folge zunehmend dekonstruktivistische und queertheoretische Perspektiven Platz greifen konnten und auch den Überbleibseln essentialistischer Geschlechterkonzeptionen ihre theoretische Grundlage entzogen. Als Problem ließ sich jedoch beobachten, dass sich die organische Verbindung der siebziger Jahre zwischen politischer Praxis von Frauen/Lesben und feministischer Theoriebildung zunehmend löste und sich nicht wieder herstellen ließ. Ob nun die Theorie der Praxis voraussetzte oder umgekehrt, ist nicht eindeutig zu beantworten. Wohl aber lässt sich vermuten, dass Butler zu einem Diskurseffekt gerade deshalb werden konnte, weil sie mit ihren Arbeiten auf Erfahrungen von (jungen) Frauen treffen konnte, die theoretisch offensichtlich bisher keine Resonanz gefunden hatten. Umgekehrt gelang es jedoch nicht, mit Hilfe queertheoretischer, dekonstruktivistischer Theoriekonzeptionen ein politisches Instrumentarium zu entwickeln, das sich jenseits von Subkulturen in eine breite kollektive feministische Praxis hätte übersetzen lassen.

Diese drei analytisch getrennten Aspekte markieren Entwicklungen, auf die der Politikansatz »Gender Mainstreaming« trifft und reagiert. Festhalten will ich an dieser Stelle, dass das Entstehen des »Gender Mainstreaming« in einer historischen Beziehung zu dekonstruktivistischen Ansätzen steht, was sich konzeptionell in starken theoretischen Anleihen äußert. Beispielsweise arbeitet eine der führenden VertreterInnen des Konzepts »Gender Mainstreaming« in Deutschland – Barbara Stiegler (vgl. Stiegler 2002, 17) – heraus, dass mit dem Konzept »Gender Mainstreaming« beabsichtigt ist, das Alltagsverständnis von Geschlecht und Geschlechterdifferenz grundlegend in Frage zu stellen. In diesem Kontext konfrontiert sie sechs als selbstverständlich geltende Annahmen über Geschlecht mit Überlegungen der jüngeren geschlechtertheoretischen Diskussion<sup>4</sup>, die vor allem sozialkonstruktivistisch und eben dekonstruktivistisch fundiert sind (vgl. ebd., 17-23). Schließlich definiert sie Gender als »gesellschaftlichen Kanon für die Gestaltung der Geschlechterverhältnisse in seiner Wirkung auf die einzelne Person« (ebd., 23). Damit betrachtet sie Gender nicht als Eigenart oder Bestimmungsmerkmal von Einzelnen, sondern um-

4 Sie benennt folgende Punkte: »1. Ob jemand Mann oder Frau ist, wird durch körperliche Merkmale eindeutig bestimmt. 2. Es gibt nur zwei Geschlechter. 3. Jeder Mensch ist entweder Mann oder Frau. 4. Ein Mensch ändert sein Geschlecht nicht. 5. Das Geschlecht eines Menschen prägt sein Verhalten. 6. Nur Individuen haben ein Geschlecht.« (2002, 19).

gekehrt als Komplex strukturierender Elemente, die sich als Effekt auf Individuen niederschlagen. Anders als noch in differenztheoretischen Ansätzen ist infolgedessen der Blick auf jene Mechanismen eingestellt, durch die Einzelne vergeschlechtlicht werden; das heißt, im »Gender Mainstreaming« wird zum zentralen Grundgedanken, die Prozesse der Geschlechterkonstruktion zu Tage zu fördern, um sie dadurch verändern zu können. Diese Idee, die gesellschaftlichen Konstitutions- und Herstellungsverfahren von Geschlecht zum strategischen Angriffspunkt zu erklären und nur sekundär die Individuen als solche, ist dabei genau Teil der Arbeit sozialkonstruktivistischer wie auch dekonstruktivistischer Theorie<sup>5</sup>.

Oder noch einmal anders ausgedrückt: Einen Teil seiner politischen Kraft verdankt das »Gender Mainstreaming« einer Strategie, deren theoretische Basis auf dem Terrain dekonstruktivistischer Theoriebildung zu verorten ist. Damit bin ich bei der Frage, ob und wie sich eine dekonstruktivistische Perspektive als politische ausweisen kann.

## II. DAS POLITISCHE ANDERS DENKEN

Butler benennt zunächst die Schwierigkeit, die Logik und Praxis von Repräsentationspolitik abzustreifen. Sie anerkennt die Wirkmächtigkeit der aktuellen Ordnung des politischen Diskurses, wenn sie folgendes schreibt: »Anscheinend gibt es innerhalb des Feminismus eine gewisse politische Notwendigkeit, als und für *Frauen* zu sprechen – eine Notwendigkeit, die ich nicht in Frage stellen möchte. Zweifellos funktioniert die Repräsentationspolitik auf diesem Wege, und in diesem Lande sind Bemühungen um eine Lobby ohne Rückgriff auf eine Identitätskategorie virtuell unmöglich. Ich bin also damit einverstanden, dass Demonstrationen, legislative Bemühungen und radikale Bewegungen Forderungen im Namen der Frauen stellen müssen« (Butler 1993, 48; Herv.i.O.).

Gleichwohl wird sie nicht müde zu betonen, dass die Weise des politischen Bezugs auf die Kategorie »Frau« nur noch in strategischer Absicht erfolgen kann – gleichsam als ein fauler Kompromiss, der wider besseren Wissens erfolgen und als solcher transparent sein muss. Die kollektive Identität kann ihrer Meinung nach nicht den Ausgangspunkt einer feministischen Praxis abgeben, denn Identitätska-

5 Gegenüber Sozialkonstruktivismen betonen dekonstruktivistische Perspektiven, dass die soziale Konstruktion ohnehin nie identisch verläuft und in diesem Sinne stets scheitert; darüberhinaus wird herausgestellt, dass die Produktion von Subjekten beziehungsweise spezifischer von Geschlecht mit gewaltförmigen Ausschließungs- und Diskriminierungsprozessen einhergeht (siehe dazu Teil II).

tegorien seien mehr als nur deskriptiv, insofern sie immer schon normativen und somit ausschließenden Charakter besitzen (vgl. ebd., 49). Dies verdeutlicht sie insbesondere im »Das Unbehagen der Geschlechter« (1991), in dem sie das Projekt einer »politischen Genealogie der Geschlechter-Ontologie« (vgl. ebd., 60) verfolgt.

Dabei dreht sie die gewohnte Denkrichtung um: Sie weigert sich, »nach den Ursprüngen der Geschlechtsidentität, der inneren Wahrheit des weiblichen Geschlechts oder einer genuinen, authentischen Sexualität zu suchen« (Butler 1991, 9), sondern konzipiert das Geschlecht als Effekt diskursiver Praktiken. Damit betont Butler die grundsätzliche Kontingenz von Geschlecht, Geschlechtsidentität und -praxis und weist jede behauptete naturhafte Wesenheit von Geschlecht zurück. Den Körper als geschlechtlich selbstevident anzunehmen und ihn in der Subjektform einzuschließen, ist hingegen in Butlers Verständnis ein gelungener Schachzug eines hegemonialen Geschlechterdiskurses, der seine produzierten Effekte als seine eigene Ursache inszenieren kann. »Geschlechtsidentität« erhält somit bei Butler den Status einer regulierenden Norm, die Individuen erst als vergeschlechtlichte Subjekte produziert und der es gleichzeitig gelingt, den Prozess ihrer Herstellung zu verdunkeln. Was als Materialität erscheint, ist in der Folge »die unkenntlich gewordene Wirkung der Macht« (Butler 1997, 345).

Zu behaupten, das geschlechtliche Selbstverhältnis sei prinzipiell kontingent, heißt bei Butler aber keineswegs davon auszugehen, dass es in seiner Erscheinungsweise zufällig ist. Im Gegenteil: Die Beobachtung einer sich wiederholenden und systematischen Artikulationsform der Geschlechter und der Geschlechterverhältnisse wird bei Butler auf das Wirken einer symbolischen Ordnung zurückgeführt. Butler spricht in diesem Kontext von einer normativen »Matrix der Intelligenz«, denen die Komposition der Geschlechterkategorien folgt. Demnach ist es nicht das willensbegabte Subjekt, das sein Geschlecht entdeckt und intentional lebt. Butler verabschiedet das Primat des Handelnden vor der Handlung, denn Geschlecht sei zwar ein Tun, jedoch nicht das »eines Subjekts, von dem sich sagen ließe, dass es der Tat vorangeht« (Butler 1991, 49). Es gebe keine Darstellerin vor der Darstellung, sondern die Täterin falle mit der Tat zusammen: »Dem sozialen Geschlecht unterworfen, durch das soziale Geschlecht aber auch zum Subjekt gemacht, geht das ›Ich‹ diesem Prozess der Entstehung von Geschlechtsidentität weder voraus, noch folgt es ihm nach, sondern entsteht nur innerhalb der Matrix geschlechtsspezifischer Beziehungen und als diese Matrix selbst« (dies. 1997, 29). Insofern kann Butler auch behaupten, dass kein Subjekt sein eigener Ausgangspunkt ist (vgl. dies. 1993, 41); darüber hinaus behauptet sie hier, dass das Subjekt – und auch das politische Subjekt – nur als vergeschlechtlichtes existent ist. Das (po-

litische) Subjekt ist in dieser Lesart kein neutrales Etwas, dem ein Geschlechtstypus nur additiv oder im nachhinein angehängt wird. Beide Dimensionen sind sich nicht äußerlich, sondern in ihrem Konstitutionsprozess zutiefst ineinander eingelassen. Analytisch fallen somit Subjekt und Geschlecht in eins. Das bedeutet zudem, dass die diskursive Matrix einen regulierenden Produktionsapparat darstellt, der erst die Differenz zwischen »sex« als biologischem und damit vorpolitischem Geschlecht und »gender« als sozialem Geschlecht ins Leben ruft (vgl. dies. 1991, 24).

Die Pointe ihrer Argumentation ist nun erstens, dass sie das biologische Geschlecht als Effekt des Kulturellen reinterpretiert und sich somit »sex« als »gender« entpuppt (Maihofer 1995, 41). Folglich gibt es keine Substanz, die außerhalb des Politischen angesiedelt ist und im voraus als natürliche Größe auf das Feld des Politischen eingeführt werden kann – gleichsam als dessen legitimatorischer Boden. Das heißt, was »Frau« bedeutet, ist stets schon umkämpftes politisches Terrain und je vorläufiges Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Das Subjekt »Frau« ist in diesem Sinne nicht expressiv, sondern produktiv, insofern es sich in einem performativen Akt als solches erst selbst einsetzt. Somit ist die Kategorie »Frau« seinem Wesen nach durch und durch politisch und muss sich als solche selbst im Immanenzfeld der Politik beweisen. Dekonstruktion bedeutet hier, den politischen Charakter des Begriffs sichtbar zu machen und ihm jegliche »Unschuld« abzusprechen.

Das öffnet auch den Blick für den zweiten starken Punkt, den Butler macht: Als intelligible Subjekte zählen nur jene, denen »Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (sex), der Geschlechtsidentität (gender), der sexuellen Praxis und dem Begehren« (dies. 1991, 38, Herv.i.O.) zuerkannt werden. Intelligibilität ist – so lässt sich mit Butler sagen – in der aktuellen gesellschaftlichen Situation als Heteronormativität gekennzeichnet. Sie arbeitet damit heraus, dass die Konstituierung zu Subjekten nur um den Preis massiver Ausschlüsse vonstatten gehen kann. Die Ermöglichung Subjekt zu sein, geht somit mit der Disqualifizierung bestimmter anderer (zum Beispiel homosexueller) Seinsmöglichkeiten einher. Das aus dem Diskurs »Verworfen« nennt Butler das »konstitutive Außen« (vgl. dies. 1997, 23), weil es aus dem Bereich des Intelligiblen ausgesperrt ist und gleichzeitig die Bedingung seiner Möglichkeit darstellt. Die Grenzziehung zwischen Innen und Außen ist daher ein Mechanismus, der Zonen legitimer Existenzweisen einrichtet und reguliert. Was dabei an die Ränder gedrängt oder gänzlich exkludiert ist, wird nach Butler gewöhnlich – wenn auch nicht immer – mit dem Weiblichen identifiziert (vgl. dies. 1993, 44). Angesichts dessen reiche es nicht aus »zu

behaupten, dass menschliche Subjekte konstruiert seien, denn die Konstruktion des Menschlichen ist ein differentieller Vorgang, der das mehr und das weniger ›Menschliche, das Unmenschliche und das menschlich Udenkbare erzeugt« (Butler 1997, 30). Dekonstruktion bedeute deshalb nicht nur, alle Bindungen, auf die der Terminus des Subjekts referiere, zu suspendieren, sondern ebenso und vorrangig die Autoritätsverhältnisse aufzudecken, die durch die Subjektkonstituierung eingesetzt werden (Butler 1993, 48). Es geht demnach nicht um den Ausweis von Differenzen als solchen, sondern um die Rekonstruktion von Ausschließungsprozessen in der Organisation von Identität und Differenz. Die Kategorie »Frau« zu dekonstruieren heißt somit zweitens danach zu fragen, wer mit diesem Begriff autorisiert ist zu sprechen und wem andererseits die Möglichkeit einer Artikulation verwehrt ist. Dies beinhaltet, jene Prozesse und Bedingungen freizulegen, die bestimmten Existenzweisen das Privileg des politischen Handelns einräumen.

Der dritte Punkt bezieht sich auf die Frage möglichen Widerstands, denn schliesslich formuliert Butler den Anspruch, politische Strategien benennen zu können, welche die Geschlechterordnung in »Unruhe« versetzen (*in trouble*, Butler 1991, 7), in »Unordnung« bringen (*gender disorder*, ebd., 39) oder »verwirren« (*gender-confusion*, ebd., 58).

Da es bei ihr kein Außerhalb des Diskurses gibt, verortet sie konsequenterweise den strategischen Einsatzpunkt genau in jenen Bezeichnungsverfahren, durch die ein vergeschlechtlichtes Subjekt reguliert und dereguliert wird (vgl. ebd., 213). Widerstand ist deshalb nur als ein »affirmativer Widerstand« (dies. 1996, 17) denkbar, der seine Waffen in den Diskurselementen finden muss, die ihn selbst determinieren.

Butler geht zunächst davon aus, dass das Subjekt stets seinen eigenen Konstitutionsprozess erneuern muss. Diese Notwendigkeit des Wiederholens wird bei ihr nun zu jenem Ansatzpunkt, der die Grenzen der Geschlechtsidentität in eine produktive Krise stürzen kann. Denn die Wiederholung ist als eine Praxis in der Zeit niemals ohne Bruch denkbar: »...und doch tun sich in diesen ständigen Wiederholungen auch Brüche und feine Risse auf als die konstitutiven Instabilitäten in solchen Konstruktionen, dasjenige, was der Norm entgeht oder über sie hinauschießt« (dies. 1997, 32f.). Diese Risse und Lücken stellen die Gefahr dar, im identischen Zitieren zu scheitern; denn sie stellen einen zeitlichen Raum dar, der eine getreue Wiederholung der Materialisierung des Sozialen vereiteln kann. In ihnen kann nach Butler das Verworfenen wiederkehren und die Grenzen heimsuchen, die seine Intelligibilität verweigern. Das aus dem Bereich des Lebbareren Ausgeschlos-

sene, das als konstitutives Außen das Intelligible stützt, ist somit zugleich der Überschuss, der als aufsprenkende Kraft die getreue Wiederholung aussetzt (vgl. Butler 1996, 30).

Die Ironie der Subjektivierung ist demnach darin zu sehen, dass der hegemoniale Geschlechterdiskurs die Individuen nicht nur als Subjekte materiell hervorbringt und ihnen dadurch eine SprecherInnenposition einräumt, im selben Atemzug erschüttert er selbst die normativen Geschlechtsanrufungen: »Die Störung des Anderen im Kern des Selbst ist die Vorbedingung für dessen Existenzmöglichkeit« (ebd., 34). In diesem Sinne beruhen performative Sprechakte darauf, Bedeutungen nicht dauerhaft fixieren zu können, sondern sie im Gegenteil zu »verkennen« (vgl. Žižek 1991, 13f.). Demzufolge ist die Totalität von Identität per se permanent aufgeschoben und durch die Figur der Wiederholung ins Unendliche verlagert (vgl. Smith 1998, 230).

Butler wirbt nun dafür, die hegemonialen Erzählungen des Subjekts, des Geschlechts, der Wahrheit, dadurch zu unterminieren, indem in die notwendige Wiedererzählung eine Differenz eingefügt wird. Es geht ihr darum, eine politische Taktik zu entwickeln, die sich also bewusst auf den hegemonialen Geschlechterdiskurs bezieht, dabei aber Keile des Ausgeschlossenen in die Zonen des Legitimen hintreibt: Etwas wieder benennen, um es zu ent-nennen oder umzuschreiben. Das Subjekt als solches ist daher weder Ursache noch nur Effekt einer diskursiven Praxis, sondern vorrangig »die stets vorhandene Möglichkeit eines bestimmten Prozesses der Umdeutung« (Butler 1993, 45). In einer dritten Variante bedeutet folglich Dekonstruktion der Kategorie »Frau« nicht etwa den Begriff zu eliminieren, sondern ihn für eine Umschreibung zu öffnen.

### **III. EINIGE SCHLUSSFOLGERUNGEN**

Indem Butler eine Theorie des Subjekts entwirft, das ohne die Prämisse eines substantiellen, identischen Kerns auskommt, widersetzt sie sich nachdrücklich einer vor-politischen Subjektkonzeption. Das bedeutet jedoch nicht, wie ihr mehrfach vorgeworfen wurde, das Subjekt sterben zu lassen (vgl. Benhabib 1993, 15). Sie stellt explizit heraus, dass die Annahme aufzugeben, es existiere ein Subjekt vor jeglicher Handlung etwas anderes ist als das Subjekt gänzlich zu verwerfen (vgl. Butler 1993, 32). Es verschiebt sich jedoch die Frage, die an den Begriff des Subjekts herangetragen wird, denn ins Zentrum der Diskussion rücken nun die »Bedingungen seiner Entstehung und seines Wirkens« (Butler 1997, 29). Thematisier-



bar werden damit all jene Ausschließungen und Marginalisierung, die für die Herstellung des Subjekts konstitutiv sind. Ins Blickfeld geraten damit jenseits des Geschlechts auch die Frage nach Klasse und Rassenkonstruktion.

Zweitens bedeutet dies nicht, dass all jenes, was als Subjekt erscheint, »nur« konstruiert und somit nicht materiell sei – wie Butler oft vorgeworfen wurde. Eine solche Kritik geht meines Erachtens komplett an ihrem Interessengegenstand vorbei, zumindest wird er in diesem Vorwurf nicht berücksichtigt. Denn Butler geht es primär nicht um das Thema der Materialität von Körpern, vielmehr interessiert sie sich für die Macht- und Herrschaftsmechanismen, die innerhalb der Subjektproduktion wirksam sind. Nichtsdestotrotz hat sie als Reaktion auf diese häufig vortragene Kritik in »Körper von Gewicht« (1997) noch einmal klargestellt, dass die hergestellten Körper und vergeschlechtlichten Existenzweisen als solche freilich gelebt werden.<sup>6</sup>

Schließlich ist meines Erachtens auch der Vorwurf zu entkräften, Butler behaupte durch die Interpretation von sex als gender, man könne willentlich das Geschlecht wechseln wie die Kleidung – und gerate mit dem »anything goes« ins Fahrwasser neoliberaler Politik. In der Tat ist Hennessy's nüchterner Feststellung zuzustimmen, dass die Mehrheit der Frauen, die sich einer Heteronormativität verweigern, nach wie vor historisch wie auch gesellschaftlich als »weiblich« positioniert bleibt – »so queer sie auch immer sein mögen« (Hennessy 1996, 540, Herv.i.O.). Aber Butler hat nie die Wirkmächtigkeit »objektiver« Strukturierungseffekte bezweifelt; umgekehrt hat sie stets betont, dass das Subjekt geradezu nicht sein eigener Ausgangspunkt ist, es somit nicht gänzlich über die Bedingungen seiner Herstellung verfügt und schon gar nicht von willensbegabten Subjekten auszugehen ist, die ihr Geschlecht als Individuen »frei« oder gesellschaftsunabhängig bestimmen könnten (und hat sich ja hierfür ebenso Kritik eingehandelt).

Grundsätzlich scheint mir ein immer wieder gehegtes Missverständnis innerhalb der Butlerrezeption zu sein, Dekonstruktion mit Auslöschung des Subjekts gleichzusetzen. Butler hingegen schreibt selbst: »Dekonstruieren meint nicht verneinen oder abtun, sondern in Frage stellen und [...] einen Begriff wie ›das Subjekt‹ für eine Wieder-Verwendung oder einen Wieder-Einsatz öffnen, die bislang noch nicht autorisiert waren« (Butler 1993, 48). Insofern wird der Begriff des Sub-

6 An anderer Stelle heißt es, dass sich feministische Theorieproduktion nicht darin erschöpfe, »dass man die Materialität entweder voraussetzt oder verneint. Meine Absicht ist gerade, keins von beidem zu tun. Denn eine Voraussetzung in Frage zu stellen ist nicht dasselbe, wie sie einfach abzuschaffen. Vielmehr geht es darum, sie aus ihrem metaphysischen Gehäuse zu befreien, um ganz unterschiedliche politische Ziele zu besetzen und zu verfolgen« (1993, 52, Herv.i.O.).

jekts sogar vorausgesetzt, denn er stellt das Feld des politischen Einsatzes dar, das umgedeutet werden soll. Die Behauptung, dass das Subjekt konstituiert ist, bedeutet demzufolge weder, dass es keine Materialität hat noch, dass es determiniert ist. Hingegen stellt der konstituierte Charakter des Subjekts gerade die Vorbedingung für seine Handlungsfähigkeit dar.

Dekonstruktion verfolgt in diesem Sinne eine doppelte Strategie, die Pritsch<sup>7</sup> als »Umkehr« und »Verschiebung« charakterisiert (vgl. Pritsch 2001, 317): Es geht zum einen um die Rekonstruktion des immanenten Widerspruchs der Subjektkonstitution, der sich als Grenzziehung zwischen Innen und Außen beschreiben lässt; das heißt, herausgearbeitet wird die fundamentale Bedeutung der Ausschließung und des Ausgeschlossenen in der Bedingung der Möglichkeit Subjekt zu sein (zur Paradoxie respektive zum grundsätzlich tragischen Charakter des Seins vgl. insbesondere Butler 2001). Zum anderen beabsichtigt eine dekonstruktivistische Strategie, diesen Gegensatz von Innen und Außen zu überschreiten, indem weitere Konstitutionselemente in die Subjektproduktion eingefügt werden. Dies meint nicht etwa, Gegensätze zu vermitteln, sondern sie in ihrer Unabgeschlossenheit und Nicht-Vermittelbarkeit zu belassen und in ein Feld dezentraler Vielfalt zu verwandeln. Der Subjektbegriff ist somit permanent zu dehnen und umzucodieren.

Diskutiert man nun das Konzept »Gender Mainstreaming« als Frage der Dekonstruktion zieht dies einige Konsequenzen grundlegender Art nach sich. Denn prinzipiell wird damit die Position verabschiedet, es gebe einen Ort feministischer Kritik, der »unschuldig« wäre<sup>8</sup>; feministische Praxis ist per se »gefährlich« (vgl. Foucault 1994, 268). Wenn das, was der Feminismus bedeutet, selbst Teil eines politischen Aushandlungsprozesses ist, der stets vorläufig und nur um den Preis der Exklusion bestimmter Stimmen zu gewinnen ist, so ist jede erfolgreiche Repräsentation von »Frau« per se nicht frei von »Schuld«. Das bedeutet nicht, feministisch nicht mehr handlungsfähig zu sein, da am Ende immer die »Schuld« droht; wohl aber heißt es, dass die Kategorie »Frau« keinesfalls ein mit sich selbst identischer Ausgangspunkt ist, der zu repräsentieren ist, sondern umgekehrt eher als Fluchtpunkt gedacht werden sollte, sofern »Frau« etwas markiert, das erst herzustellen ist und als solches aufgeschoben bleiben muss. Der Gegenstand des Feminismus ist somit nicht etwa auch seine Voraussetzung, sondern ein stets zu hinterfragender Effekt

7 Pritsch bezieht sich hierbei auf die Schriften Derridas und diskutiert – korrekterweise – in diesem Theorierahmen Butlers Arbeiten.

8 Und schon gar nicht bezeichnet »Frausein« einen Ort privilegierter Herrschaftskritik oder Weltbeschreibung – eine Auffassung, wie sie von den »Standpoint-Theoretikerinnen« vertreten wurde (vgl. Harding 1991, 151).

seiner eigenen Praxis. Demzufolge ist jede emanzipatorische Kritik nur insofern emanzipativ als sie nicht davon ablässt, sich selbst auf die Ausschließungsprozesse hin zu befragen, mit denen sie notwendig einhergeht. Nicht nur das, was »Frau« oder der Feminismus sein kann, muss damit unbeantwortet bleiben, sondern bezeichnet ist damit das Projekt einer radikalen Demokratie, das in der selbstreflexiven Bewegung sein emanzipatives Kriterium findet. Ein solcherart konzipierter Feminismus gibt primär nicht die (normativen) Antworten, sondern zeichnet sich durch die Praxis des Fragens aus, um die Prozesse und Bedingungen sichtbar zu machen, die es ermöglichen, als politisches Subjekt anerkannt zu werden. Nicht mehr und nicht weniger ist mit einer dekonstruktivistisch orientierten Haltung verbunden und es verblüfft, dass demgegenüber die Krise des Feminismus ausgerufen wird, wenn nicht mehr unbefangen auf die Kategorie »Frau« rekurriert werden kann.

Um zum Schluss zu kommen: Es ist nicht die Dekonstruktion, die als theoretisches Konzept ent-politisierend ist, sondern es wirkt gerade umgekehrt »Gender Mainstreaming« ent-politisierend, wenn es den dekonstruktiven Aspekt ignoriert, den es zum konstitutiven Bestandteil seiner selbst erklärte<sup>9</sup>: Geschlecht radikal als soziale Konstruktion zu denken, zu analysieren und umzuschreiben. Sobald also die Praxis des Gender Mainstreaming sich der Aufgabe entkleidet, genau jene (Exklusions-) Prozesse und Organisationsprinzipien sichtbar zu machen, die Geschlecht produzieren und stattdessen in einen universalisierenden Biologismus zurückfällt, verliert es seine emanzipative Schlagkraft. Schärfer noch: Seines kritischen Impetus beraubt, bleibt von dem Konzept nur noch die leere Hülle, innerhalb derer sich die catch-them-all-Strategie – Männer und Frauen gleichermaßen einzubeziehen – nur als beunruhigende »Allianzpolitik« (vgl. Döge 2001, 145) artikulieren kann. Geraten die Mechanismen und Stellgrößen der Produktion von Geschlecht und Geschlechterdifferenz aus dem Blick, verschenkt man zudem die Chance genau hier – in der Konstruktion vergeschlechtlichter Existenzweise selbst also – die Verbindungslinien ökonomischer (kapitalistischer), politischer und sozialer Regierungspraktiken aufspüren zu können. Infolgedessen muss man sich dann damit begnügen, Informationsblätter der Krankenkassen nun auch eigens für Frauen zu erstellen (weil sie different sind) und Frauen in Führungspositionen zu bringen (weil sie diskriminiert sind) und schließlich kann man noch Trainings anbieten, indem

9    Anschließend ist hier auch der Gedanke Katharina Pühls, die darauf hinweist, dass Gender Mainstreaming einen Konzepttransfer erfahren habe, insofern es aus seinem Entstehungskontext herausgelöst und als neoliberales Konzept aktueller Regierungspraxis rekontextualisiert wurde (2003, 122).

man Frauen und Männern gleichermaßen verdeutlicht, wie sie sich unterscheiden, aber doch respektieren mögen. Eine grundsätzliche Geschlechterdifferenz wird jedoch eher festgeschrieben als überwunden und zudem eine feministische Kritik aufgegeben, die stets schon und notwendig eine Kapitalismus- und Rassismuskritik beinhaltet, weil sie ihr nämlich durch den Blick auf Herstellungs- und Exklusionsprozesse inhärent ist. »Gender Mainstreaming« fällt gewissermaßen wieder in die Politik des Differenzfeminismus mit seinem biologistischen Charme zurück, gibt aber noch zusätzlich die Unvereinnahmbarkeit auf, die ihr damals hie und da noch anhaftete. In diesem Sinne täte das Konzept »Gender Mainstreaming« gut daran, seine Politik explizit unter das Zeichen der Dekonstruktion zu stellen und die damit verbundene radikaldemokratische Strategie für einen politisierenden Feminismus der Gegenwart ernst zu nehmen.

## LITERATUR

- Annuß, Evelyn (1996): *Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom*. Das Argument. Befreiung in der Postmoderne 216, 505-524.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): *Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt am Main: suhrkamp, 10-39.
- Benhabib, Seyla (1993): *Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis*. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hg.): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Fischer, 9-30.
- Butler, Judith (1993): *Kontingente Grundlagen: der Feminismus und die Frage der »Postmoderne«*. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hg.): *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Fischer, 31-58.
- (1996): *Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität*. In: Hark, Sabine (Hg.): *Grenzen lesbischer Identitäten. Aufsätze*. Berlin: Querverlag, 15-37.
- (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Döge, Peter (2001): *Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses*. Bielefeld: Kleine.
- Duden, Barbara (1993): *Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörperung. Ein Zeitdokument*. Feministische Studien 2, 24-33.
- Foucault, Michel (1994): *Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts*. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechthild (1994): *Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen*. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Riskante Freiheiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 139-167.
- Genschel, Corinna (1996): *Fear of a Queer Planet: Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik*. Das Argument. Befreiung in der Postmoderne 216, 525-537.
- Harding, Sandra (1991): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Frankfurt/New York: Campus.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): *Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung*. Zeitschrift für Soziologie Heft 2, 75-93.
- Hennessy, Rosemary (1996): *Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung*. Das Argument. Befreiung in der Postmoderne 216, 539-550.
- Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy (1999): *Lebenstheemen junger Frauen – die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Eine Längsschnittuntersuchung in Bayern und Sachsen*. Opladen: Leske+ Budrich.
- Lorey, Isabell (1993): *Der Körper als Text und das aktuelle Selbst: Butler und Foucault*. Feministische Studien 2, 10-23.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt/M.: Ulrike Helmer Verlag.
- Pritsch, Sylvia (2001): *Modernisierung und Monstrositäten: Konflikte feministischer Theorie und Kritik*. Das Argument. Feminismus, quo vadis? 241, 311-324.
- Pühl, Katharina (2003): *Der Bericht der Hartz-Kommission und die ›Unternehmerin ihrer Selbst‹: Geschlechterverhältnisse, Gouvernementalität und Neoliberalismus*. In: Pieper, Marianne/Rodriguez Gutierrez, Encarnacion (Hg.): *Gou-*

vernemementalität. *Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault*. Frankfurt/M.: Campus, 111-135.

Smith, Anna-Marie (1998): *Das Unbehagen der Hegemonie. Die politischen Theorien von Judith Butler, Ernesto Laclau und Chantal Mouffe*. In: Marchart, Oliver (Hg.): *Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Wien: Turia und Kant, 9-29.

Stephan, Inge (2000): *Gender, Geschlecht und Theorie*. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): *Gender-Studien. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler, 58-96.

Stiegler, Barbara. 2002. »Gender Macht Politik. 10 Fragen und Antworten zum Konzept Gender Mainstreaming.« Friedrich-Ebert-Stiftung, Abt. Arbeit und Sozialpolitik.

Zizek, Slavoj (1991): *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jaques Lacans Psychoanalyse und die Medien*. Berlin: Merve.

# UNIVERSITÄRE FRAUEN- FÖRDERUNG – EIN FALL VON ENTWICKLUNGSHILFE IN DEUTSCHLAND?

---

## BERICHT AUS DEM WORKSHOP: INSTRUMENTE DER GENDER-ANALYSE

*Heike Meyer-Schoppa*

Hartnäckig hält sich ein Gerücht in unserer Republik: Wenn du heute Karriere machen willst, dann solltest du eine Frau sein...

Stehen wir also vor einem gewaltigen Umbruch? Müssen qualifizierte Männer künftig zurückstehen, weil das weibliche Geschlecht vorgeht?

Vor kurzem erst saß ich in einer gemischtgeschlechtlich besetzten Runde und lauschte den Ausführungen eines Beamten, der vom widersinnigen Verhalten einer Frauenbeauftragten erzählte, die zunächst ihre Einsicht in die besondere Eignung eines Stellenbewerbers kundgetan haben soll, um dann zu erklären, dass sie trotzdem für die weniger qualifizierte Frau sei. Ich weiß nicht, was an dieser Darstellung stimmt, aber die bestürzte Zustimmung, die der Erzähler bei seinen Schlussworten, so ginge es bergab im Lande, erhielt, geht mir nicht aus dem Kopf. Ich dachte an den Kommentar von Friede-Magloire Ngo Youmba im Workshop »Instrumente der Gender-Analyse« am Beispiel universitärer Frauenförderung: »Das scheint ein Fall von Entwicklungshilfe in Deutschland...«

Im folgenden Beitrag möchte ich mit meinem Bericht aus dem bereits genannten Workshop versuchen, etwas zu klären, was mir in meinem Alltag oft seltsam unklar erscheint: Denn da umgibt mich auf der einen Seite die selbstgefällige Kultur einer faktisch gegebenen, männlichen Vorherrschaft, die sich unter Verweis auf formalrechtliche Gleichberechtigungsgarantien gleichermaßen leugnet wie legitimiert, und auf der anderen Seite steht das Gefühl, dass der Kampf um die Gleichberechtigung von Männern und Frauen an Kontur verloren hat, sich gleichsam verflüchtigt zu haben scheint und im Nebel allgemeiner Individualisierung nur mehr zum Anliegen einiger ewig Gestriger verkommen ist, die immer noch ausziehen, um gegen Windmühlen zu kämpfen...

Die neue Frau nämlich zeige nach allgemeiner Verlautbarung ihre Emanzipation gerade dadurch, dass sie die Phase des Feminismus überwunden und also diesen nicht mehr nötig habe. Wie meine Wortwahl deutlich macht, gehöre ich schon zu den Gestrigen, denn Emanzipation steht kaum noch in einem Programm. Statt von Gleichberechtigung und Frauenförderung ist von Gleichstellung die Rede, von Gender, Diversity und Empowerment... Wie emanzipiert also sind wir bereits? Und welcher Fortschritt liegt darin, den Kampf um Frauenrechte nicht mehr beim Namen zu nennen?

Im Workshop wurden uns von Carolin Callenius drei Methoden der Gender-Analyse vorgestellt:

1. Methoden geschlechterdifferenzierter Situationsanalyse nach Harvard/Moser
2. Checkliste: Projektzyklus nach Angela Meentzen und Enrique Gomariz
3. Die 3R Methode nach Gertrud Aström

Zunächst muss ich zugeben, dass es mich einigermaßen verblüffte, in allen vorgestellten Methoden der Gender-Analyse durchgängig allein dem Modell der Zweigeschlechtlichkeit zu begegnen:

So finden sich im ersten Modell (1. s.o.) bei den Fragen nach Arbeitsteilung und Arbeitsbelastung, nach Zugang und Verfügungsgewalt zu Ressourcen und Nutzen sowie nach praktischen Bedürfnissen und strategischen Interessen die Unterscheidungen: women, girls contra men, boys.

In der Checkliste zum Projektzyklus (2. s.o.) finden sich folgende analytische Fragen: »Wird die Situation von Frauen und Männern der Zielgruppen getrennt und gemeinsam berücksichtigt? Wird bei den erwarteten Ergebnissen die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen und Männern als Vorteil des Projekts aufgeführt? Werden in den erwarteten Ergebnissen mögliche positive oder negative indirekte Auswirkungen auf Frauen und Männer vorhergesehen?«

Die 3R Methode fragt nach Repräsentation (R1), Ressourcen (R2) und Realität (R3) und konkretisiert das Geschlechterverhältnis dabei folgendermaßen: »Auf welcher Hierarchieebene sind Männer und Frauen? Wie werden Ressourcen zwischen Frauen und Männern verteilt hinsichtlich Zeit, Geld und Raum? Warum werden Frauen und Männer unterschiedlich beteiligt, behandelt, beurteilt?«

Im Workshop einigten wir uns zunächst auf das uns allen bekannte Beispiel »deutsche Hochschule« und die 3R Methode, um auszuprobieren, zu welcher Einsicht die Anwendung uns bringen würde. Um jedoch nicht freischwebend spekulieren zu müssen, konnten wir auf Zahlenmaterial zurückgreifen, das ich nicht zufällig bei mir hatte. Beauftragt, die Gleichstellungspolitik meines Fachbereichs zu evaluieren, nahm ich in der Hoffnung auf neue Einsichten meine Unterlagen mit



zur Wissenschaftlerinnen-Werkstatt... Natürlich war ich erfreut, dass sich die Arbeitsgruppe auf das Beispiel Hochschule einließ. Das jedoch nicht nur, weil universitäre Gleichstellungspolitik just meinem Broterwerb diene, sondern vielmehr noch, weil sich jetzt kurz nach der Dissertation drängender als je zuvor die Frage stellt: Ist die Hochschule/Wissenschaft mein Platz?

Fragen wir mit der 3R-Methode also nach R1, d.i. die Repräsentation von Männern und Frauen an meinem Fachbereich. Es ergibt sich folgendes Bild: Bei einem Studentinnenanteil von 65 % liegt der Frauenanteil erfolgreich bestandener Magister-Abschlüsse bei 70 %. Der Frauenanteil bei erfolgreich abgeschlossenen Promotionen reduziert sich dagegen auf 30 % und sinkt bei den Habilitationen auf 10 %.

Die Stellenstruktur ist ebenfalls eindeutig geschlechtshierarchisch: Während in den unteren Positionen befristeter, geringdotierter Hilfstätigkeiten, wie studentische Hilfskraft, wissenschaftliche Hilfskraft und schließlich auf halben wissenschaftlichen MitarbeiterInnenstellen der Eindruck weiblicher Überrepräsentanz entsteht, dünnt sich der Frauenanteil zunehmend aus, je sicherer und besser bezahlt die Stellen sind. Bei den C4-Professuren findet sich schließlich eine Frau im Kreise von 11 männlichen Kollegen wieder und unter den C3-Professuren steigt das Zahlenverhältnis schon signifikant frauenfreundlich, denn diese Kollegin hat es mit nur fünf Kollegen zu tun. Doch täuschen wir uns nicht: Die Frage nach Entscheidungsprozessen führt zum klassischen Schlüssel gesicherter ProfessorInnen-Mehrheit in der Gremienbesetzung. Demnach schicken jeweils 2 VertreterInnen die Gruppe des akademischen Mittelbaus, die Gruppe der Studierenden sowie die Gruppe MTVD (Medizinischer, Technischer und Verwaltungs-Dienst, wobei in den Geistes- und Sozialwissenschaften M und T entfallen). Mit diesen sechs VertreterInnen sitzen also jeweils sieben ProfessorInnen an einem Tisch.

In der gegebenen Situation stehen für die ProfessorInnen-Mehrheit also 16 Männer und zwei Frauen zur Verfügung. Der akademische Mittelbau befindet sich ebenso wie die VerwaltungsmitarbeiterInnen meist in direkter Zuarbeitsposition der LehrstuhlinhaberInnen und dieses kämpferische Potenzial wird um zwei Studierende ergänzt...

Wer fasst Beschlüsse? Wer führt sie aus? Und wer ist Nutzer bzw. Nutzerin?

Meines Erachtens bedarf es erheblicher Fantasie, sich unter diesen Verhältnissen geschlechtsneutrale Bedingungen der Verteilung von Ressourcen (d.i. R2 bei der 3R-Methode) vorzustellen.

Fragen wir also R3 der 3R-Methode – die Realität: Warum werden Frauen und Männer unterschiedlich beteiligt, behandelt, beurteilt? Welche Normen und Werte liegen den verschiedenen Tätigkeiten zugrunde?

Und schon sind wir wieder bei uns selbst!

Ebenfalls nicht zufällig anwesend im Workshop zwei im weiteren Verlauf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zu ehrende Doktorinnen: Wie sehen sie ihre Perspektive beispielsweise beim Thema Juniorprofessur? Nach kurzer Bedenkzeit ist zu hören: direkt ablehnen würde ein solches Angebot keine von beiden. Doch da beginnt schon die Krux: Wie die eine erklärt, wurde sie bisher nicht auf eine entsprechende Ausschreibung ihres Instituts angesprochen... Dann folgen kinder-technische Überlegungen, denn wir haben es hier interessanterweise auch mit zwei sehr unterschiedlichen Mutterschaftsfällen zu tun: zwei kleine Söhne auf der einen, zwei ziemlich große Söhne auf der anderen Seite.

Der Bedarf an Kinderbetreuung besteht nur im einen Fall; wobei der Hinweis erlaubt sei, dass sich dieses »Problem« der Mehrheit der männlichen Qualifizierten sowohl bei bereits vorhandenen Kindern als auch im Kontext von noch reifungsbedürftiger Entschlussfindung nur selten stellt... Von Promotionsstipendiatinnen wird dagegen sehr häufig die Kinderfrage schon im Vorfeld als Hindernis gesehen – und zwar unabhängig von ihrer Beantwortung... Allerdings – so ein letzter Hinweis zu diesem Thema aus der Arbeitsgruppe – sei in Frankreich, einem Land mit flächendeckender Kinderbetreuung, das Geschlechterverhältnis an den Universitäten auch nicht deutlich anders als in Deutschland...

Und so landen wir schließlich bei einer ganz anderen Frage, der Frage nach dem »guten Leben« überhaupt. Im Gegensatz zur bisher männerdominierten Moralphilosophie, die diese Frage bereits eifrig debattiert hat und sich dabei nach meinem Eindruck auch recht wohlgeföhlt zu haben scheint, stellt sie sich hier in einer wesentlich konkreteren Form:

Was macht die Universität so fremd für Frauen? Warum bleibt das Gefühl, besonderer Kontrolle zu unterliegen? Weshalb erscheint sie uns nicht als Verheißung eines »guten (Frauen-) Lebens«?

Bei der Vorstellung des Workshops im Plenum erfolgte auf diese Fragen der Hinweis, dass wir schließlich über hinlängliche Erfahrungen mit dieser Institution verfügten. Ich hielt ihn für sehr einleuchtend – auch wenn mir beim Schreiben im Hinterkopf bereits die Warn Glocke klingelt, es möge doch auch mal gut sein mit der Frauen-Opfer-Geschichte, schließlich seien wir Stipendiatinnen und hätten schon darum das Heulen nicht mehr nötig...

Nun gut, zumindest ob Tränen oder keine bestimmen wir alleine!

Und ehrlich gestanden, einen derart krassen Befund hatte ich bezüglich meines Fachbereichs nicht erwartet. Geblendet von der weiblichen Anwesenheit, die, wie ich nun realisiert habe, lediglich auf den untersten Ebenen der Hierarchie besteht,

war ich mir der Widerstandsfähigkeit der Geschlechter-Verhältnisse gegen gleichstellungspolitische Vorgaben nicht bewusst.

Versetzen wir uns also zurück in jene eingangs geschilderte Szene, in der ein Beamter vom Niedergang der Qualifikation im Lande erzählt: Alltäglich begegnen mir Männer, die aus der Höhe gesicherter Positionen selbstbewusst verkünden, dass qualifizierten Frauen alle Türen offen stünden. Auch wenn zugegebenermaßen die Kinderfrage noch nicht gänzlich gelöst zu sein scheine, mann aber, das sei ausdrücklich versichert, durchaus Hochachtung vor den Frauen habe, die zugunsten ihrer Kinder... Wie emanzipiert sind wir wirklich?

Im Workshop haben wir noch versucht, herauszufinden, was traditionelle Frauenförderung, heute Gleichstellungspolitik, und Gender Mainstreaming dieser Kultur entgegen zu setzen haben beziehungsweise wie sich diese Ansätze unterscheiden. Gleichstellung versuche demnach, Frauen zu fördern und Erleichterungen zu verschaffen. Gender Mainstreaming aber arbeite daran, die Institution zu verändern. Mir bleiben Zweifel, was denn nun wirklich den Unterschied macht. Überzeugend scheint mir lediglich, dass die Frauenförderung als Kind der Frauenbewegung auf den Druck der Frauen selber setzt und zwar von dort, wo die meisten Frauen sich befinden in aller Breite auf den unteren Positionen (zur Erinnerung: 65 % Studentinnen, 70 % Magister-Abschlüsse – 30 % Promotionen, 10 % Habilitationen).

Gender Mainstreaming begreift sich dagegen als top-down-Projekt. Ich stelle mir vor, wie sich eben jene Dienstkräfte mit Leitungsfunktion – männlich, verbeamtet – der Aufgabe widmen, zu überprüfen, wie sich Maßnahmen auf die Situation von Männern und Frauen auswirken...

und gelange auf diesem Wege zu einer Bitte: Vergesst nicht den Druck von unten!!! Denn schneller als frau glaubt, wird mann zu dem Schluss kommen, dass uns längst alle Türen offen stehen und wenn wir sie nicht durchschreiten, unsere Bedürfnisse dann wohl doch anderer »Natur« sein müssen...

Universitäre Frauenförderung ist ein Fall von Entwicklungshilfe in Deutschland – das Missverständnis liegt allein darin, dass es die Frauen seien, die sich entwickeln müssten!



# FÜR EINEN NEUEN »GESCHLECHTERVERTRAG«

## ZUR (UN-)VEREINBARKEIT VON FAMILIENLEBEN UND BERUFSTÄTIGKEIT

*Dr. Susanne von Auerbach*

»*This is a men's World*«, klagte die Rock-Königin Janis Joplin in den Sechziger Jahren in dem Song »Women is losers«, einer der ersten Hymnen des Feminismus. In den letzten 40 Jahren hat sich vieles zu Gunsten von Frauen verändert, nicht zuletzt dank der »Neuen Frauenbewegung« der Siebziger Jahre. Direkte und offensichtliche Diskriminierungen von Frauen, die ja bis in die Achtziger Jahre noch in Gesetzen festgeschrieben waren, sind eliminiert worden. Ab den Achtzigern wurden im öffentlichen Sektor Frauenbeauftragte eingeführt, deren Arbeitsauftrag in der Verteidigung von Frauenrechten am Arbeitsplatz bestand. Die Mentalitäten haben sich breit und gründlich gewandelt, jahrhundertalte Vorurteile gegen das weibliche Geschlecht scheinen abgebaut. Und dennoch: in den Wohlfahrtsstaaten Kontinentaleuropas ist der Zugang von Frauen zum Arbeitsmarkt mit Hindernissen verbaut. Weder der Wohlfahrtsstaat noch der Arbeitsmarkt sind frauenfreundlich. Dies rächt sich bei der Finanzierung von Renten und Wohlfahrtsstaaten, meint Gosta Esping-Andersen.<sup>1</sup>

Anfang des 21. Jahrhunderts nun, so der dänische Politikwissenschaftler und renommierte Experte für die vergleichende Analyse von Wohlfahrtsstaaten (Esping-Andersen 1990), sei die Zeit reif für einen neuen »Geschlechter-Vertrag« (Esping-Andersen 2002). Die europäischen Wohlfahrtsstaaten sollen geschlechtergerecht umgebaut werden. Denn ein frauenfreundlicher Wohlfahrtsstaat sei auch familienfreundlich. Dies wiederum sei die Voraussetzung dafür, dass berufstätige Frauen Kinder haben können bzw. dafür, dass Mütter einen Beruf ausüben können.

1 Dieser Artikel ist eine Auseinandersetzung mit Gosta Esping-Andersen's Thesen zum Thema, hauptsächlich bezogen auf die beiden Beiträge 1) A child-centered Social Investment Strategy, p.26-67 und 2) A new Gender contract, p.68-95, in: Esping-Andersen et al. (2002), Why we need a new Welfare State. Im folgenden wird auch der Vortrag, den der Autor auf der Tagung zum 25. Jahrestag der Sektion Sozialpolitik in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am 4./5. Juli 2003 in Berlin unter dem gleichnamigen Titel gehalten hat, mit einbezogen. Die verwendeten Daten, Literatur und Hintergrundinformationen beziehen sich hauptsächlich auf Deutschland und Frankreich.

Auf der individuellen Ebene gilt, dass die meisten Menschen beides wollen, Beruf und Familie. Es gehört zu Esping-Andersen's Verdiensten genau dies aus- und anzusprechen und im Rahmen seiner Wohlfahrtsanalyse zu legitimieren. Er fordert die Möglichkeit zur Realisierung eines Kinderwunsches als Maßstab für die wohlfahrtsstaatliche Leistungsfähigkeit einer jeden Gesellschaft anzulegen. Hier tut sich in der Europäischen Union eine enorme Kluft auf. Die im europäischen Durchschnitt gewünschte Kinderzahl liegt laut Umfragen bei 2,4 (Esping-Andersen et al. 2002:63). Anhand der tatsächlichen Fruchtbarkeitsrate<sup>2</sup> von 1,1 bis maximal 2,0 kann man die überaus große »Kinderlücke« in den EU-Mitgliedsstaaten ermessen.

Frauen in den familienunfreundlichen Wohlfahrtsstaaten wie Deutschland, Italien und Spanien leiden darunter, dass das jeweilige System ihnen die Entscheidung aufzwingt: entweder Kinder oder Beruf. Frauen, die Mütter geworden sind, müssen die Kosten von Kinderkriegen und Kinderhaben nahezu alleine tragen, da Wohlfahrtsstaat und Arbeitsmarkt den Nachwuchs weitgehend als Privatproblem definieren. Die niedrige Geburtenrate ist somit Ausdruck der Unvereinbarkeit zwischen Mutterschaft und Erwerbstätigkeit.

Auf mittlere Sicht aber trägt der Kindermangel zu den Finanzierungsproblemen des Wohlfahrtsstaats bei. Das in der Rentendebatte viel beachtete Problem des Bevölkerungsalterns ist lediglich ein gesamtgesellschaftlicher Nebeneffekt der neueren Fruchtbarkeitsraten, die ihrerseits Folgen jener individuellen Entscheidungen sind, die Frauen treffen bzw. zu treffen gezwungen sind. Auf der kollektiven Ebene des Wohlfahrtsstaats gilt außerdem, dass die Sozialversicherungssysteme auf die Beiträge der weiblichen Erwerbstätigen nicht verzichten können. Der Arbeitsmarkt kann das Potential der (vielfach gut ausgebildeten) Frauen nicht entbehren. Die ertraglos gebliebenen Bildungsinvestitionen in hochqualifizierte Frauen, die als Mütter unfreiwilligerweise zu Hause bleiben, sind ein großer volkswirtschaftlicher Verlust. Eine Gesellschaft ohne Kinder aber, ist eine Gesellschaft ohne Zukunft.

Wie könnte daher eine Welt für berufstätige Mütter aussehen?

2 Die Fruchtbarkeitsrate (oder Fertilitätsrate) gibt die Anzahl der Kinder pro Frau an. Die Verteilung in der EU sah 2003 wie folgt aus: Spanien 1,1; Italien 1,2, Deutschland und Österreich 1,3; Schweiz und Schweden 1,4; Portugal, Belgien und Niederlande 1,5; Großbritannien und Finnland 1,6; Norwegen, Dänemark und Luxemburg 1,7; Frankreich und Island 1,9; Irland 2,0.

Damit Beruf und Familie vereinbar werden, müssen mindestens folgende Bedingungen erfüllt sein (Esping-Andersen 2002:94):

1. stressarme Arbeitsplätze für Eltern von Kleinkindern, die ausreichend Zeit für das Familienleben lassen<sup>3</sup>;
2. bezahlbare, flächendeckende und qualifizierte Kindertagesbetreuung;
3. Ganztageschule.

Der vorliegende Artikel will zeigen, dass diese Voraussetzungen unzureichend sind. Denn sie alleine würden nur den Frauen die Doppelbelastung ermöglichen. Zu einer frauen- und familienfreundlichen Politik gehört weiterhin ein Anreizsystem, das es Männern und Frauen erlaubt, zeitweise die Erwerbstätigkeit wegen Geburten und Kinderbetreuung zu unterbrechen. Des Weiteren muss eine Freistellungsregelung gefunden werden für den Fall, dass kranke Kinder die Pflege ihrer Eltern brauchen. Die Bemühungen einer solchen Politik jedoch alleine können das Vereinbarkeitsproblem nicht lösen. Dazu bedarf es Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt. Arbeitsplätze und Arbeitszeiten müssen familienfreundlich werden.

Aus Gründen der schlichten Arithmetik gilt: wenn Frauen in den Arbeitsmarkt hinein sollen, dann müssen Männer heraus. Dies gilt zumindest bei einer lebenszyklischen Betrachtungsweise, d.h. bezogen auf die Summe der im gesamten Arbeitsleben geleisteten Arbeitsstunden. Denn das zur Verfügung stehende Volumen an Erwerbsarbeitsstunden wird ja nicht mehr, eher weniger aufgrund von Produktivitätsfortschritten. Gerade in neoliberalen Zeiten, wo sich die Kräfteverhältnisse zugunsten der Kapitaleseite verschoben haben, kann man realistischerweise nicht davon ausgehen, dass durch den massiven Eintritt der Frauen in den Arbeitsmarkt die Lohnquote deutlich ausgeweitet werden könnte. Esping-Andersen weist zu recht darauf hin, dass ein Großteil der binnenwirtschaftlichen Dienstleistungsökonomie ihre Existenz direkt dem Verschwinden der Figur der vollzeitigen Hausfrau verdankt. Das historische Vorbild hierzu ist Skandinavien. Denn die Nachkriegsentwicklung in den fortgeschrittenen Wohlfahrtsstaaten in Nordeuropa verlief so, dass aus der unbezahlten Frauenarbeit bezahlte Frauenarbeit wurde. Aber Frauenarbeit blieb es allemal. Daher die Spaltung des Arbeitsmarkts in einen frauen-dominierten öffentlichen Sektor und einen männerdominierten privaten Sektor. Möglich war dies in Zeiten der Vollbeschäftigung und mit einem ausgebauten öffentlichen Sektor. In den kontinentaleuropäischen Wohlfahrtsstaaten hat sich diese Art des sozialen Dienstleistungssektors in den goldenen Jahren des Fordismus

3 Esping-Andersen (2002:49) bemerkt zurecht, dass die mütterliche Berufstätigkeit an sich keinen negativen Effekt auf die Kindesentwicklung haben muss, dass aber sehr wohl negative Effekte zu erwarten sind, wenn die Mutter überarbeitet ist und stressvolle Arbeitsbedingungen hat.

nicht entwickelt. Wir wissen seit Esping-Andersen (1990), dass der unterentwickelte Dienstleistungssektor sehr wenig mit ökonomischen, aber viel mit institutionellen Faktoren zu tun hat. Ab den 1990er Jahren wurde dies in der öffentlichen Debatte zunehmend als Fehl- und Unterentwicklung thematisiert<sup>4</sup>. Doch zu Beginn des 21. Jahrhunderts stehen die öffentlichen Haushalte unter Sparzwang, während gleichzeitig die Marktpreise für Familiendienstleistungen für die meisten Menschen unbezahlbar hoch sind<sup>5</sup>. Wenn nun aber die Erwerbstätigkeit von Frauen sich in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit und des schrumpfenden öffentlichen Sektors dennoch ausweiten soll, kann man sich unter gegebenen makroökonomischen Rahmenbedingungen zwei alternative Szenarien vorstellen. Einmal die Spaltung des Arbeitsmarkts in eine Minderheit von gutbezahlten »Normalarbeitern« und eine Mehrheit von modernen Tagelöhnern, die von ihrem Einkommen nicht leben können. Oder die Umverteilung der vorhandenen Erwerbsarbeit mit sinkenden Einkommen für die Besserverdienenden und höheren, da existenzsichernden Einkommen für die Niedrigverdiener.

Es soll weiterhin gezeigt werden, dass die einseitige Analyse der Arbeitslosigkeit von der Angebotsseite her in die Irre führt, denn Bildungsinvestitionen an sich schaffen noch keine Arbeitsplätze. Die aktuelle Massenarbeitslosigkeit ist zum Teil auch Produkt der neoliberalen Doktrin und Politik, die in der EU dominiert.

## **SIND BILDUNGSCHANCEN AUCH ERWERBSCHANCEN? ÜBER DEN MYTHOS DER »QUALIFIKATION IN DER WISSENSGESELLSCHAFT«**

Alle Daten belegen, dass Frauen die Profiteure der Bildungsexpansion der 1970er Jahre waren. Heutige Frauen sind nicht nur besser ausgebildet als die früherer Ge-

4 Nicht zuletzt auf Grund der Vorgaben und des politischen Drucks von EU-Institutionen hin.

5 Es wird häufig argumentiert, dass zwar die Mehrheit der geringverdienenden Frauen sich diese Familiendienstleistungen nicht leisten könnten, gut ausgebildete und besserverdienende Frauen hingegen doch. Dies trifft für den Fall Deutschland – trotz gegenteiliger Behauptungen in der öffentlichen Debatte und in der Literatur (so auch Esping-Andersen, 2002:57) – nicht zu. Erstens, weil es in weiten Teilen des Landes überhaupt kein Angebot an ganztägiger Kinderbetreuung gibt. Selbst wenn man auf dem Schwarzmarkt eine Kinderbetreuung für 5 Euro/Stunde findet, würden die Kosten für eine Ganztagesbetreuung (40 Stunden pro Woche) sich auf mindestens 880 Euro für ein Kind belaufen. Wendet man die Drittelregel an (die Kosten für Kinderbetreuung dürfen nicht höher als ein Drittel des Einkommens der Mutter betragen, sonst sind sie prohibitiv), dann müsste das monatliche Nettoeinkommen bei 2640 Euro liegen. Das ist, insbesondere bei Frauen, ein Spitzenverdienst, den auch die meisten gut ausgebildeten Frauen nicht erreichen. Beim zweiten Kind wird es dann auch für Spitzenverdienerinnen zu teuer.



nerationen, sondern auch besser als Männer. Haben Frauen deswegen am Arbeitsmarkt bessere Aussichten auf einen Arbeitsplatz? Und wenn sie einen Erwerbsarbeitsplatz gefunden haben, ist dieser dann ein »guter Job« (»good job«) mit guter Bezahlung, Aufstiegsmöglichkeiten, Verantwortung oder ein untergeordneter, schlecht bezahlter »mieser Job« (»bad job«) ohne Aufstiegsmöglichkeiten?

Ein Blick in die Arbeitslosenstatistiken genügt um zu sehen, dass Frauen überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen sind (neben männlichen Berufseinsteigern, Älteren und Immigranten). Der Ersteintritt in den Arbeitsmarkt für junge Frauen mag noch einigermaßen unproblematisch sein, jedenfalls nicht problematischer als der für junge Männer. BerufsanfängerInnen erhalten in der Regel relativ geringe Einstiegsgehälter, sie werden oft befristet oder teilzeitig eingestellt. In vielen Berufen, in denen es auf das äußere Erscheinungsbild und die Repräsentation ankommt, werden junge Gesichter bevorzugt. Gerade in typischen Frauenberufen gehört das jugendlich-attraktive Aussehen zum eingesetzten Berufskapital: Arzthelferinnen, Verkäuferinnen, Rezeptionistinnen im Hotel, Bedienung im Restaurant, aber auch gutbezahlte TV-Ansagerinnen und Talkshow-Moderatorinnen sieht man kaum über 50.

Problematisch für die Karriereentwicklung, Aufstiegschancen und Entlohnung wird es kurz danach, wenn die Kinderfrage ansteht. Die allermeisten jungen Mädchen haben mit der Wahl der Ausbildung und des Berufs implizit ihre persönliche Kinderfrage schon beantwortet: ja, sie wollen irgendwann Mutter werden<sup>6</sup>. Unter den gegebenen Verhältnissen auf dem Arbeitsmarkt bleiben keine anderen Berufe zur Wahl als solche, die sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mit Kinderkriegen und Kinderhaben vereinbaren lassen. In frauenfreundlichen Wohlfahrtsstaaten sind diese günstigen Bedingungen besonders im öffentlichen Sektor anzutreffen. In frauenunfreundlichen Wohlfahrtsstaaten auf dem europäischen Kontinent sind es die Teilzeitarbeitsplätze oder geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse, die Frauen offen stehen: Verkäuferin, Zahnarthelferin, Sekretärin, Kindergärtnerin, aber auch Angestellte im öffentlichen Dienst, Lehrerin, Bankkauffrau oder Apothekerin. Diese Teilzeitarbeitsplätze erwirtschaften aber nur einen Teillohn, mit dem man keine Familie ernähren kann. Dies ist existenzgefähr-

6 Die Daten des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg (12.12.03) belegen, dass es eine wachsende Anzahl von Frauen gibt, die zeitlebens kinderlos bleibt. Dabei gilt die Regel: je höher das Bildungsniveau, desto weniger Kinder werden geboren. Im Jahr 2002 hatten 24 % der Frauen (35-45 Jahre) mit Hauptschulabschluss ohne Berufsausbildung keine Kinder (1982 waren es noch 17 %); bei den Frauen mit Hochschulabschluss betrug die Quote der Kinderlosen im Jahr 2002 36 % (1982 waren es noch 26 %). Somit ist heute in Deutschland jede dritte Akademikerin kinderlos.

dend für alleinerziehende Mütter. Für verheiratete Mütter bedeutet dies, dass sie zur Existenzsicherung auf einen vollzeitig arbeitenden und damit voll-verdienenden (Ehe-)Mann angewiesen sind.

Dies bedeutet aber im Widerspruch zum meritokratischen Axiom von Esping-Andersen<sup>7</sup>, dass für die Erwerbschancen von Frauen der individuell erreichte (Aus-)Bildungsstand fast nebensächlich ist, zumindest wenn man den gesamten Lebenszyklus zugrunde legt. Entscheidend ist das zur Verfügung stellbare Angebot an Arbeitszeit. Die Zeit, die Frauen für bezahlte Arbeit aufwenden können, ist beschränkt und variiert je nach wohlfahrtsstaatlichen Dienstleistungen (öffentliche Kinderbetreuung, Ganztagesesschule), der Anzahl der Kinder sowie deren Alter und dem Beruf des Mannes. Wenn wir wissen wollen, wie Frauen es schaffen können erwerbstätig und gleichzeitig Mutter von mehr als einem Kind zu sein (denn mit dem zweiten Kind fangen die Probleme erst richtig an, wie Esping-Andersen richtig bemerkt), dann müssen wir die Vereinbarkeitsproblematik auch aus der Perspektive von Männern als Väter betrachten. Auf der Ebene einer konkreten Familie kommt es darauf an, wie die jeweiligen zeitlichen Aufwendungen für bezahlte und unbezahlte Arbeit zwischen dem Elternpaar aufgeteilt sind.

Es ist unmittelbar einleuchtend, dass ein erfolgreicher Unternehmer (oder Chefarzt, Manager, Politiker), der zu den Spitzenverdienern gehört, aber auch zu den extrem-viel-Arbeitern (50-60 Stundenwoche), an seiner Seite nur eine nicht erwerbstätige Ehefrau gebrauchen kann. Erstens verdient er genug, um der ganzen Familie ein überdurchschnittliches Lebensniveau zu sichern. Zweitens hat solch ein Vielarbeiter ganz bestimmt keine Zeit und Energie um sich um Kinder, Haushalt, Organisation der gesellschaftlichen Verpflichtungen, Arzttermine, Musik- und Sportstunden der Kinder, usw. zu kümmern. Dazu bedarf es einer gut ausgebildeten, kultivierten Managerin des Familienbetriebs.

Gleiches gilt aber auch für vielarbeitende Männer der unteren Einkommensklassen mit geringer Qualifikation: der Lkw-Fahrer, der jede Woche von Mitteleuropa nach Südspanien fährt, somit unter der Woche abwesend ist und nur am Wochenende nach Hause kommt, kann sich ebenso wenig um Kinder und Haushalt kümmern. Seine Frau muss das alleine schaffen, was ihr allenfalls stundenweise Beschäftigung oder maximal eine Teilzeitarbeit gestattet.

Anders sieht es aus bei der ebenbürtig qualifizierten Frau eines (Hochschul-)Lehrers: er hat feste Arbeitszeiten, ist in der Regel weniger als 8 Stunden pro Tag

7 Das meritokratische Axiom zieht sich wie ein roter Faden durch Esping-Andersen's Argumentation nach dem Motto »Bildung lohnt sich und schützt vor Arbeitslosigkeit und Armut« (2002:27, 32, 44).

aus dem Haus, hat vielleicht auch einen unterrichtsfreien Tag in der Woche, ein großer Teil der Arbeit (Unterrichtsvorbereitung und Korrekturen) kann zu Hause erledigt werden. Wenn hier ein Kind krank wird, kann sich notfalls auch der zu Hause arbeitende Vater darum kümmern, während seine Frau weiterhin ihrer anspruchsvollen Vollzeitbeschäftigung außer Haus nachgehen kann.

Für Frauen, die Kinder haben (wollen) und gleichzeitig erwerbstätig sind, gilt also eine sehr komplexe Arbeitsangebotsfunktion, die von all den vorgenannten Faktoren abhängt.

Für Männer (und Frauen ohne Kinder, die wie Männer arbeiten) gilt eine andere Angebotskurve. Das Arbeitsangebot von Männern wird gemeinhin vom Marktpreis für Arbeit bestimmt. Je höher in einem Arbeitsmarktsegment die Entlohnung, je besser die Aufstiegsmöglichkeiten und Karriereperspektiven, desto wahrscheinlicher ist es dort hauptsächlich Männer und kaum Frauen anzutreffen. Dorthin sind die Männer aber nicht wegen ihrer überragenden Qualifikation gekommen. Nein, an der Exzellenz liegt es nicht. Die Männer konnten die Frauen auf dem Arbeitsmarkt »überholen«, weil ihr Arbeitskraftangebot absolut preiselastisch ist. Je besser ein Mann bezahlt wird, desto mehr stellt er von seiner Arbeitskraft zur Verfügung<sup>8</sup>.

Wir können also festhalten: entscheidend für eine gute Position auf dem Arbeitsmarkt ist die Nähe zum Modell des Normalarbeiters, d.h. einer männlich gedachten Figur des Arbeiters im Normalarbeitsverhältnis.

Wer aber ein Normalarbeiter ist, der hat für nichts anderes mehr Zeit und Energie als fürs Geldverdienen. Das liegt an den physischen Beschränktheiten, denen unser Leben unterliegt. Der Tag hat 24 Stunden, aber wir brauchen in der Regel allein 8 Stunden davon für Schlafen. Wenn jemand 8 Stunden pro Tag (9-18 Uhr mit einer Stunde Mittagspause) arbeitet, zusätzlich 2 Stunden für An- und Abfahrt zum Arbeitsplatz verliert, dann kommt er müde und hungrig nach Hause. Wie könnte also dieser Normalarbeiter, wenn er gegen 19 Uhr abends nach Hause kommt, sich in die Küche stellen und kochen, die Kinder bei Tisch nach dem Schultag fragen, ihre Hausaufgaben überwachen oder nachsehen, sie gegen 20 Uhr liebevoll zu Bett bringen und eine Gute-Nacht-Geschichte erzählen, danach noch 1-2 Stunden Haushaltsarbeit erledigen (Küche aufräumen, ein bisschen putzen, bügeln oder vorkochen für den nächsten Tag), bevor er sich selbst zwischen 22-23 Uhr zu Bett begibt, denn anderntags spätestens um 7 Uhr klingelt der Wecker und um 8 Uhr

8 Das Gegenteil trifft allerdings auch zu: je schlechter ein Mann bezahlt wird, desto mehr stellt er von seiner Arbeitskraft zu Verfügung, ganz entgegen den Annahmen der Neoklassik. Dies aus dem einfachen Grunde, da die Lohnabhängigen existentiell auf die Erwerbsarbeit angewiesen sind.

müssen die Kinder in der Schule, in der Kindertagesstätte oder bei der Tagesmutter abgeliefert sein? Natürlich gibt es Familien, deren Alltag so organisiert ist<sup>9</sup>. Aber das bedeutet auch: wenn die Kinder krank sind, werden ihnen Antibiotika verabreicht und sie trotzdem in die Schule geschickt. Zum Abendessen gibt es grundsätzlich nur Tiefgefrorenes oder Fertiggerichte, das in 5 Minuten zubereitet ist, also keinen Salat oder Rohkost. Auf Elternabende geht niemand. Außerschulische Förderung der Kinder entfällt: kein Sport, kein Musikinstrument, keine sonstige Freizeitbeschäftigung, solange die Kinder nicht mindestens 12 Jahre alt sind. Ab diesem Alter können sie die anfallenden Wege alleine machen. Bürgerschaftliches Engagement entfällt selbstredend auch: das Normalarbeiter-Ehepaar kann weder im Gesangsverein, in der Kirchengemeinde oder politischen Partei noch in der Nachbarschaftshilfe oder Bürgerinitiative aktiv sein. Das Elternpaar, das einmal als Liebespaar angefangen hat, verschleißt seine Beziehung im Alltagsstress.

Der traditionelle Alleinverdiener war ja so gedacht und kann tatsächlich auch nur so bestehen, indem er eine Frau hat, die nicht nur Haus und Kinder versorgt, sondern auch ihn selbst umsorgt (Arzttermine für ihn ausmachen, Behördengänge erledigen, seinen Anzug zur Reinigung und das Auto zur Werkstatt bringen, für ihn Essen kochen, seine Wäsche waschen, usw.).

Wie Esping-Andersen richtig bemerkt, wären mit einer allgemeinen Qualifizierungsoffensive die »miesen Jobs« nicht aus der Welt geschafft. Dies aus dem einfachen Grunde, weil man die »miesen Jobs« braucht. Die Mehrheit der Arbeitsplätze haben geringe Qualifikationsanfordernisse und werden entsprechend gering entlohnt.

Natürlich sind hohe Schulabbruchquoten und funktionelles Analphabetentum erschreckende Fehlentwicklungen auf dem »Bildungsmarkt«. Der Zusammenhang zwischen »Bildungsmarkt« und Arbeitsmarkt ist jedoch komplex und dynamisch. Solange höhere Bildung der sichere Schlüssel zum Arbeitsmarkt war und dadurch sozialer Aufstieg individuell machbar war, gab es einen starken Anreiz den Bildungsweg auch zu beschreiten. Wenn aber heute die 15-jährigen Schüler aus einer *cité*<sup>10</sup> von ihrem Lehrer erfahren, dass dieser einen monatlichen Nettolohn von ca. 1500 Euro erhält, dann können sie ihn – bei gegebenem Wertekanon der Konsumgesellschaft – nur auslachen und verachten. Denn sie selbst verdienen durch Drogenhandel, Schmuggel und Autodiebstahl 3-4 mal so viel und dies mit unvergleichlich geringerem Auf-

9 Nicht in Deutschland, Italien und Spanien, da die öffentliche Kinderbetreuung und Ganztagschule fehlt, aber in den frauen-freundlicheren Wohlfahrtsstaaten wie z.B. Belgien und Frankreich.

10 Typische Hochhaussiedlung in einem Pariser Vorort.

wand. Die Autorität des Lehrers<sup>11</sup> jedenfalls ist dahin und der aufgezeigte Weg des Arbeitsmarktzugangs über Bildung wird unglaublich. Dies umso mehr als jene Jugendliche miterlebt haben, dass die älteren Brüder trotz Abitur und eventuell Studium keine Arbeit finden, und dass die Väter ab 50 Jahren arbeitslos werden. Die Massenarbeitslosigkeit seit ca. 20 Jahren hat einen dynamischen Effekt insofern, als junge Generationen herangewachsen sind, die erleben müssen, dass ihnen der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt oder nur als moderner Tagelöhner möglich ist.

## **DER HAUSHALT IST AUCH EINE PRODUKTIONSEINHEIT, ER KONSUMIERT NICHT NUR**

*»The average post-war male breadwinner enjoyed good job prospects and rising wages. This in turn, secured adequate welfare for most families, and it allowed even working-class households the **luxury of full-time housewifery**«(2002:26)*

Diese Aussage deckt sich mit dem Satz »Meine Frau muss nicht arbeiten gehen«, der oft mit Stolz hervorgebracht wurde von dem männlichen Alleinverdiener der traditionellen Familie in den goldenen Jahrzehnten der Vollbeschäftigung. Der Sprecher ist ein Mann, der Geld verdienen geht und damit seine Familie ernährt. Darin wird auch die Unterschätzung und Geringschätzung von Frauenarbeit deutlich, die von einer deutschen Schlagersängerin der Siebziger Jahre, Johanna von Koczian, ironisch auf den Punkt gebracht wurde mit dem Titel: *»Das bisschen Haushalt... (sagt mein Mann)«*. Unter dem Gesichtspunkt des reinen Geldeinkommens ist das vollzeitige Hausfrauendasein tatsächlich ein Luxus.

Historisch richtig ist aber, dass die Hausarbeit erst durch die technologischen Neuerungen ab den 1960er Jahren überhaupt zeitlich so reduziert werden konnte, dass eine Frau außer Haus tätig werden konnte<sup>12</sup>. Noch bis in die 1950er Jahre wurde in Europa die Wäsche mit der Hand gewaschen. Kohleöfen bedeuteten Holzhacken und Kohleschleppen. Fließend Wasser war nicht überall selbstverständlich, schon gar nicht warmes. Babys wurden grundsätzlich in Stoffwindeln gewickelt. Flaschnahrung und Fertigkost waren unbekannt und somit war das Stillen an der Tagesordnung. Die Hausfrau hat – selbst die Arbeiterfrau in Städten – oft einen Hausgarten zur Nahrungsmittelproduktion bewirtschaftet, die reife Ernte zu halt-

11 Die Autorität der Lehrerinnen ist zusätzlich bedroht, weil Jugendliche aus diesem Milieu in einer »Rambo-Welt« leben, die von Sexismus und Frauenverachtung geprägt ist.

12 In wohlhabenden Familien wurde die anfallende Hausarbeit von Dienstmädchen verrichtet. Die Dame des Hauses war somit freigestellt für andere Tätigkeiten beruflicher oder gesellschaftlicher Natur. Diese Tätigkeiten waren jedoch nur selten zum Broterwerb bestimmt.

baren Konserven für den Winter verarbeitet und gar den Überschuss der Gartenfrüchte im Kreis der Nachbarn oder auf dem lokalen Wochenmarkt verkauft. Hinzu kommt, dass der Arbeiterlohn noch in den 1950er Jahren so knapp bemessen war, dass eine Familie damit nicht alles hätte kaufen können, was sie zum Leben brauchte. Eine erfahrene Mutter und Hausfrau hat durch ihre Heilkenntnisse schon manchen Arzt ersetzt. Ein Mann war immer auf eine Frau zur Haushaltsführung angewiesen. Starb die Frau (was ja häufiger vorkam als heute), so brauchte er sofort einen Ersatz. Erst sprangen weibliche Verwandte ein, dann wurde der Witwer zur baldigen Wiederverheiratung gedrängt.

Zweitens gilt, dass die Wirtschaft mehr umfasst als die Geldwirtschaft und das Haushaltseinkommen aus mehr besteht als aus Geldeinkommen. Die wichtigste technologische Neuerung, die das Leben der Frauen revolutionierte, war zweifelsohne die Anti-Babypille. Damit konnten die Frauen die Kontrolle über ihre Fruchtbarkeit in die eigenen Hände nehmen. Wissenschaftlich-technologische Entwicklungen waren es also, die es den Frauen erlaubten ihren Heimarbeitsplatz gegen einen außerhäusigen Erwerbsarbeitsplatz zu tauschen, und so insgesamt den Anfang des Verschwindens der Hausfrauen als sozialer Klasse bedeuteten.

Sodann ist es grundsätzlich so, dass jede Aufnahme von Erwerbsarbeit Kosten verursacht. Wer einen Arbeitsplatz antritt, braucht heutzutage einen Führerschein (nicht selten als Einstellungsvoraussetzung) und oft ein Auto; einen bestimmten Wohnort, an dem die Mieten vielleicht höher sind als anderswo; eine bestimmte Garderobe, die oft teurer ausfällt als wenn man sich nur für zu Hause kleiden würde. Natürlich geht man davon aus, dass sich die Aufnahme einer Erwerbsarbeit auf jeden Fall lohnt. Nun ist aber schon oft gesagt worden, dass die Aufnahme einer Erwerbsarbeit von Frauen neben den hier aufgeführten Kosten noch weitere verursacht, nämlich all jene für die zeitraubendsten Anteile der traditionellen Frauenarbeit: Kinderbetreuung, Altenversorgung.

Weiterhin gilt, dass grundsätzlich jedes Haushaltseinkommen aus drei Bestandteilen zusammengesetzt ist, nämlich:

1. Geldeinkommen: Lohneinkommen, Zinserträge und Kapitaleinkommen, Bodenrenten und Mieteinnahmen, staatliche Transfereinkommen.
2. Nicht-Geldeinkommen: geldwerte Vorteile wie Firmenwagen oder ausgebauter öffentlicher Verkehrssystem; mietfreies Wohnen im abgezahlten Eigenheim oder günstiges Wohnen in der Sozialwohnung; Ernte aus dem eigenen Garten (Obst, Gemüse) oder Fleisch aus der eigenen Tierhaltung (Hühner, Hasen, usw.); nachbarschaftliche oder familiäre Hilfsdienste; Steuernachlass u.ä.

3. Subsistenzproduktion (Eigenarbeit): wie Hausarbeit (Putzen, Kochen), Kinderbetreuung und Altenversorgung, Hausbau oder – Instandhaltung, Reparaturen jeglicher Art am eigenen Haus, Gartenarbeit zur Selbstversorgung, u.ä.

Aus historischer Perspektive ist der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft gleichbedeutend mit einer vertieften Integration in die Geldwirtschaft. In dem Maße wie die soziale Klasse der Bauernschaft abnahm und die jungen Bauernsöhne in die Städte abwanderten auf der Suche nach Lohnarbeit, wuchs die soziale Klasse der Industriearbeiter. Unter den Männern verallgemeinerte sich die abhängige Lohnarbeit. Offensichtlich sind wir seit den 1970er Jahren Zeugen einer zweiten Vertiefungsstufe der Geldwirtschaft mit dem Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft. In dem Maße wie die soziale Klasse der Industriearbeiter abnimmt und die Frauen die heimische Hauswirtschaft verlassen, wächst die soziale Klasse der »hausfrauisierten« DienstleistungsarbeiterInnen. Für eine Mehrheit der Erwerbsbevölkerung wird die Erwerbsarbeit knapp, prekär, kurzfristig und schlechter bezahlt. Die Mehrheit der Frauen, aber auch Immigranten, Ältere und Jüngere, gehören zu den Kategorien von Erwerbstätigen, die vom Arbeitsmarkt zunehmend »hausfrauisiert« (Mies 1988) werden: sie werden so behandelt als seien sie »Hausfrauen«, die zu Hause einen komplementären, männlichen Hauptverdiener haben und verdienen Löhne, mit denen man keine Familie erhalten kann, manchmal nicht einmal sich selbst.

Im Laufe dieser historischen Veränderungen hat sich die Gewichtung der oben erwähnten drei Einkommenssäulen eines Haushalts stark verändert<sup>13</sup>.

Betrachtet man diese historischen Umwälzungen aus der Ferne und sieht nur auf die großen makroökonomischen Trends, so gewinnt man den Eindruck, dass es sich hierbei um eine unumkehrbare Entwicklung im Rahmen einer stufenförmigen Höherentwicklung handelt. Zuerst lässt die europäische Menschheit die Agrargesellschaft hinter sich, dann die Industriegesellschaft. Erst macht sie sich vom Land

13 Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren noch 50-60 % der Erwerbsbevölkerung in der Landwirtschaft tätig, wobei das Geldeinkommen in der durchschnittlichen Haushaltskasse eine untergeordnete Rolle spielte. Der Großteil der Bedürfnisse der Familie wurde durch Nicht-Geldeinkommen (eigene Ernte) und Eigenarbeit (Hausbau in Eigenarbeit, textile Handarbeiten) gedeckt. Als in den 1950er Jahren nur noch 20-30 % der Erwerbsbevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren, verlagerte sich das Schwergewicht in der Haushaltskasse zunehmend auf das Geldeinkommen. Spiegelbildlich dazu nahm die Bedeutung der Produktionsfunktion des Haushalts ab. Anfang des 21. Jahrhunderts sind wir mitten im Umbau von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft. Während nur noch 3-5 % der Erwerbsbevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind, hat sich die Integration in die Geldwirtschaft verallgemeinert und stark vertieft. Die Erwerbsbevölkerung in ihrer Gesamtheit ist vom Lohneinkommen für die Existenzsicherung abhängig. Die allermeisten Bedürfnisse eines Haushalts werden durch käufliche Produkte und Dienstleistungen gedeckt. Die produktive Rolle des Haushalts hat an Bedeutung verloren.

unabhängig, dann von den Maschinen. Lebt schließlich nur noch von Ideen und Wissen, was selbstverständlich so gut bezahlt wird, dass man sich mit dem so verdienten Geld alle Bedürfnisse befriedigen kann. Parallel zu diesen Makrotrends lassen sich bei genauerem Hinsehen aber auch gegenläufige und scheinbar widersprüchlich Trends feststellen. Denn zwar werden unter dem vom Wirtschaftssystem angestrebten Produktivitätszuwachs noch immer Menschen durch Maschinen ersetzt und solcherlei Arbeitsentlastungen weiterhin als Segnungen des technologischen Fortschritts gepriesen<sup>14</sup>. Aber spätestens seit Beginn der neoliberalen Ära ab 1982 gibt es gesamtgesellschaftlich gesehen nicht mehr genug Erwerbsarbeit für alle. Eine wachsende Gruppe unter den Beschäftigten verdient nurmehr sehr bescheidene Löhne. Eine Untersuchung von Stellenangeboten aus einer französischen Tageszeitung (Union vom 12.11.2003) gibt eine Momentaufnahme des Arbeitsmarkts wider: Die allermeisten Lehrberufe (Handwerker) und typischen Frauenberufe der unteren Qualifikationsstufe (Verkäuferin, Floristin, Sekretärin je nach Branche/Betrieb) orientieren sich in der Entlohnung am Mindestlohn (SMIC) von 1250 Euro pro Monat. Je nach Berufserfahrung und Verantwortung kann die Entlohnung auch darüber liegen, bei ca. 1500 Euro Nettomonatslohn. Die Stellenangebote machen deutlich, dass die Höhe der Entlohnung sich keineswegs nur an der Ausbildung orientiert. Was erheblich zählt, ist die praktisch erworbene Berufserfahrung und insbesondere das Ausüben einer Leitungsfunktion. Wer allerdings eine gut bezahlte Leitungsfunktion innehat, dessen tatsächlich gearbeitete Wochenarbeitszeit dürfte sich in den seltensten Fällen auf die im Arbeitsvertrag festgelegte Arbeitszeit beschränken. In Führungspositionen wird unentgeltliche Mehrarbeit vorausgesetzt, sie wird implizit mit dem überdurchschnittlichen Stundenlohn abgegolten. Und wer eine solch gut bezahlte, arbeitsintensive Führungsposition innehat, der muss selbstredend die Familie hintanstellen. Für Kinder, Haushalt und Beziehungspflege bleibt keine Zeit.

## **WIE WIRD BILDUNGSKAPITAL VERERBT?**

Wenn Kinder aus sozialprivilegierten Schichten überproportional guten schulischen Erfolg haben, dann muss man sich fragen wie genau dieses kulturelle Erbe

14 Wenngleich es immer erbitterte Widerstände der wegrationalisierten Arbeiter gab, denen durch die technologische Neuerung die Existenzgrundlage genommen wurde. Man denke nur an den Aufstand der schlesischen Weber von 1844, der zwar blutig niedergeschlagen wurde, aber dessen Nachwirkungen in die (gescheiterte) deutsche Revolution von 1848/49 mündete.



übertragen wird. Hier ist eine geschlechtsspezifisch differenzierende Analyse unbedingt nötig. Wir stellen fest, dass die beste Förderung für Kinder offensichtlich die »Bourgeois-Kombination« ist: der Vater ist ein gut bezahlter Vollzeitarbeiter, die Mutter hingegen eine nicht vollzeitig arbeitende Familienfrau. Die besten Ergebnisse der Kinderförderung gibt es, wenn die Mutter zwar kultiviert und gebildet ist, aber ihren Ehrgeiz, ihre Intelligenz und Energie zum großen Teil in die Kinder und nicht in die Berufsarbeit investiert<sup>15</sup>. Dies beginnt im Kleinkindalter mit der Förderung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit. Das korrekte Erlernen der Muttersprache gelingt nur durch ständiges Üben im Sprechen und Zuhören. Es muss jemand da sein, der dem Kind zuhört, es immer wieder korrigiert und für die Fortschritte lobt. Einer der Gründe für den besorgniserregenden Niveauverfall bei der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit und die erschreckende Unlust am Lernen an französischen Schulen in den letzten 10-20 Jahren ist, dass die vollzeitig berufstätigen Eltern nicht genug Zeit haben, um mit ihren Kindern zu reden<sup>16</sup>. Sodann geht es um die häusliche Hausaufgabenbetreuung, die zumindest in den unteren Klassen auch von der Gestaltung des Schulunterrichts her vorausgesetzt wird. Welches Kind könnte je ein Musikinstrument erlernen, einen Sport treiben, eine Leidenschaft vertiefen, aus der später ein Berufswunsch hervorgeht, wenn es nicht von den Eltern darin unterstützt und gefördert würde?

Die Risikofaktoren für den Schulerfolg lassen sich zusammenfassen als Situationen, die am weitesten von der optimalen »Bourgeois-Kombination« entfernt sind:

- Eltern leben in Scheidung oder sind geschieden
- Elternteil oder beide Eltern gestorben
- Elternteil oder beide Eltern ist/sind psychisch krank (Alkoholismus, Suchtverhalten, Gewalt in der Familie)
- bildungsferne Schichten: keine Vorbilder, Abwertung von intellektueller Arbeit
- Armut: schlechtes und unzureichendes Essen, beengte Wohnverhältnisse, allgemeiner Mangel
- beide Eltern sind normale Vollzeitarbeiter, selten zu Hause, am Abend erschöpft und nicht ansprechbar

15 Um Missverständnissen vorzubeugen: dies ist eine grobe Widergabe des Status-Quo und bedeutet keineswegs, dass diese Situation auch so bleiben soll, d.h. gesellschaftlich wünschenswert ist. Aus feministischer Perspektive könnte man sich wünschen, dass der Vater ebenso wie die Mutter in die Lage versetzt wird, einen Teil seiner Energie, Intelligenz und seines Ehrgeizes direkt in die Kinder zu investieren, anstatt hauptsächlich als Geldgeber zur Verfügung zu stehen.

16 Besonders benachteiligt sind Kinder, in deren Elternhaus die Landessprache nicht gesprochen wird, die sich also zu Hause nie in der schulisch relevanten Sprache üben können.

## **MASSENARBEITSLOSIGKEIT IST EINE FOLGE VON FEHLENDEN ARBEITSPLÄTZEN**

Sicherlich ist es zutreffend, dass ein Individuum ungenügend und falsch ausgebildet, aber auch faul und unmotiviert sein kann und daher von Arbeitslosigkeit betroffen und dies sogar dauerhaft, so dass es in die Armut abrutscht. In solch einem Fall – so würde man sagen – liegt eigenes Verschulden oder zumindest eine Mitverantwortung für die eigene missliche Lage vor. Der Begriff »employability« will uns jedoch weismachen, dass die Ursachen der allgemeinen Massenarbeitslosigkeit in Europa allein auf der Angebotsseite zu finden sind, nämlich bei den betroffenen Individuen selbst. Nur vor dem Hintergrund dieser neoliberalen Sichtweise kann man zu der Aussage kommen: »Die Gewinner der post-industriellen Ära brauchen ausgeprägte intellektuelle Fähigkeiten und soziale Kompetenz; wer diese nicht mitbringt, wird womöglich sein Leben lang in gering bezahlter, prekärer Beschäftigung verbringen.« (2002:27).

Eine solche Sichtweise setzt zwei Aspekte des Arbeitsmarkts gleich, die aber unbedingt getrennt bleiben müssen: nämlich das Qualifikationsniveau von Individuen auf der einen Seite und die Qualifikationserfordernisse der Arbeitsplätze auf der anderen Seite. Wie wir schon gesehen haben, ist bei den Frauen das vorrangige Kriterium für eine gute Arbeitsmarktposition die Nähe zum Normalarbeitsverhältnis, von nachgeordneter Bedeutung die formale Ausbildung. Als scheinbare Bestätigung für die Bedeutung des Ausbildungsniveaus wird in der Debatte stets angeführt, dass Ungelernte und Geringqualifizierte überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Wohlan, das mag so sein. Es trifft aber genauso zu, dass Immigranten, Frauen, über 55-Jährige und unter 20-Jährige überdurchschnittlich von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Kann man deswegen daraus schließen, dass all diese Kategorien Unterqualifizierte sind?

Auf dem Arbeitsmarkt gibt es eine Art Beschäftigungspyramide. Es kann nur eine Minderheit von hochqualifiziertem und gutbezahltem Führungspersonal geben und eine Mehrheit von geringer qualifiziertem und geringer entlohntem ausführenden Personal. Daran haben auch verflachte Hierarchien, neue Managementmethoden und Teamarbeit nichts geändert.

Sodann gilt, dass Hochqualifizierte genauso von Arbeitslosigkeit betroffen sind wie andere, aber logischerweise ist ihr relativer Anteil an der Masse der Arbeitslosen gering, da auch ihr Anteil an der Erwerbsbevölkerung insgesamt gering ist<sup>17</sup>.

17 Der Anteil der arbeitslosen Akademiker an allen Arbeitslosen betrug für Deutschland laut der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung (ZAV) im Jahr 2002 5,7 % (2001 4,8 %).

Wenn man aber von dem individuellen Arbeitslosigkeitsrisiko sprechen möchte, dann sollte man die verfügbaren Arbeitskräfte auf einem bestimmten Arbeitsmarktsegment ins Verhältnis zu den verfügbaren Stellen setzen<sup>18</sup>. Ob Hochqualifizierte einen Arbeitsplatz finden, hängt wie bei anderen Beschäftigtenkategorien davon ab, ob in ihrem Arbeitsmarktsegment Arbeitsplätze geschaffen oder vernichtet werden. Sehen wir uns einige Beispiele genauer an:

- **Architekten:** die Arbeitslosenquote unter deutschen Architekten beträgt 16,3 %. Die Mehrheit der Architekten sind Angestellte in kleinen Büros und erhalten einen Nettostundenlohn von 8-12 Euro; die meisten Mitarbeiter sind sogenannte »feste Freie«, d.h. sie werden für die Dauer eines Wettbewerbs oder Projekts von drei Monaten bis 2 Jahre eingestellt. Wenn ein Auftrag reinkommt, dann wird unter Hochdruck und mit Spitzenbelastungen gearbeitet: Samstag, Sonntag, Feiertag, ohne Urlaub, oft bis zu 16 Stunden am Tag, 60-70 Wochenstunden sind keine Seltenheit. Wenn das Projekt beendet ist, steht häufig die Entlassung bevor.
- **Bild- und PrintjournalistInnen/Medienfachleute/Werbefachleute:** abgesehen von wenigen Ausnahmen, werden Journalisten u.a. auf Honorarbasis (freie Mitarbeit) beschäftigt. Sie müssen ihren Artikel, ihren Werbespot oder ihr Foto am Markt anbieten und sind in extremer Weise von Altersarbeitslosigkeit gefährdet.

Eine Umfrage<sup>19</sup> zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von freien JournalistInnen widerspiegelt die Situation in der Medienbranche, die durch Konzentrationsbestrebungen, ständig kleiner werdende (Honorar)Etats, Stellenstreichungen, erhöhte Leistungsanforderungen geprägt ist. Volontäre werden nicht übernommen, Festangestellte zur Selbständigkeit gezwungen, Absolventen der Hochschulen auf einen ungewissen Markt entlassen – der Konkurrenzkampf unter den Freien nimmt an Schärfe zu. Was die Verdienstmöglichkeiten anbelangt, so rangieren die Journalisten eindeutig im unteren Gewinnbereich. Mehr als die Hälfte der Freien verfügt lediglich über ein monatliches Nettoeinkommen von rund 1.000 Euro<sup>20</sup>. Im Durchschnitt arbeiten die deutschen Zeitschriftenredakteure 44 Stunden und lei-

18 So sind z. B. 20 % der Akademiker mit einem Abschluss in humanistischen Fächern arbeitslos gemeldet (ZAV; August 2002). Bei diesen Zahlen fallen noch die Frauen heraus, die in Ermangelung von Arbeitsmarktperspektiven zur Hausfrau und Mutter geworden sind.

19 »Erfurter Erklärung« der Konferenz der Freien, veranstaltet von den Landesverbänden des Deutschen Journalistenverbands (DJV) in Hessen, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen am 8. September 2003.

20 41 % der freien Journalisten verdienen weniger als 20.000 Euro pro Jahr, 33 Prozent maximal 40.000 Euro. Nur jeder vierte Freie (26 Prozent) liegt mit seinem Einkommen über 40.000 Euro. Das höchste Einkommen erzielen diejenigen, die nach Tagessätzen und Pauschalen bezahlt werden.

sten damit regelmäßig rund acht Überstunden pro Woche<sup>21</sup>. Jeder vierte Redakteur arbeitet ohne jeglichen Tarifvertrag.

- Forscherinnen/wissenschaftliches Lehrpersonal an Universitäten, Schulen und Hochschulen: der drastische Stellenabbau an den Universitäten hat vielen Hochqualifizierten den Weg auf den qualifikationsadäquaten Arbeitsmarkt verbaut. Es mangelt keineswegs an hochqualifiziertem wissenschaftlichen Nachwuchs. Unter diesen extremen Konkurrenzbedingungen haben Frauen schlechtere Chancen, eine Hochschulkarriere mit Kindern ist kaum möglich. Auch im Lehrerberuf mangelt es an Stellen, nicht an Kandidaten.
- Künstler/Tänzer/Schauspieler/Musiker: sind oft nicht nur hochqualifiziert und hochtalentiert, sondern auch außerordentlich hochmotiviert. Dennoch sind sie einkommensarm, in prekären Arbeitsverhältnissen und von Armut wegen frühzeitiger Altersarbeitslosigkeit besonders bedroht.
- Ingenieure: selbst in dieser typisch männlichen Kategorie hängen Erwerbschancen und Bezahlung nicht von der Ausgangsqualifikation ab, sondern davon, ob jemand für ein transnational operierendes Großunternehmen wie Siemens, IBM u.ä. arbeitet oder eher für einen mittelständischen Betrieb, der für den Binnenmarkt produziert. Der Arbeitsmarkt für Ingenieure ist seit jeher stark von konjunkturellen Schwankungen geprägt. Anfang der 90er Jahre setzte eine Spaltung des Arbeitsmarktes ein, die auch heute noch anhält. Zwischen den Beschäftigungsmöglichkeiten für ältere Ingenieure und denen für Nachwuchskräfte besteht noch immer ein großer Unterschied. Während Ingenieure über 45 Jahre zur Zeit häufig arbeitslos sind, werden die jungen Kräfte sehr intensiv gesucht. Trotz des allseits beklagten Mangels an jungen Ingenieuren ist aber nicht zu beobachten, dass die Unternehmen von ihren hohen Anforderungen an die Kandidaten abrücken.

Zusammenfassend können wir festhalten: es gibt kein Arbeitsmarktsegment der Privatwirtschaft, das vor Arbeitslosigkeit geschützt wäre und es gibt keine Qualifikation, die dem Individuum einen lebenslangen Erwerbsplatz sichert. Aus der Sicht des Individuums lohnt sich irgendeine ordentlich abgeschlossene Ausbildung noch immer, denn angesichts der knappen Zahl der Arbeitsplätze findet ein Verdrängungswettbewerb statt: überqualifizierte Individuen besetzen minderqualifizierte Arbeitsplätze. Die Geringqualifizierten, die zuvor diese Arbeitsplätze innehatten, werden freigesetzt. Den letzten beißen die Hunde. Aber das war schon

21 Jeder dritte freie Journalist arbeitet zwischen 46 und 50 Stunden wöchentlich, 17 % sogar noch länger. 32 % der Freien üben ihre Tätigkeit in Teilzeit aus.

immer so. Eine hohe Qualifikation ist immer noch eine notwendige Voraussetzung für den Eintritt in und eine gute Position auf dem Arbeitsmarkt. Aber eine hinreichende Voraussetzung für gute Erwerbschancen ist die Ausbildung schon lange nicht mehr.

Die Betonung von »*quality and skills of the people*« (Esping-Andersen 2002) steht daher in Einklang mit der neoliberalen Vision von den angebotsbedingten Ursachen der Arbeitslosigkeit. Zu keinem Zeitpunkt kommt in diesem Analyse-schema das Problem der fehlenden Arbeitsplätze vor.

Die angebotsfixierte Illusion besteht in dem Glauben, dass erstens Produktivitätsfortschritte grundsätzlich immer etwas Gutes seien; dass zweitens das Produktivitätsrennen irgendwie für alle gewinnbar sei; und dass drittens das Humankapital eine entscheidende Waffe in diesem globalisierten Wettbewerbskampf sei: »*Those nations that do not manage to activate their full human potential are likely to fall behind in the productivity race*« (2002:28). Produktivitätsfortschritte aber bedeuten, dass mit einem gleichbleibenden Arbeitskräfteeinsatz mehr produziert werden kann. Dies ist nur durch technologischen Fortschritt möglich, i.d.R. durch verstärkten Maschineneinsatz. Mit zunehmender Produktivität nimmt daher die Kapitalintensität des Produktionsprozesses zu und die Arbeitsintensität des Produktivitätsprozesses ab. Gleichzeitig hat diese veränderte Zusammensetzung von Kapital und Arbeit im Produktionsprozess Folgen für seine Kostenstruktur. Je kapitalintensiver ein Produktionsprozess, desto höher die anfallenden Fixkosten. Dies hat zweierlei Folgen: ein steigender Anteil des erwirtschafteten Umsatzes eines Unternehmens wird für die Bedienung der Fixkosten verausgabt (Anschaffung von neuen Maschinen bzw. Tilgung der Kreditkosten dafür), bevor überhaupt mit dem ersten Euro die Arbeit entlohnt oder der Gewinn ausgeschüttet werden kann. Hier sieht man: es sind die Fixkosten, die den Produktionsprozess überproportional verteuern, d.h. die auf der Kapitalseite eingebauten Rigiditäten.

Die positive Einschätzung des Produktivitätsfortschritts beruhte in der Vergangenheit darauf, dass die eingesparte Arbeit (nicht geschaffene oder abgebaute Arbeitsplätze) des einen Sektors in den anderen Sektor, der sich im Aufbau oder in Expansion befand, umgeleitet werden konnte. Arbeitslos gewordene (junge) Stahlkocher in den 1970er Jahren konnten leichter noch einen neuen Arbeitsplatz in der Metallbranche finden als 30 Jahre später. Für ältere Arbeitslose, die keine realistische Chance auf einen neuen Arbeitsplatz mehr hatten, gab es noch relativ großzügige Abfindungen und Frühverrentungsregelungen. Für die im Arbeitsmarkt Verbliebenen hatte die Produktivitätssteigerung positive Effekte: Lohnsteigerung und/oder Arbeitszeitreduzierungen waren gewerkschaftlich durchsetzbar.

Diese Bedingungen haben sich gründlich gewandelt. Älteren Langzeitarbeitslosen stehen keine Frühverrentungsregelungen mehr offen, der Trend der wohlfahrtsstaatlichen Reformen und Kürzungen geht dahin, sie zur Annahme jeglicher, auch noch so gering entlohnter Arbeit zu nötigen (Lodermel und Trickey 2001). Bei Erreichen des Rentenalters haben diese Menschen allenfalls geringe Renten zu erwarten, die zur Existenzsicherung keineswegs ausreichen. Die Vorzüge der Produktivitätssteigerung für die (noch) Beschäftigten haben sich ebenfalls verflüchtigt: Entlassungen bedeuten heute für das verbleibende Personal weder Lohnsteigerungen noch Arbeitszeitreduzierung, sondern das Gegenteil. Die Noch-Beschäftigten arbeiten sich häufig schier zu Tode. Bei stagnierenden Nominallöhnen reduziert sich die Kaufkraft real und die Arbeitszeiten werden variabel verlängert.

In Esping-Andersens Arbeitsmarktanalyse erscheint das konkret vorhandene Problem der Arbeitslosigkeit lediglich als ein Übergangsphänomen, nämlich von der Industrie-zur Informations-und Dienstleistungsgesellschaft. Oder die Arbeitslosen werden für ihr Schicksal verantwortlich gemacht: »*The gulf between the post-industrial ›winners‹ and ›losers‹ is no doubt widening. And this may simply reflect the fact that skills, motivation, and excellence is being rewarded while the lack there of is being punished*« (2002:31).

Tatsache ist, dass eine Deindustrialisierung stattfindet, wodurch industrielle Arbeitsplätze verschwinden. Ein wachsender Dienstleistungssektor kann die Verluste nicht wettmachen. Die Massenarbeitslosigkeit vergrößert und verfestigt sich. Aber aus welchen Gründen?

## **NEOLIBERALE GLOBALISIERUNG ALS URSACHE DER MASSEARBEITSLOSIGKEIT**

Der erste Grundirrtum der derzeit dominanten neoliberalen Politik besteht darin, die Ursachen der Arbeitslosigkeit auf den Arbeitsmärkten selbst zu suchen. Arbeitslosigkeit entsteht aber nicht auf den Arbeitsmärkten und ist durch deren De-regulierung nicht erfolgreich zu therapieren. So setzen die Forderungen aus dem Katalog der neoliberalen Angebotspolitik zur Lösung der Arbeitslosigkeit an falscher Stelle an: Abbau von Mindeststandards auf dem Arbeitsmarkt durch Verbetrieblichung der Lohnpolitik (Auflösung des Flächentarifvertrags), Flexibilisierung der Arbeit, Privatisierung des Beschäftigungsrisikos und Rückzug des Staates aus der sozialen und beschäftigungspolitischen Verantwortung. Die neoliberale Angebotsdoktrin nimmt an, dass das Angebot an Arbeitskraft vom Lohnsatz ab-

hängt, also absolut preiselastisch ist. So würde nur bei steigendem Lohnsatz mehr Arbeit am Markt angeboten. Wie wir schon gesehen haben, ist dies eine Fiktion in zweierlei Hinsicht. Erstens wird unterstellt, dass die Beschäftigten über ihren Arbeitseinsatz »frei« entscheiden können. Zweitens wird angenommen, dass das Angebot an Arbeitskraft absolut zeit(mengen-)elastisch ist. Wir konnten aber zeigen, dass das Arbeitskraftangebot von Frauen zeitlich nach oben beschränkt und weitgehend preisunelastisch ist. Allgemein wird unter der neoliberalen Angebotsdoktrin so getan, als wäre der Zwang zur Arbeit als Basis der Existenzsicherung bereits weggefallen und das »Reich der Freiheit« (Karl Marx) erreicht. Tatsache aber ist, dass nur eine kleine Schicht von Reichen über genügend andere Einkommen verfügt, um ihr Arbeitskraftangebot selbst bestimmen zu können.

Was passiert, wenn die markträumenden Lohnsätze so niedrig sind, dass die Beschäftigten mit ihrem Arbeitseinkommen das Existenzminimum nicht erreichen? Die Beschäftigten müssen in diesem Fall ihr Arbeitskraftangebot ausweiten: Überstunden, Schwarzarbeit, Mehrfachtagelöhner. Dieser Anpassungszwang ist im Niedriglohnsektor längst Realität. Für alle Beschäftigten? Nein, natürlich nicht. Die individuelle Anpassungsstrategie der Mehrarbeit ist im allgemeinen nur für Männer möglich. Für Frauen bedeutet der Anpassungszwang entweder den Verzicht auf Mutterschaft, um so wie ein Mann arbeiten zu können. Oder die Unterwerfung unter ein zwar modern verpacktes, aber darum nicht weniger reaktionäres Geschlechterverhältnis. Denn die Ausweitung des Arbeitskraftangebots der Männer ist nur möglich, wenn die Frauen den »Rest« alleine erledigen: Haushalt, Familienleben, ... mit der modernen Zusatzbelastung nun auch noch ein bisschen Geld dazu verdienen zu müssen. Die weibliche Erwerbsarbeit kann so statt der erhofften individuellen Emanzipation von (patriarchaler) Abhängigkeit den Frauen auf subtile Weise die Ausbeutung in der neoliberalen Postmoderne bescheren.

Zurück zur Frage nach den Ursachen der Arbeitslosigkeit. Über die Höhe und Struktur der Beschäftigung wird nicht maßgeblich auf den Arbeitsmärkten entschieden. Vielmehr werden unternehmerische Investitionen nach den Erwartungen auf den Waren- und Kapitalmärkten entschieden. Ob eine Sachinvestition getätigt wird oder nicht hängt einerseits von den Absatzchancen ab und andererseits von den Renditen, die bei alternativer Anlage auf den Kapitalmärkten erwartet werden. Wenn man zu hohe Arbeitskosten als Ursache der Arbeitslosigkeit postuliert, dann wird so getan, als ob die Gewinne der Unternehmen gleichsam automatisch immer in die Finanzierung von Sachinvestitionen gelenkt würden. Diese Annahme ist irrig wie die Entwicklung der internationalen Finanzmärkte und Börsenplätze seit Beginn der 1980er Jahre zeigt. Unternehmen tätigen zunehmend

weniger Realinvestitionen. Und allein diese können Arbeitsplätze schaffen. Ein Teil der Mittel fließt in Rationalisierungsinvestitionen. Dies vernichtet Arbeitsplätze. Ein anderer Teil der Gewinne wird irgendwo auf der Welt auf den Kapitalmärkten und Börsen renditeträchtig angelegt. Hiermit kommen wir den Ursachen der Arbeitslosigkeit näher: die ökonomischen Ursachen unzureichender Umsetzung von Gewinnen in beschäftigungsfördernde Investitionen lassen sich nur dann erfassen, wenn die alternativen Verwendungen untersucht werden und dazu die globalisierten Güter- und Kapitalmärkte ins Blickfeld gerückt werden.

Das also ist des Pudels Kern! Die Beschäftigungskrise läßt sich ursächlich nicht auf die Arbeitsmärkte schieben, weil die Märkte hierarchisch gegliedert sind<sup>22</sup>. An der Spitze stehen die Güter- und Kapitalmärkte. Die unter dortigen Bedingungen getroffenen Investitionsentscheidungen schlagen auf die nachgeordneten Arbeitsmärkte durch. Wenn die europäischen Unternehmen lieber in den hochverschuldeten Ländern Lateinamerikas – wo es traumhaft hohe Renditen auf den Kapitalmärkten gibt – als zu Hause in Arbeitsplätze investieren, kann die Neoklassik diese Fehlentwicklung immer nur auf zu hohe Löhne im Inland zurückführen. Ein Erklärungsmuster, das sich als Tautologie entpuppt; und hinter dem eine Methodik steckt, den Einfluss der unternehmerischen Gewinnverwendung auf die Arbeitslosigkeit zu verschleiern.

Die neoliberale Angebotsdoktrin steht auch im Mittelpunkt der Steuerpolitik. Hier finden wir Antworten auf die Frage, warum die Finanzierung der Wohlfahrtsstaaten gefährdet ist und die Kassen der öffentlichen Haushalte so bedenklich leer. Die oben ausgeführte schlichte Logik des klassischen Modells geht auch hier davon aus, dass, wenn nur die Angebotsseite stimmt, auch genügend Einkommen und gesamtwirtschaftliche Nachfrage sowie schließlich Beschäftigung erzeugt werden. Die Steuerpolitik muss daher die Unternehmen entlasten, damit deren Nettogewinne steigen können. Dass Steuern als Finanzquelle öffentlicher Aufgaben auch den Unternehmen zugute kommen, wird dabei ausgeblendet. Steuern erscheinen einseitig als belastende Kosten der Unternehmen. Steuerentlastungen können jedoch nicht nur Kapitalgesellschaften verbuchen. Die Steuerreformen der letzten 20 Jahre haben z. B. in Deutschland die effektive Steuerbelastung von Beziehern hoher Einkommen derart gesenkt, dass sie von Rudolf Hickel (1998) als »staatliche Reichtumspflege« bezeichnet worden ist. Die so begünstigte Entkopplung von Wirtschaftswachstum und Steuereinnahmen hat zur Erosion der Steu-

22 Die hierarchische Ordnung der Märkte konnte Susanne Hildebrandt 2000 für den Fall der mexikanischen Peso-Krise von Dezember 1994 nachweisen. Das untersuchte Beispiel ist geradezu ein Lehrbuch-Exempel durch seine akurate Folgerichtigkeit.



erbasis geführt. Dies bekommen nun die öffentlichen Haushalte auf allen Ebenen der Gebietskörperschaften schmerzlich zu spüren. Das Prinzip ökonomischer Leistungsfähigkeit bei der Verteilung der Steuerlast hat in der Finanzpolitik an Bedeutung verloren, was nur eine Akzeptanzkrise des Grundsatzes der steuerlichen Abgabepflicht überhaupt auslösen kann. Die öffentlichen Einkommensverluste durch Steuersenkungen sollen über dadurch ausgelöste wirtschaftliche Aktivitäten schließlich dennoch zu erhöhten Steuereinnahmen führen. Dass diese Annahme nicht mehr ist als mittelalterlicher Wunderglaube, dies zeigen die nicht reduzierbaren Staatsdefizite gerade im Fall von Deutschland und Frankreich, mit denen die beiden Mitgliedsstaaten der EU im Jahr 2003 gegen die Maastricht-Kriterien verstoßen haben. Am Ende bleiben als Finanziers des Wohlfahrtsstaats nur die Lohnsteuerpflichtigen übrig. Diese Schrumpfung der Steuerbasis reduziert die staatlichen Einnahmen unter das akzeptable Niveau: der Sozialstaat kann seine Aufgaben des sozialen Ausgleichs und der Korrektur von Marktversagen nicht mehr wahrnehmen. Gleichzeitig steigen die staatlichen Ausgaben für Arbeitslosigkeit und soziale Misere.

## **KÖNNEN FRAUEN DEN WOHLFAHRTSSTAAT RETTEN?**

*»In many countries women constitute a massive untapped labour reserve that can help narrow future age dependency rates and reduce associated financial pressures. More over as, women's educational attainment exceeds men's, clearly there exists an often large, productive reservoir. We also know that female employment is one of the most effective means of combating social exclusion and poverty« (2002:94).*

Sind also Frauen die Protagonistinnen des 21. Jahrhunderts? Als Erwerbstätige erbringen sie Dienstleistungen, die es anderen Frauen erst ermöglichen in den Arbeitsmarkt einzutreten. Das Geschlecht der Frauen zieht sich gleich einem Baron von Münchhausen an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf des Hausfrauen-Daseins. Als Sozialversicherungspflichtige tragen sie zu sicheren Renten und leistungsfähigen Krankenkassen bei. Als Lohnsteuerpflichtige füllen sie die leeren öffentlichen Kassen auf. Als Gebärende sichern sie den Bestand der Bevölkerung und schaffen so die Bedingungen der Möglichkeit für die Entstehung von Gesellschaft und Staat. Als Mütter erziehen sie die nachwachsenden Generationen zu allzeit lernbereiten, egalitätsliebenden Bürgern und nähren so den zarten Keim der Demokratie.

Es stimmt: wenn Mütter erwerbstätig sein können, dann braucht man sich um Kinderarmut keine Sorgen mehr zu machen. Ganz sicher ist es der dringende

Wunsch von Millionen von Frauen in den kontinentaleuropäischen Wohlfahrtsstaaten Familie und Beruf unter einen Hut bringen zu können. Die gesamtgesellschaftlichen Folgen der wohlfahrtsstaatlichen Fehlkonstruktion äußern sich in sinkenden Geburtenraten. Die gesamtwirtschaftlichen Folgen der ausbleibenden Erwerbseinkommen von Müttern sind Frauen- und Kinderarmut. Entscheidend für die individuelle Wohlfahrt der erwerbstätigen Frauen ist jedoch die Frage, ob sie auf das Prokrustesbett des (männlichen) Normalarbeiters gezwängt werden sollen, oder ob der Arbeitsmarkt insgesamt sich darauf einrichtet, dass erwachsene Menschen in der Regel Kinder haben und deswegen nur zeitlich eingeschränkt erwerbstätig sein können. Ein wesentliches Hindernis auf dem Weg zu mehr Gleichberechtigung auf dem Arbeitsmarkt steckt in der Definition des Normalarbeitsverhältnisses. Hier sind Veränderungen in Form einer allgemeinen und deutlichen Reduzierung der Wochenarbeitszeit notwendig. Männer sollten nicht mehr so viel wie bisher erwerbstätig sein dürfen.

Durch die gesetzliche Einführung der 35-Stunden-Woche (Gesetz Aubry I, 1998 und II, 2000) bahnt sich in Frankreich eine Wende im Normalarbeitsverhältnis an<sup>23</sup>. Wo immer möglich nutzen Mütter das Recht auf Teilzeitarbeit, indem sie 80 % der neuen Vollzeit arbeiten und damit auf eine 28-Stunden-Woche kommen. So arbeiten sie an 4 Tagen der Woche je 7 Stunden und verbringen den schulfreien Mittwoch mit ihren Kindern. Wenn der Mann das gleiche tut (was selten vorkommt), ist der neue Geschlechtervertrag auf der individuellen Ebene schon fast vollkommen. Aber auch eine reguläre 35-Stundenwoche für Väter ist eine deutlich spürbare Entlastung im Familienleben. Das Maß für die Reduzierung der Wochenarbeitszeit müssten die Schulstunden der Kinder sein. Der erwähnte schulfreie Mittwoch in Frankreich ist ein gutes Beispiel. Esping-Andersen (2002:84 Fußnote 21, 2002:94 Fußnote 31) kritisiert ihn als Hindernis für berufstätige Mütter. Vom Kindeswohl aus gesehen, ist der schulfreie Mittwoch ideal für Kinder, die ansonsten eine Ganztageschule besuchen und normalerweise erst um 16 h 30 (oder 18 h) nach Hause kommen. Eine komplette Schulwoche wäre für 6-11-Jährige zu anstrengend. Der Mittwoch dient der Erholung und erlaubt es, außerschulischen Aktivitäten nachzugehen (Sport, Musik). Befragt man die Mütter<sup>24</sup>, so geben sie durchweg an, dass

23 Die jeweiligen Modalitäten der Arbeitszeitreduzierung hängen vom Ergebnis der Tarifverhandlungen ab. Mal ist es ein Freizeitausgleich durch Jahreszeitkonten, mal die Einführung des regulären 7-Stunden-Tages.

24 Hildebrandt, Susanne: »Globalisation, European economic integration and the impact on national welfare states, labour markets and gender. A comparative analysis of two major welfare problems in France and Germany: employment and old age pensions«, laufendes Forschungsprojekt am Europäischen Gewerkschaftsinstitut, finanziert von der EU-Kommission im Rahmen eines Marie-Curie-Fellowships.

sie den arbeitsfreien Mittwoch sehr schätzen, um ihn mit ihren Kindern verleben zu können. Ein geschlechtergerechter Umbau des Arbeitsmarkts wäre daher z.B. die Einführung eines zusätzlichen arbeitsfreien Wochentags auch für Väter. Ein derartiger neuer Geschlechter-Vertrag bedarf allerdings der Rücknahme der neoliberalen Reformen der letzten 20 Jahre in der Arbeitsmarkt- und Steuerpolitik. Denn nur so ist der Wohlfahrtsstaat finanzierbar.

## LITERATUR

Esping-Andersen et al. (2002): *Why we need a new welfare state*, Oxford.

Hickel, Rudolf (1998): *Standort-Wahn und Euro-Angst. Die sieben Irrtümer der deutschen Wirtschaftspolitik*, Hamburg.

Hildebrandt, Susanne (2000): *Weltmarktintegration und Legitimität des politischen Systems in Mexiko. Eine Fallstudie im ländlichen Raum: das Municipio Sayula/Jalisco, 1982-1998*. <http://www.diss.fu-berlin.de/2002/15/index.html>

Lodermel, Ivar/Trickey, Heather (2001): (eds.) *An Offer You Can't Refuse: Workforce in International Perspective*, Bristol.

Mies, Maria (1988): *Women – the last colony*, London.



# GENDER MAINSTREAMING IN AFGHANISTAN

## BERICHT ÜBER DAS ERZÄHLCAFÉ AUF DER 10. WISSENSCHAFTLERINNEN- WERKSTATT

*Dorothea Witt und Rahima Valena*

### 1. DIE IDEE DES »ERZÄHLCAFÉS«

Unmittelbar nachdem wir als neues Organisationsteam für die 10. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bei unserem ersten Vorbereitungstreffen mögliche Facetten des Themas »Gender Mainstreaming« erörtert hatten und uns auf die Suche nach Referentinnen machten, traf ich bei unserer gemeinsamen politischen Arbeit im Ortsvorstand der Grünen in Göttingen auf Rahima Valena, die dort noch ganz bewegt von ihrer Reise nach Kabul und von einem Workshop im neugegründeten afghanischen »Ministerium für Frauenangelegenheiten« berichtete. Das Auswärtige Amt hatte in Zusammenarbeit mit dem »Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend« einen Workshop in Kabul organisiert mit dem Titel »Frauenrechte sind Menschenrechte«. Unter anderem wurde dort afghanischen BeamtInnen das Konzept des Gender Mainstreaming vorgestellt, Rahima Valena hatte die Delegation der deutschen Politikerinnen als Dolmetscherin begleitet. – Schnell stand fest, dass Rahima Valena, als gebürtige Afghanin und als frauenpolitisch aktive Politikerin, die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt um einen internationalen Aspekt bereichern würde. So planten wir gemeinsam das Erzählcafé »Gender Mainstreaming in Afghanistan«.

Das Konzept des Erzählcafés ist uns beiden durch die Mitarbeit im Zeitzeugenprojekt der »Freien Altenarbeit Göttingen« vertraut. Das Erzählcafé ist ein thematisch vorbereitetes und moderiertes Rundgespräch, in dem durch das Erzählen persönlich erlebter Geschichte/n historische Geschichte lebendig wird. In einer Atmosphäre der Offenheit und der gegenseitigen Akzeptanz soll möglich werden, die eigene Lebensgeschichte in ihrer Wechselwirkung mit der Zeitgeschichte zu sehen und dadurch Wahlmöglichkeiten im vergangenen und künftigen Leben zu erkennen.

Unser Bericht über das Erzählcafé auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gliedert sich in drei Abschnitte: Da die heutige Situation der Frauen in Afghanistan nicht ohne den Kontext der Geschichte des Landes zu verstehen ist, haben wir zunächst einen kurzen Überblick über die wichtigsten Eckdaten der politischen Geschichte Afghanistans zusammengestellt. In der persönlichen Biographie Rahima Valenas bekommen die historischen Daten Farbe, außerdem spiegelt sich darin die Perspektive der Frauen. Anschließend berichtet Rahima Valena über ihre Reise nach Kabul und über den Workshop im afghanischen »Ministerium für Frauenangelegenheiten«.

## **2. ECKDATEN DER POLITISCHEN GESCHICHTE AFGHANISTANS AUS DER PERSPEKTIVE DER FRAUEN**

In der Literatur zur Geschichte Afghanistans wird Afghanistan im Wesentlichen als ein im Inneren zerrissenes Land dargestellt, das so leicht zum Spielball der Großmächte geworden ist. Es wird über die afghanisch-britischen Kriege, über einen Militärputsch, über den Einmarsch der sowjetischen Truppen, über den Guerillakrieg der Mudschaheddin und über die Schreckensherrschaft der Taliban berichtet. Sehr wenig ist über die Kulturen und über die Alltagsgeschichte zu lesen. Ebenso vernachlässigt die offizielle Geschichtsschreibung die Perspektive der Frauen. Wir haben deshalb in unserer Zusammenstellung der Eckdaten zur politischen Geschichte Afghanistans versucht, diese fehlende Perspektive zu ergänzen. Da wir die Frage der Bildungschancen für Frauen als einen wichtigen Aspekt ihrer Teilhabechancen ansehen, haben wir den Fokus vor allem auf die Bildungsinstitutionen gelegt.

### **2.1. 1747 – 1838 Gründung des Reiches**

Das bislang von Persien unterworfenene Afghanistan wird unter Ahmed Shah Durani ein selbständiges Emirat mit der Hauptstadt Kandahar. 1773 wird Kabul Hauptstadt.

Afghanistan ist ein Vielvölkerstaat, in dem über 24 verschiedene Volksstämme mit unterschiedlichen islamischen Konfessionen, Sprachen, Lebensformen und Geschlechterordnungen leben.

## 2.2. 1838 – 1919 Kolonialismus und Widerstand

Das afghanische Emirat löst sich in einzelne Provinzen auf. Russland und die Britische Kolonialmacht versuchen, Teile des afghanischen Gebietes zu kontrollieren. In drei afghanisch – britischen Kriegen kämpft Afghanistan um seine Unabhängigkeit von Großbritannien.

Ab ca. 1900 wird ein modernes Schulsystem eingeführt. Mädchen bleiben jedoch ausgeschlossen vom Schulbesuch.

## 2.3. 1919 – 1929 Reform und Aufklärung

König Amanullah betreibt eine umfassende Politik der Modernisierung und Säkularisierung. Er gewährt den Frauen weitaus größere Rechte, als sie zu diesem Zeitpunkt in manchem Industrieland schon per Gesetz verfügt wurden!

- 1920: König Amanullah beruft eine Kommission zur Verbesserung der rechtlichen Lage der Frauen ein.
- 1921: In Kabul wird die erste Mädchenschule gegründet.
- 1923: In der ersten Verfassung Afghanistans werden die Rechte der Frauen verankert.
- 1924: Die Geistlichkeit und Konservative rebellieren gegen die Reformen. Die Mädchenschule muss geschlossen werden. Sie wird im Schutze des Palastes gegen Widerstände wieder eröffnet.
- Frauen wird die Arbeit außerhalb des Hauses (z.B. in der Textilindustrie) ermöglicht.
- Das erste Krankenhaus für Frauen wird eröffnet. Ab nun sind auch Frauen zu Impfungen zugelassen (!)
- 1927: Das Königspaar reist nach Europa, um für Entwicklungshilfe zu werben. Die Königin trägt westliche Kleidung.
- 1929: Der König (inspiriert durch die Europareise) will neue Reformideen umsetzen:

Er beruft eine Delegation von 8 – 10 Frauen in die Loja Dschirga. (Im Vergleich: 2001 auf der Petersberger Konferenz sind 2 Frauen vertreten.)

In der Loja Dschirga wird u.a. die Entschleierung der Frauen, die Abschaffung der Polygamie, die Heraufsetzung des Heiratsalters, die Koedukation und die Zulassung von Frauen zum Parlament diskutiert. In seiner berühmt gewordenen Rede betont Amanullah die Rechte der Frauen und schlägt vor, Frauen das aktive und passive Wahlrecht für das Parlament zu gewähren. Doch König Amanullah kann

nur allgemeine Reformvorschläge durchsetzen. Alle Entwürfe, die die Rechte der Frauen stärken könnten, werden abgewiesen.

Immerhin gelingt es Amanullah, 20 junge Frauen zum Studium in die Türkei zu schicken.

Die Königin wird offizielle Repräsentantin des Landes.

Die Geistlichkeit organisiert im Süden des Landes eine Rebellion gegen den König. Sie wird dabei von den Briten unterstützt, denen das Unabhängigkeitsstreben Amanullahs gegen den Strich geht. Amanullah wird gestürzt und im Lande brechen bürgerkriegsähnliche Kämpfe aus.

Habibullah Kalekane, eine sehr umstrittene Figur, kommt für kurze Zeit mit Hilfe der Briten auf den Thron. Nach einigen Monaten übernehmen zwar Verwandte des Königs Amanullah wieder die Macht, Amanullah muss jedoch im Exil bleiben. Alle Reformideen, vor allem jene, die die Rechte der Frauen betreffen, werden zurückgenommen.

Die soziale, rechtliche und politische Lage verschlechtert sich für Frauen drastisch. (Die 20 Studentinnen werden aus der Türkei zurückgerufen und am Flughafen mit der Bourka, dem Ganzkörperschleier, empfangen.)

## **2.4. 1933 – 1973 Herrschaft des Zahir Shah**

Zahir Shah, aus der Familie Amanullahs stammend, übernimmt die Herrschaft im Lande. Zurückhaltend setzt er die Politik Amanullahs fort. Außenpolitisch setzt er auf einen Ausgleich zwischen den Großmächten, in der Innenpolitik auf vorsichtige Reformen. Politische Gegner werden jedoch scharf verfolgt!

- 1941: In Kabul wird wieder eine Mädchenschule eröffnet, auf internationalen Druck hin.
- 1946: Gründung eines Frauenbildungsinstituts, in dem »harmlose« Dinge wie Handarbeiten und Theater unterrichtet werden.
- Beginn der 50er Jahre: Einige Fakultäten (z.B. Literaturwissenschaften) lassen Frauen zum Studium zu. Allerdings werden die Studentinnen getrennt von den Studenten unterrichtet und sie müssen verschleiert sein. Ziel ist es, Lehrerinnen auszubilden.
- 1956: Frauen dürfen Medizin studieren, sie werden allerdings nicht an der Universität, sondern in allgemeinen Krankenhäusern unterrichtet.
- 1957: Demonstration der Medizinstudentinnen, die unverschleiert zum Regierungssitz marschieren wollen. Die Polizei greift sie auf, 3 Studentinnen werden verhaftet.



- 1959: Die Regierung schreibt die Entschleierung der Frauen vor, auf internationalen Druck hin. In Kandahar rebellieren geistliche Führer dagegen. Ein massiver Polizei- und Militäreinsatz zerschlägt die Rebellion.
  - 1964: Die neu verabschiedete Verfassung enthält das aktive und passive Wahlrecht für Frauen.
  - 1965: 4 Frauen werden ins Parlament gewählt.
- Der König fürchtet jedoch das Volk als Souverän und unterschreibt ihm missliebige Gesetze nicht. Er gewährt keine Pressefreiheit und lässt keine Parteien zu.

## **2.5. 1973 – 1978 Herrschaft des Mohammed Daoud**

1973 stürzt Prinz Mohammed Daoud den König, während dieser sich in Italien aufhält. Daoud errichtet eine autoritär geführte Präsidialrepublik. In der Armee gewinnen sowjetische Berater an Einfluss. Für die Frauen ändert sich nichts.

## **2.6. 1978 – 1989 Sowjetischer Kommunismus, Widerstand und Kalter Krieg**

1978 kommt es zu einem blutigen Staatsstreich gegen Mohammed Daoud. Daoud und seine Familie werden exekutiert.

Afghanistan und die Sowjetunion unterzeichnen einen Freundschaftsvertrag, der auch militärische Unterstützung vorsieht.

Die Macht im Lande übernimmt ein Revolutionsrat. Die regierende Volkspartei besteht aus zwei rivalisierenden Flügeln: der Parcham (Fahne) und der Khalq (Volk).

Versuche, das Land binnen kürzester Zeit zu modernisieren und eine überstürzte Agrarreform rufen Widerstand im Land hervor. Dieser Widerstand gegen die Kommunisten nimmt auch bewaffnete Formen an. Pakistan, der Irak und die USA unterstützen bewaffnete Widerstandskämpfer.

1979 marschieren sowjetische Truppen in Afghanistan ein. Der Parteiführer Amin wird liquidiert. Weder die sowjetischen Truppen, noch die des neuen Parteichefs Barak Karmal können den Widerstand in den ländlichen Regionen brechen. Die Bevölkerung (Frauen und Männer gleichermaßen) erhebt sich gegen Fremdherrschaft und Atheismus. Frauen tragen den Schleier als Symbol des Protestes. Mädchenschulen werden als »Brutstätte des Widerstands« geschlossen.

1986 wird Dr. Nadjibullah Staatspräsident der Republik Afghanistan. Seine Versuche, eine Mehrparteien-Regierung zu etablieren scheitern. Er nähert sich dem Islam an, doch dies beeindruckt die geistliche Opposition wenig.

1989 unterschreiben Afghanistan, die UdSSR, Pakistan und die USA die Genfer Vereinbarungen. Die sowjetischen Truppen verlassen das Land.

## **2.7. 1992 – 1994 Mudschaheddin, Bürgerkrieg und ethnische Spaltung**

1992 wird der von den Sowjets installierte Staatspräsident Nadjibullah durch Rebellen gestürzt und öffentlich erhängt. Kabul wird von den Mudschaheddin eingenommen.

Beim Kampf zwischen verschiedenen »Regierungsparteien« wird Kabul zerstört. Der islamistische Extremist Rabbani übernimmt mit Hilfe von Ahmad Shah Masud und Rashid Dostum die Herrschaft in Kabul. Ein anderer Extremist, Gulbuddin Hekmatyar versucht gegen die neuen Herrscher anzukämpfen.

Schwere Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden von allen Seiten begangen.

## **2.8. 1994 – 2001 Schreckensherrschaft der Taliban**

1994 dringen von Pakistan die Taliban in das Land ein. Da die Taliban-Herrschaft in weiten Teilen des Landes die Bandenkriege beendet, finden die Taliban zunächst vielerorts Unterstützung. Die meisten Stammesführer bleiben an der Macht und akzeptieren die Herrschaft der Taliban.

In den Städten werden die Rechte der Frauen noch weiter beschränkt, als das bereits unter den Mudschaheddin der Fall war.

1996 nehmen die Taliban Kabul ein. Sie drängen die ihnen feindlich gesinnten Truppen in Richtung Norden zurück. Einige Gruppen der Mudschaheddin bilden ein Zweckbündnis gegen die Taliban.

Emma Bonino, EU- Kommissarin für Menschenrechte bezeichnet die Zustände unter den Taliban als »Gender Apartheid«. Die Frauen sind völlig entrechtet, Schulbesuch und Berufsausübung sind ihnen ebenso verboten, wie sich ohne Begleitung eines männlichen Verwandten auf der Straße zu bewegen. Ihnen ist eine Ganzkörperbedeckung vorgeschrieben, Kosmetika sind ebenso tabu wie lautes Lachen oder Singen. Das »Ministerium zur Förderung der Tugend und zur Bekämpfung des Lasters« überwacht die Einhaltung dieser Erlasse. Bei Übertritten werden Frauen öffentlich geschlagen oder gesteinigt.

Aber es gibt auch einen Widerstand der Frauen: Seit 1995 protestieren afghanische Frauen in Pakistan gegen die frauenfeindliche Politik in ihrem Heimatland.

Am 21. Dezember 1996 protestieren 50 afghanische Frauen in Herat gegen die Schließung der öffentlichen Badestuben. Der Protest wird blutig niedergeschlagen. 20 Frauen werden verhaftet, andere so brutal zusammengeschlagen, dass sie im Krankenhaus behandelt werden müssen.

### **3. EINE AFGHANISCHE FRAUENBIOGRAPHIE: RAHIMA VALENA**

Zur Vorbereitung für das Erzählcafé auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt habe ich ein Interview mit Rahima Valena geführt. Ich habe sie zu ihrer Familiengeschichte, zum Alltagsleben der Frauen in Afghanistan und zu ihrer Reise mit der Delegation des Auswärtigen Amtes befragt. Im folgenden ist die gekürzte Form des Interviews wiedergegeben.

#### **Interview mit Rahima Valena**

Doro: Erzähl doch mal, wie Du aufgewachsen bist und wie es bei Dir zu Hause aussah.

Rahima: Ich bin 1944 in Kabul, Afghanistan geboren, ich war das dritte Kind von acht Kindern, wir sind insgesamt vier Brüder und vier Schwestern. Mein Vater war Polizeipräsident und meine Mutter eine Hausfrau, aber sie war sehr stark und traf alle Entscheidungen zu Hause alleine, auch für meinen Vater. Unsere Erziehung lag hauptsächlich in ihren Händen. Weil mein Vater sehr früh ins Gefängnis kam. Als politisch engagierter Mensch musste er fünfzehn Jahre im Gefängnis sitzen. Ich war damals, als er ins Gefängnis kam, sechs Jahre alt und in der ersten Schulklasse. Und mein jüngster Bruder war damals drei Tage alt.

Doro: Was war der Grund, warum er ins Gefängnis kam? Du sagst, er war politisch engagiert...

Rahima: Mein Vater wollte eine Demokratie in Afghanistan. Als Polizeipräsident waren ihm sehr viele Ungerechtigkeiten in der Regierung und in der Verwaltung bekannt, er beobachtete als demokratisch gesinnter Mensch sehr kritisch die Bevorzugung bzw. Unterdrückung einzelner Stämme oder religiöser Gruppen. Mein Vater wollte eine Demokratie, in der alle Religionen und Konfessionen gleich behandelt werden und genauso auch die Stämme, egal ob einer Paschtune oder Tadschike oder Hazara ist, alle sollten die gleichen Rechte haben. Er hat seine Meinung auch geäußert und politisch agiert, er gründete eine Partei. Und daraufhin kamen

er und seine Parteifreunde ins Gefängnis. Ich muss betonen, dass er in in den ganzen fünfzehn Jahren nie vor ein Gericht kam und es auch keine rechtmäßige Verurteilung gab. Sechs Jahre lang musste er mit Ketten an den Füßen leben, er war zwei Jahre in Einzelhaft, meine Mutter durfte in all den Jahren meinen Vater nicht einmal besuchen. Wir durften ihn auch nur als Kinder sehen, als wir erwachsen waren, durften wir ihn auch nicht mehr besuchen.

Und meine Mutter hatte als quasi alleinstehende und als »politisch« abgestempelte Frau sehr viele Schwierigkeiten. Ein Bruder meiner Mutter, er war General, hat uns in Schutz genommen und unterstützt. Ohne seinen Schutz hätten wir noch mehr Schwierigkeiten gehabt. Wir waren zum Glück keine arme Familie und hatten Ländereien, von denen wir leben konnten. Aber die Pächter versuchten oft, uns um die Ernte zu bringen. Mein Onkel musste mit meiner Mutter dort oft hinfahren, um die Ernte einzutreiben. Die Familie hatte als politisch geächtet keinen Schutz von der Regierung. Wir waren rechtlos.

Dennoch hat meine Mutter dafür gesorgt, dass wir alle eine gute Ausbildung bekamen. Von acht Kindern ergriffen sechs einen akademischen Beruf, Mädchen wie Jungen. Alle vier Mädchen studierten und waren im Ausland auf Basis eines Stipendiums. Meine Mutter legte großen Wert darauf, dass sowohl die Mädchen als auch die Jungen eine gute Ausbildung bekamen. Es war ihr sehr wichtig, dass gerade die Frauen mehr Rechte bekämen. Sie hat uns als Mädchen immer in den Schutz genommen, wenn es zu Streitereien mit den Jungen kam. Sie demonstrierte immer, dass es für sie keinen Unterschied zwischen Töchtern und Söhnen gab. Ich kenne die Gleichberechtigung in der Familie von klein auf. Auch mein Vater setzte sich in ihrem Sinne für die Gleichberechtigung ein, als er wieder frei kam. Er respektierte die Entscheidungen meiner Mutter. Das entsprach seinen Wertvorstellungen. Er war ein gut ausgebildeter Mensch, hatte einen guten Namen und wusste, dass die Frauen nicht unterdrückt werden dürfen. Er wollte die Demokratie sowohl für die Gesellschaft als auch in der Familie. Ich erinnere mich ganz genau, als er uns 1965, als es die erste demokratische Verfassung Afghanistans gab, alle in einem Raum versammelte und uns erklärte, wie wichtig Demokratie sei. Er betonte, dass wir die Entscheidung über die politische Führung in unseren Händen hätten. Niemand solle uns in unserer Entscheidung zur Wahl beeinflussen.

Doro: Das war also die Demokratie in deiner Familie. Wie sah das in der Schule aus? Bist du zum Beispiel mit Mädchen und Jungen zusammen zur Schule gegangen? Und wie war das an der Uni später?

Rahima: Zu unserer Zeit wurden Mädchen und Jungen noch getrennt unterrichtet. Das lag daran, dass damals bis 1959 alle Frauen einen Ganzkörperschleier

tragen mussten, hier bekannt als Bourka. Deshalb mussten Mädchen getrennt unterrichtet werden. Die Lehrerinnen trugen die Bourka. Aber nur außerhalb der Schule. Beim Betreten des Schulhofs legten alle den Schleier ab. Die Schleier wurden dort aufgehängt. In der Schule bewegten wir uns als ganz normale Menschen, dort brauchte man keinen Schleier, weder die Lehrerinnen, noch die Schülerinnen. Der Schleier war nur für die Öffentlichkeit außen. In der Schule und zu Hause wurde nie ein Schleier getragen. – Das wundert mich auch, dass muslimische Frauen in Deutschland das Kopftuch auch zu Hause tragen. So kenne ich das nicht. – Meine Mutter musste ihr Kopftuch oft auch suchen wenn ein männlicher Gast kam, sie warf sich dann nur pro forma ein Tuch über. Auch zu Hause sind wir als ganz normale Menschen rumgelaufen. Der Schleier spielte nur auf der Straße eine Rolle, sonst nirgends. Selbst wenn wir ins Kino gingen wurde er am Eingang abgelegt, wie ein Mantel.

Doro: Und deine Ausbildung? Die hat dich ja befähigt zu studieren. Hatten Jungen und Mädchen eine gleichwertige Schulausbildung?

Rahima: Ja. Das einzige Fach, das wir Mädchen nicht hatten, war Philosophie. Das brauchten wir Mädchen nicht. Das war das einzige Fach. Wir wurden auch in den Naturwissenschaften, in Biologie und Sport unterrichtet. Wir hatten die gleiche Schulbildung wie die Jungen. Und an der Uni besuchten wir gemeinsam mit männlichen Kommilitonen die Vorlesungen, da war es sowieso gemischt. Ich hatte in der Hinsicht keine Probleme an der Uni und war in meinem Fach sogar die Beste. Ich sage das nur, um zu bezeugen, dass wir absolut eine gleichwertige Ausbildung hatten. Ich habe Wirtschaftswissenschaften studiert. Und wir waren der zweite Jahrgang, in dem auch Frauen Wirtschaftswissenschaften studieren durften. – Eigentlich wollte ich ja Jura und Politikwissenschaften studieren. Aber damals in Afghanistan durften das nur Mitglieder der Königsfamilie oder Kinder aus Familien, die dem König nahe standen. Und mein drei Jahre älterer Bruder, der als Erster von uns an die Uni gehen sollte, der durfte überhaupt nicht studieren, weil mein Vater damals noch im Gefängnis war. Ich ging auch mit Angst und Bange zur Einschreibung und fragte mich, ob sie mich überhaupt annehmen würden.

Doro: Das heißt, obwohl ihr alle hervorragende Schulleistungen erbracht habt, musstet ihr um die Zulassung zur Uni bangen? Lag das am »falschen« politischen background der Familie?

Rahima: Genau. Vor den Männern aus meiner Familie hatten sie Angst. Die durften nicht studieren. – Sie, damit meine ich die Regierung. Die hatte Angst vor den Männern in meiner Familie und wollte sie klein halten. Da die Frauen in der Gesellschaft nicht so eine bedeutende Rolle spielten, durften wir Frauen wenigstens

studieren. Wir waren harmloser und durften deshalb studieren. Meine Brüder durften erst studieren als mein Vater aus dem Gefängnis kam.

Doro: Wie kam dein Vater wieder frei?

Rahima: Nach 1965, nach der ersten demokratischen Verfassung gab es eine Amnestie. Er kam im Zuge der Amnestie aus dem Gefängnis, obwohl er ja nie verurteilt worden war.

Doro: Und wie ging das nach deinem Studium weiter?

Rahima: Da ich die Beste in meinem Fach war, hatte ich mehrere Optionen. Entweder an der Uni zu bleiben oder in die Wirtschaft zu gehen. Ich habe mich für eine Bank entschieden. Weil ich dort auch gute Leistungen erbrachte, bekam ich ein Stipendium für die USA. Das war eine große Chance damals. Kleinere Stipendien, vor allem für Russland wurden häufiger vergeben. Ich war sehr glücklich über die Möglichkeit, in die USA gehen zu können und habe dort meinen MA gemacht.

Doro: Noch einmal kurz zurück nach Afghanistan: wie sah die Arbeitswelt aus? Wie war dort das Geschlechterverhältnis?

Rahima: Nach meiner persönlichen Erfahrung, bezogen speziell auf Kabul, gab es keine großen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Wir hatten gleich qualifizierte Arbeit und bezogen das gleiche Gehalt. Ich war Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung der Bank und hatte in der Funktion ein höheres Gehalt als männliche Kollegen, auch als Frau. Das war kein Problem. Das Gehalt wurde nur aufgrund der Funktion und Leistung gezahlt. Das Geschlecht spielte keine Rolle. Es gab weder Bevorzugung noch Unterdrückung aufgrund des Geschlechtes. Das war in den sechziger Jahren. Und 1965 gab es ja Parlamentswahlen. Dort hatten auch Frauen Chancen auf höhere Posten. Es wurden vier Frauen ins Parlament gewählt und wir hatten eine Gesundheitsministerin. Zusammenfassend lässt sich sagen: In den öffentlichen Ämtern, in der Schule und an der Universität gab es in den sechziger Jahren in Kabul die Gleichberechtigung von Mann und Frau. In den Dörfern und bei Familien, die nicht so gut etabliert waren, sah das natürlich anders aus. Die Gleichberechtigung hing stark mit der Herkunft und dem Bildungsstand der Frauen zusammen.

Doro: In den sechziger Jahren, da gab es doch auch noch den König, oder?

Rahima: Ja, das stimmt. Ich habe ihn auch einmal persönlich gesprochen. Ich wollte ihn bitten, meinen Vater freizulassen. Damals war ich neunzehn. Ich habe ehrerbietig seine Hand geküsst und ihn auf meinen Vater angesprochen. Ich war mit einem Bruder und einem Lehrer in den Gärten, in denen der König auch hin und wieder seine Freizeit verbrachte, die waren öffentlich. Als wir dort ein Picknick machten, sahen wir das Auto des Königs anfahren. Mein Lehrer, der übrigens aus

Deutschland kam, ermunterte mich, den König doch anzusprechen. Der König war zwar umgeben von Wachleuten, sie ließen mich aber zu ihm. Als ich den König begrüßte, fragte er mich, wer mein Vater sei. Er kannte meinen Vater sehr gut und bedauerte, nichts für ihn tun zu können. Er mochte meinen Vater sehr gerne und hatte den Kopf meines Vaters gerettet. Denn eigentlich hätte mein Vater aufgehängt werden sollen. Durch das Eingreifen des Königs kam er nur ins Gefängnis. Doch mehr konnte er für meinen Vater nicht tun.

Doro: Welche Rolle spielte der König denn? Warum konnte er nicht mehr tun?

Rahima: Der König spielte in der Politik eigentlich gar keine Rolle. Er hatte nur eine repräsentative Funktion. Als Oberhaupt des Staates konnte er nur dasitzen und musste zuschauen, was seine Familie, seine drei Onkel und sein Vetter in der Politik machten. Sein Vetter, Mohammed Daoud, der ihn später absetzte, hatte damals schon die Fäden in der Hand und lenkte die Politik. Der König war sehr jung als er an die Macht kam. Er war sehr schwach und hatte keine wirkliche Macht. Seine Verwandten entschieden für ihn. Er war nicht in der Lage, das Land zu führen. Auch später nicht, als er älter war.

#### **4. RÜCKKEHR NACH KABUL NACH DEM KRIEG**

Nachdem ich dreißig Jahre lang nicht nach Afghanistan zurückkehren konnte, kam das Wiedersehen mit meinem Heimatland recht überraschend und plötzlich: Am 14. Januar 2003 bekam ich einen Anruf eines Afghanen aus Bonn, der dort bei der Deutschen Welle für eine afghanische Sendung arbeitet und der in ständigem Kontakt mit dem Auswärtigen Amt ist. Er berichtete mir, das Auswärtige Amt suche händeringend nach einer Frau, die sowohl die deutsche als auch die afghanische Kultur kenne, die Deutsch und Dari fließend beherrsche, der Gender Mainstreaming und Frauenrechte kein Fremdwort seien. Es ginge um ein Projekt in Afghanistan. Wie sich herausstellte, hatte das Auswärtige Amt in Zusammenarbeit mit dem »Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend« (BMFSFJ) einen Workshop im neugegründeten afghanischen »Ministerium für Frauenangelegenheiten« geplant. Der Workshop hatte den Titel »Frauenrechte sind Menschenrechte«. Unter anderem sollte das Konzept des Gender Mainstreaming in Kabul vorgestellt werden. Schon am folgenden Tag, am 15. Januar sagte ich ihm zu, bei diesem Workshop als Dolmetscherin zu arbeiten. Eine halbe Stunde später erhielt ich einen Anruf vom Auswärtigen Amt und wurde zur weiteren Planung nach Berlin eingeladen. So lernte ich am 16. Januar bei einer kurzen Besprechung im

Auswärtigen Amt das Team des Workshops kennen: eine Mitarbeiterin des Auswärtigen Amtes, die das Projekt leitete, zwei Delegierte aus dem BMFSFJ und eine Gendertrainerin. Bis zu unserem Abflug nach Kabul, der am 25. Januar sein sollte, blieben nur noch wenige Tage für die Reisevorbereitungen. Ich hatte noch einige Querelen mit meinem Reisepass, der abgelaufen war und der mir dann exakt einen Abend vor dem Abflug mit einem Kurierdienst aus Berlin gebracht wurde! – Im Gegensatz zu diesem überstürzten Aufbruch blieben wir bei unserer Zwischenlandung in Dubai erst einmal hängen. Unsere Weiterreise von Dubai nach Afghanistan sollte am 26.1. mit einem UN-Flugzeug vom Terminal 2 aus beginnen. Von dort aus fliegen nur UN-Flugzeuge, die ca. 30 Jahre alt sind, es sind Geschenke aus dem Iran, und Maschinen der Ariana, der afghanischen Fluggesellschaft. Am Abreisetag mussten wir schon um 6:00 Uhr morgens am Flughafen sein. Uns wurde gesagt: wir sollten nach dem Mann in blauen Hosen schauen, er würde uns weiterhelfen. – Doch auf dem Flughafengelände waren ca. 20 Männer in blauen Hosen – Putzmänner! Schließlich fanden wir den UN-Mitarbeiter doch noch und wurden zum Terminal 2 begleitet. Doch leider konnten wir nicht abfliegen: Es kam die Nachricht, es sei ein Unwetter in Kabul und die Landung unsicher. Auch am zweiten Tag in Dubai war wenig Hoffnung auf eine Weiterreise. Wir mussten wieder erst den Wetterbericht abwarten, es gäbe Schnee in Kabul. Nach zwei Stunden durften wir dann endlich doch in das Flugzeug einsteigen. Gefühlsmäßig war ich sehr angespannt. Was erwartete mich? All diese schrecklichen Bilder vom Krieg spuckten mir im Kopf herum. Ich habe die Augen zugemacht und mir mit geschlossenen Augen die Landung in Kabul ausgemalt. Wie schön war es damals, vor 30 Jahren, als ich meine Heimat verließ, um in den USA zu studieren.

Nach zweieinhalb Stunden Flug erreichten wir den Kabuler Flughafen. Es war sehr beeindruckend und gleichzeitig beängstigend zu sehen, wie hoch die Gebirge um Kabul sind. Und wie tief musste für die Landung geflogen werden! Man hatte den Eindruck, dass man die Berge anfassen könnte, wenn man nur die Arme weit genug ausstreckte... Doch aus meiner Träumerei wurde ein Alptraum: Zu unserer Rechten und Linken sahen wir nur zerstörte Militärflugzeuge, Hubschrauber und sonstige verrostete Militärfahrzeuge. Die Abfertigungshalle erschien mir wie ein dunkles Loch. Da konnte ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten. Es war ein unbeschreibliches Gefühl.

Endlich erreichten wir die Stadt Kabul. Die Farbe der Stadt war nur grau. Es gab keinen Baum, keine Pflanze, die eine andere Farbe als grau hatte. Es wirkte, als hätte auch die Natur das Land verlassen. – Ganz zu schweigen von den zerstörten Häusern und Straßen. Es gab kein einziges Haus, das nicht einen Schaden vom Krieg



hatte. Nach meiner Schätzung waren neunzig Prozent der Stadt nur Ruinen. Noch trauriger war für mich, dass in diesen Ruinen noch Familien mit ihren Kindern lebten. Teilweise ohne Dach, ohne Fenster und Türen. Nur ein dünner Stoff diente als Bedeckung. Und das bei klirrender Kälte!

Bevor der Workshop begann hatten wir noch etwas Zeit, die zerstörte Stadt anzuschauen und mit den Menschen auf den Straßen zu sprechen. Auf den Straßen in Kabul trugen fast alle Frauen den üblichen Ganzkörperschleier. Angeblich gibt dieser Schleier den Frauen die Sicherheit, die sie auf der Straße brauchen. Sie fühlen sich dadurch vor den Übergriffen der Männer geschützt. – Armut ist ein weiterer Grund für die Frauen, sich zu verhüllen. Sie können mit dem Schleier unerkannt betteln und ihre zerrissenen Kleider verbergen. Die Taliban und ihre strengen Regeln, die sie den Frauen aufgezwungen hatten, sind zwar verschwunden, aber die Tradition und die Familienregeln leben wie ein Gesetz fort. In Kabul können sich zur Zeit ältere Frauen eher mit der neuen Freiheit anfreunden als jüngere. Denn die Frauen, die sich an das Leben in Kabul in den sechziger und siebziger Jahren erinnern, akzeptieren die Lockerungen leichter als die jungen Leute, die unter den fundamentalistischen Regimes der Mudschaheddin und der Taliban in den neunziger Jahren aufwuchsen.

## **5. GENDER MAINSTREAMING IM KABULER FRAUENMINISTERIUM**

Die Ausgangssituation für unseren Workshop war denkbar schwierig: im ganzen Land sind Menschen- und Frauenrechte kaum bekannt. Der Grund dafür sind fehlende Bildung und Analphabetismus, ca. 95 Prozent der Frauen können nicht lesen und schreiben. Nach der Wiedereröffnung der Mädchenschulen wächst zwar die Zahl der Schulbesucherinnen in Kabul und in den größeren Städten ständig, doch in den Provinzen und abgelegenen Dörfern ist die Lage weiterhin dramatisch.

Das Ziel des Workshops war es, die Frauen in Afghanistan im gerade beginnenden Demokratisierungsprozess zu unterstützen, so dass sie ihre Rolle im Sinne der Gleichberechtigung selbst neu definieren können.

Von afghanischer Seite waren hochrangige BeamtInnen aus den verschiedenen Ministerien und Behörden zu dem Workshop eingeladen. Sie sollten das Konzept des Gender Mainstreaming in ihren Arbeitsbereichen einführen. Es waren 25 Frauen und zwei Männer gekommen. Zunächst wurde von unserer Delegation eine kurze Einführung in die Frauenrechte gegeben. Es wurde darauf verwiesen, darauf

zu achten, dass der Passus über die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in die neue Verfassung aufgenommen wird. Die politische Arbeit an der Verwirklichung der Frauenrechte sei Aufgabe aller Ministerien, vor allem aber die des neuen »Ministeriums für Frauenangelegenheiten«. Anschließend wurden die Funktion und die Arbeitsweise des deutschen »Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend« vorgestellt, um dem neugegründeten »Ministerium für Frauenangelegenheiten« in Afghanistan praktische Hinweise zu geben. Da bei der Neustrukturierung der Ministerien und der Verwaltung in Afghanistan künftig der Grundsatz der Gleichberechtigung umgesetzt werden soll, wurde anschließend das Konzept des Gender Mainstreaming vorgestellt und diskutiert. Da den afghanischen Frauen für längere Zeit die Beschäftigung in der Verwaltung verwehrt worden war, wurde außerdem diskutiert, wie man das Mentoringsystem als Instrument zur Frauenförderung einsetzen kann. – Insgesamt war der Workshop von den Veranstalterinnen sehr gut durchdacht und organisiert, allerdings gab es bei der Diskussion zur Umsetzung der Konzepte auf der Seite der afghanischen Teilnehmerinnen einige Irritationen. So war beispielsweise den Afghaninnen das System nicht bekannt, dass ein Ministerium Gesetzesvorschläge machen kann. Denn bisher war dafür in Afghanistan allein das Justizministerium zuständig.

Nach dieser theoretischen Einführung wurden im zweiten Teil des Workshops praktische Übungen mit der Gendertrainerin gemacht. Alle Teilnehmerinnen und die beiden Teilnehmer haben großes Interesse am Inhalt des Seminars gezeigt. Mir fiel jedoch auf, wie stark die Frauen noch mit der Bewältigung der Taliban Herrschaft zu kämpfen haben. So war jede Frau in der Vorstellungsrunde bemüht, nicht nur ihre gegenwärtige Arbeit darzustellen, sondern auch auf die schwere Zeit, die sie hinter sich gebracht hatte, aufmerksam zu machen. In den Fragen, die sie zu dem Inhalt des Workshops stellten wurde das Leid, das sie unter den Taliban ertragen mussten, sehr deutlich. Sie sind heute noch sehr verunsichert und können die neue Freiheit noch gar nicht ausfüllen oder genießen.

Für die Übungen mit der Gendertrainerin wurden zwei Arbeitsgruppen gebildet, die beiden anwesenden Männer haben sich je an eine Gruppe angeschlossen und dort recht schnell die Regie übernommen. Die TeilnehmerInnen sollten zu den Themen »Transport/Öffentlicher Verkehr« und »Schulwesen« Ideen erarbeiten und dabei die Genderperspektive berücksichtigen. Die vorgebrachten Vorschläge waren zeitgemäß und kreativ. So wurde zum Beispiel das Konzept, spezielle Busse nur für Frauen einzurichten heftig diskutiert. Da es auf dem Lande vor allem an Räumlichkeiten für Dorfschulen fehlt, wurde der Vorschlag gemacht, die Moscheen außerhalb der Gebetszeiten auch als Schulen zu nutzen.

## **6. ZUR HEUTIGEN SITUATION DER FRAUEN IN AFGHANISTAN**

Die Situation der Frauen in Afghanistan unter dem Taliban Regime wurde von Emma Bonino als »Gender Apartheid« bezeichnet. Treffender ist die Ausgrenzung der Frauen aus dem öffentlichen Leben und ihre würdelose Behandlung, die auch heute nicht wesentlich besser aussieht, nicht auszudrücken. Wir dürfen es nicht hinnehmen, dass diese Frauen wieder vergessen werden und dass die Weltöffentlichkeit angesichts solcher Menschenrechtsverletzungen zur Tagesordnung zurückkehrt. Hier ist die internationale Gemeinschaft gefordert, jede politische und wirtschaftliche Unterstützung der zukünftigen Regierung in Afghanistan an die Umsetzung der Frauenrechte zu knüpfen. Da ohne politische und soziale Gleichberechtigung von Frauen und Männern in Afghanistan kein dauerhafter Frieden und Stabilität möglich ist, muss jede künftige Regierung Frauen gleichberechtigt behandeln und sie beim Wiederaufbau beteiligen. Die Unterdrückung von Frauen durch traditionelles Recht und Kultur muss geächtet werden. Selbstbestimmtes Leben von allen Frauen in Afghanistan setzt eine Trennung von Staat und Religion voraus. Die gleichberechtigte Teilhabe muss durch ein ziviles Rechtssystem abgesichert werden.

## **7. LITERATUR**

- Knabe, Erika (1977): Frauenemanzipation in Afghanistan. Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain.
- Khaki, Nahid (2003): Demokratieerziehung für Afghanistan. Marburg: Tectum Verlag.
- Meyer, Regina/Busse, Susanne (1998): Das Göttinger Erzählcafé – Eine Möglichkeit des öffentlichen Erinnerns. In: Zeitschrift für Politische Psychologie Heft 4. S. 447 – 458.
- Schettler, Conrad/Wieland-Karimi, Almut (Hg.)(1999): Afghanistan in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt a.M.: IKO-Verlag für interkulturelle Kommunikation.

### **7.1 Quellen aus dem Internet**

- <http://www.mdr.de/nachrichten/welt/161740.html>  
<http://www.FreieAltenarbeitGoettingen.de>



**III.  
Gender  
Mainstreaming –  
anwendungsbezogene  
Auseinandersetzung**



# WAS IST AGROBIODIVERSITÄT UND WAS HAT SIE MIT UNS ZU TUN?

Anita Idel

*Wir kennen sie alle: Fernseh-Bilder von Flusspferden oder Nashörnern, die geduldig zulassen, dass auf ihrem Rücken oder aber auch in ihren empfindlichen Augenwinkeln ein Vogel sitzt, – weil er dort sorgfältig üble Lästlinge aufpickt und verspeist. Aber immer häufiger gibt es diese Vögel nicht mehr. Dass das auch etwas mit uns in Deutschland zu tun hat – nämlich mit unseren Ernährungsgewohnheiten, auch darum soll es in diesem Beitrag gehen.*

1992 wurde in Rio die Konvention für biologische Vielfalt (convention on biological diversity) verabschiedet, um den dramatischen Rückgang der lebendigen Ressourcen zu stoppen. Seit dem sind die Synonyme Biodiversität und biologische Vielfalt häufig zu hören. Dennoch besteht eine verbreitete Unklarheit darüber, um was für eine Vielfalt es sich denn dabei handelt. Die einen assoziieren Schmetterlinge und Frösche, die anderen Tiger und Nashörner. Beides ist richtig, ist aber noch lange nicht alles. Und zu diesem »nicht alles« zählen vor allem Antworten auf die Frage, was das alles mit uns zu tun hat.

Bisher meist nur in Fachkreisen verwendet wird eine Unterkategorie der allumfassenden Biodiversität, die »Agrobiodiversität«: Unter der landwirtschaftlichen Vielfalt im engeren Sinne werden vom Menschen gezüchtete Pflanzen und Tiere verstanden: Von Rinderrassen wie den schwarz-bunten Holstein Friesien bis zu Reissorten wie dem Basmati-Reis. Insgesamt umfasst »Agrobiodiversität« die Vielfalt der Landwirtschafts- und Ernährungskulturen. Denn die heutige Vielfalt an Nutzpflanzen und -tieren ist das Ergebnis kultureller Vielfalt, die sich in unterschiedlichen Gegenden über lange Zeiträume entwickelt hat. Der wesentliche Rahmen war durch die klimatischen und geografischen Verhältnisse gegeben. Zum Beispiel war das saisonale Futterangebot entscheidend für züchterische Möglichkeiten. Denn an Mangel oder Hunger leidende Tiere können gar nicht auf Mehrleistung selektiert werden. Zudem zählen zur (Entwicklung der) Agrobiodiversität die verschiedenen landwirtschaftlichen Nutzungsformen, gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen sowie Ernährungsgewohnheiten.

Wer weiß schon, dass es noch in den 1950er Jahren über 30 000 Reissorten gab und dass zur Zeit jede Woche zwei Nutztierassen aussterben? Ob Pflanze oder Tier, Änderungen hinsichtlich der Agrobiodiversität sind überwiegend Folge von Veränderungen in der Nutzung – bis hin zur Nicht-Nutzung – tausender Pflanzensorten und Tierarten. Der Leitsatz für die weitere Entwicklung lautet: Nicht gelebte Agrobiodiversität ist keine. Nur Pflanzen, die angebaut werden, Tiere, die aufgezogen werden, Produkte, die weiterverarbeitet, gehandelt und letztlich gekauft werden, um sie zu essen oder – wie Leder – anderweitig zu nutzen, tragen dauerhaft zur alltäglichen Vielfalt in Landwirtschaft und Ernährung bei. Dieser Ansatz des Erhaltens durch Nutzung wird inzwischen auch für andere Lebensbereiche bearbeitet. Hingegen kann das Einfrieren von Spermien, Eiern und Embryonen nur vorübergehend als ultima ratio genutzt werden, solange bis eine Nutzung wieder etabliert werden kann.

Häufig wird die Frage, was das alles mit uns zu tun hat, gar nicht mehr gestellt. Denn die Warnerinnen und Warner hatten in den 70er und 80er Jahren zwar Wichtiges zu sagen, waren aber mit Schwarzmalerei nicht gut beraten. Verglichen mit dem Image-Etat der Bundesanstalt – pardon der Bundesagentur – für Arbeit waren sie freilich gar nicht beraten. So haben Katastrophenszenarien bei vielen Menschen eher Endzeitstimmung und Lähmung ausgelöst statt Phantasien für Visionen. »Positiv denken« hatte noch keine Konjunktur...

Nachhaltigkeit, Biodiversität und genetische Vielfalt, die Begriffe mögen abgedroschen klingen, aber die Gefahr, dass wir die lebendigen Ressourcen unwiederbringlich vernichten, nimmt weiter zu. Manche Fragen à la: »Wie kommt unser Öl unter deren Sand?« sind ob ihrer Absurdität so genial, dass es gar keiner wirklichen Antwort mehr bedarf. Fragen wir aber nach der Herkunft unserer Lebensmittel und des Futters für unsere Tiere und wie genau sie produziert werden, wird es schnell unüberschaubar und politisch. Wer weiß schon, dass die »Grüne Revolution«, der Einsatz von Chemie und biotechnischem HochleistungsSaatgut, der in den 70er Jahren die Erträge deutlich erhöhte, Indien zu einem Exportland für Weizen gemacht hat? Staatlich gefördert wurde die Produktion von Pflanzen, die Geld, gerne auch Devisen, bringen. So gesehen ist die »Grüne Revolution« eine Erfolgsgeschichte.

2003 wurde besonders erschreckend deutlich, dass es gar keinen zwangsläufigen Zusammenhang zwischen der Steigerung von Erträgen und der Verringerung des Hungers gibt: Die indische Regierung berichtete von einem indischen Getreide-«Berg«, den sie mit über 50 Millionen Tonnen bezifferte und der teilweise als Tierfutter für Industrieländer vorgesehen war. Eben nur ein scheinba-



rer »Überfluss«, denn allein in Indien litten derweil einige Millionen Menschen an Hunger. Ihnen sollten Nebenerzeugnisse aus der Reisproduktion, die normalerweise an Tiere verfüttert werden, überlassen werden. Es ist die mangelnde Kaufkraft, die verhindert, dass Lebensmittel dahin kommen, wo sie so dringend benötigt werden.

»Verteilungsproblem« lautet der Begriff für dieses Drama. Lösen kann und muss es die Politik, denn wir können nicht von den einzelnen Familien und Betrieben, die in Indien Weizen produzieren, erwarten, dass sie ihn billig abgeben oder gar verschenken. Die weltweit dominierende Landwirtschaftspolitik fördert aber weiterhin eine Zuspitzung dieses »Verteilungsproblems«.

## **AGROBIODIVERSITÄT BEI PFLANZEN**

Neben den Pflanzensorten und Tierrassen zählt zur Agrobiodiversität auch die auf Äckern und Wiesen vorhandene »wilde« Begleitflora und -fauna: von der Mohnblume über den Regenwurm bis zum Kartoffelkäfer. Aber den Kartoffelkäfer kennt kaum jemand mehr, weil die sogenannten Schädlinge mit Chemie getötet werden. Das aber bleibt nicht ohne – weitere – Folgen. Da die Gifte häufig zu einer weitgehenden Vernichtung der Parasiten und nicht zu einem natürlichen Gleichgewicht mit dem Wirt führen, können Vögel, für die Insekten und Käfer häufig das natürliche Futter ausmachen, somit nicht nur direkt durch chemische Gifte betroffen sein, sondern auch indirekt durch Futtermangel.

Um eine direkte Schädigung durch Chemie handelt es sich beim Rückgang der oben genannten Vögel, welche den Büffeln, Nashörnern, Flusspferden und anderen großen Säugetieren Zecken und andere lästige Parasiten aus der zwar dicken aber dennoch empfindlichen Haut klauben: Häufig verursachen chemische Gifte Schäden an den Eiern, so dass keine lebenden oder vermehrungsfähigen Küken schlüpfen und der Vogelbestand immer mehr sinkt. So können einige Tierparks im südlichen Afrika entgegen der Erwartung der Touristen statt der »Big Five« nur noch vier – Löwen, Nashörner, Elefanten und Leoparden – halten. Weil Büffel von Tausenden von Zecken lebensbedrohlich gequält werden, können sie in einigen Regionen nicht mehr gehalten werden. Der Grund liegt in der auf Export orientierten Landwirtschaft rund um diese Parks. Dort wachsen massenhaft Ananas, Mangos oder anderes beliebtes Obst. Da sie in Plantagen in Monokultur angebaut werden, nehmen ihre Schädlinge von Jahr zu Jahr zu. Denn jede Pflanze hat ihre

»eigenen« Schädlinge, welche in ihrer Anwesenheit optimale Lebens- und Vermehrungsmöglichkeiten haben. Entsprechend wird der Chemieeinsatz erhöht.

Der Preis für die billigen Früchte des Südens wird vor allem vor Ort, wo sie auf den Märkten häufig gar nicht erhältlich sind, bezahlt: Durch das Aussterben der Vögel ist das Überleben der Büffel bedroht. Zusätzlich bergen die Gifte auch für uns ein Risiko – durch Rückstände. Die Lösung klingt so einfach: Umstellung auf ökologischen Landbau und mit jeder Ananas aus nachhaltiger Produktion leisten wir einen Beitrag dazu, dass aus den Big Four wieder die Big Five werden...

Damit diese Lösung nicht nur einfach klingt, sondern für die Beteiligten auch naheliegend ist, müssten im Sinne des Verursacherprinzips Kosten internalisiert werden.

- Die Chemiehersteller müssten für die volkswirtschaftlichen Folgekosten des Chemieeinsatzes aufkommen: Leichter zu beziffern als die gesundheitlichen Schäden für Mensch und Tier sind dabei die Kosten, die die Reinigung des Trinkwassers von chemischen Schadstoffen verursacht.
- Damit die Nachfrage nach chemischen Pflanzenschutzmitteln sinkt, müssten die Preise erheblich steigen.
- Damit auch die Nachfrage nach Produkten, die nur mit erheblichem Chemieeinsatz als billige Massenware produziert werden können, sinkt, müssen auch die Preise für die beliebten Südfrüchte erheblich steigen.

Bisher werden Kosten externalisiert: Bezahlt werden die Folgekosten von den SteuerzahlerInnen, auch wenn sie diese nicht verursacht haben. Erst durch die Internalisierung werden Preise zu ehrlichen Preisen und können »wirklich gefühlt« werden. Und erst dann können sie mit den oft nur scheinbar so teuren Ökoprodukten verglichen werden. Denn dass wir mit unseren Steuergeldern auch billige Südfrüchte subventionieren, spüren wir ja nicht wirklich, wobei zu den chemischen Giften auch noch der chemische Dünger kommt, damit viel Masse in kurzer Zeit wächst. So ist es bei allen verbreiteten Kulturpflanzen, wenn sie als billige Massenware produziert werden: Genutzt werden Sorten, von denen mittels Chemie viel Ertrag schnell und auf möglichst großer Fläche zu erzielen ist; denn erst dann lassen sich die Economies of Scale wirklich ausnutzen. Verloren geht bei dieser Normierung die ursprüngliche Vielfalt von Formen, Geschmäckern und regionaler Anpassungsfähigkeit.

Beispielsweise wurden auch unter Tausenden Tomatensorten über Jahrzehnte diejenigen ausgesucht, die bei Chemieeinsatz wachstumsstark sind. Bei Tomaten wird neben dem Rückgang der Vielfalt und den Folgen für die Ökologie durch den Chemieeinsatz zudem der soziale Aspekt besonders deutlich. Bereits Anfang der

1980er Jahre definierte der Tomatenproduzent Heinz zusätzlich zum schnellen Wachstum noch ein weiteres Zuchtziel: Er setzte auf Tomaten, die sich ohne Verluste mechanisch ernten lassen, nachdem Gewerkschaften für ihre Mitglieder Mindeststandards erreichen wollten. Das Ergebnis: eine Tomate mit einer dicken und reißfesten Schale, die bei Ernte, Transport und Lagerung weniger verletzbar ist oder matschig wird. Das Universalprodukt ist rund, rot, wächst mit Dünger und Pflanzenschutzmitteln und hält einem Aufprall mit einer Geschwindigkeit von 25 km/h Stand!

Zurück zu den Mohnblumen, die inzwischen in unseren Breiten eine Ausnahme sind. Wie auch die Kornblume werden sie tot gespritzt, was den Staat, also die SteuerzahlerInnen, Millionen kostet: Zum einen für die Reinigung des belasteten Grundwassers, zum anderen für »Ackerrandstreifen-Programme«, die den Landwirt dafür bezahlen, dass ein schmaler Streifen nicht direkt mit Chemie bearbeitet wird. Der Grund für den latenten Chemie-Bedarf liegt auch bei uns in einem tendenziell monokulturellen Anbau: In dem wir immer weniger Pflanzenarten nutzen und von diesen immer weniger verschiedene Sorten, füttern wir die Schädlinge dieser wenigen verbleibenden Pflanzen.

## **SCHEINBAR EINFACHE LÖSUNGEN**

Keine Frage, mit unserem Kaufverhalten nehmen wir erheblichen Einfluss darauf, wohin Geld fließt und wohin nicht. Und wer kauft hauptsächlich ein? Wir Frauen. Ehe diese rhetorische Frage als Schuldzuweisung verstanden wird à la: »Wer erzieht denn die Söhne zu Machos, das machen doch die Mütter«, möchte ich Dr.a Maite Mathes zitieren, die das Problem auf einen mindestens ebenso provozierenden Nenner bringt: »Männer züchten und entscheiden und Frauen müssen's ausbaden.« Dass Frauen ausbaden müssen, was Männer entschieden haben, mag für weite Bereiche gelten; hier ist es konkret auf die Züchtung und die Züchtungsfolgen bezogen. Maite Mathes ist Tierärztin und arbeitet im Forschungsprojekt »Agrobiodiversität entwickeln« zum Tier- und zum Genderbereich.

Wenn wir den Verlust von Agrobiodiversität unter Genderaspekten betrachten, dann lässt sich auch in der Tierzucht leicht feststellen, dass Gestaltungsmacht geschlechtsgekoppelt ist: Frauen sind hier in der Vergangenheit und in der Gegenwart die Ausnahme. Das gilt

- für die Leitungsebenen der Züchtungsinstitutionen ebenso wie
- für die Lehrstühle der Tierzuchtinstitute und darüber hinaus auch

■ für die Vorstandsgremien der Lebensmittelwirtschaft.

Die Dimension der männerlastig verteilten Gestaltungsmacht wird aber erst deutlich, wenn wir die Umsetzungsseite betrachten:

Frauen überwiegen

■ in den Labors

■ im Alltag auf den Höfen

■ im Alltag der Einkaufsentscheidungen

So banal wie die Feststellung, dass überwiegend Männer in unserer Gesellschaft Entscheidungsmacht haben, ist die Schlussfolgerung, wonach die Folgen aus diesen Entscheidungen überwiegend männliche Züge aufweisen. Genaue geschlechtsanalytische Statistiken stehen aber bisher aus. Wir wissen auch nicht, wie sich mehr weibliche Entscheidungsmacht auf die Agrobiodiversität auswirken würde, ob tatsächlich mehr Nachhaltigkeit die Folge wäre.

Aber unstrittig ist, dass Frauen einen wesentlichen Anteil an der großen Gemüsevielfalt haben, die in unseren Breiten in Bauergärten, die Bäuerinnengärten heißen müssten, entwickelt wurde. Im Gegensatz dazu war die Getreidezucht schon immer eine Männerdomäne. Und wir wissen, dass Frauen heute überdurchschnittlich in Erhaltungsinitiativen vertreten sind, die sich über das reine Erhalten hinaus zum Ziel setzen, wieder eine – nachhaltige – Nutzung zu etablieren.

In der Tierzucht ist keine Einflussnahme von Frauen auf die Rinder- und Schweinezucht belegt. Bei diesen Tierarten traten Frauen nur bei der Versorgung auf – bei der Fütterung und speziell bei der Aufzucht von Jungtieren und der Pflege kranker Tiere. Anders ist das beim Kleinvieh. Frauen waren traditionell für die Haltung und die Zucht von Kaninchen, Hühnern, Enten und Gänsen zuständig. Im Schrifttum wird die Rolle der Bäuerin als der für das Geflügel Zuständigen beschrieben, was mit der mangelnden ökonomischen Bedeutung dieses Bereiches begründet wird. Auch bei den Tieren lässt sich heute ein großes Engagement von Frauen in der Erhaltungsarbeit für alte Rassen feststellen.

Derweil sind kulturelle Vielfalt und mit ihr die Agrobiodiversität weiterhin und zunehmend bedroht. Eine weltweite Einheitskultur der Ernährung greift um sich, die überall dieselben standardisierten »Rohstoffe« (Pflanzen und Tiere und ihre Produkte) zu billigen Stückpreisen einfordert, um sie zu Einheitsprodukten und Fast Foods weiter zu verarbeiten. Und die Nachfrage wächst, da begehrenswert erscheint, was eine solche Form der Ernährungswirtschaft für all die bietet, die sich das leisten können. Am meisten profitiert, wer die größte Marktmacht hat und die Economies of Scale am besten zu nutzen weiß.

Insgesamt ist der Wissensstand der unterschiedlichen AkteurInnen (insbesondere in der Erzeugung (Landwirtschaft), im Handel, bei der Vermarktung, im Tier- und Verbraucherschutz) hinsichtlich des züchterischen Status Quo und der Möglichkeiten und Perspektiven seiner Entwicklung sehr unterschiedlich. Häufig sind Nichtwissen und auch falsche Annahmen vorherrschend und bestimmen das Handeln – meistens zum Nachteil der Agrobiodiversität. Hoffnung besteht deshalb da, wo deutlich wird, dass sich viele Akteure ihres Beitrages zur Vernichtung der Agrobiodiversität gar nicht bewusst sind und da, wo es auf Dauer Image schädigend wirkt, wenn eben jener negative Beitrag auch den Kundinnen und Kunden zunehmend deutlicher wird.

Grundsätzlich gilt, dass die, die mit den Tieren und Pflanzen umgehen, wieder mehr in die Bestimmung der Zuchtziele einbezogen werden müssen. Die vorherrschenden Macht- und Eigentumsverhältnisse stehen dem entgegen. Über einen weitgehenden Entscheidungszuwachs für Frauen hinaus muss das Ziel in einer letztlich entgenderten Gesellschaft liegen, für die Nachhaltigkeit einen Wert darstellt.

### **Der Beitrag basiert in Teilen auf Recherchen aus drei Projekten:**

- Netzwerk Ökologische Tierzucht; Bundesprogramm Ökologischer Landbau (BÖL) [www.zs-l.de](http://www.zs-l.de)
- Agrobiodiversität entwickeln: Handlungsstrategien und Impulse für eine nachhaltige Tier- und Pflanzenzucht; Bundesministerium für Bildung und Forschung; [www.agrobiodiversitaet.net](http://www.agrobiodiversitaet.net)
- Transnationalisierung der Netzwerk-Bildung und -arbeit für die Ökologische Tierzucht; Bundesprogramm Ökologischer Landbau (BÖL); (Vorarbeiten seit 2002; Start ca. April 2004)



# GENDERBEWUSSTSEIN IM FACH- PRAKTISCHEN DISKURS

---

## EINE UNTERSUCHUNG PRAXIS- RELEVANTER FACHZEITSCHRIFTEN FÜR DEN KINDERGARTEN

*Antje Meißner/Mandy Schaaf*

Der folgende Artikel basiert auf einer Recherche praxisrelevanter Fachzeitschriften der Jahrgänge 1995-2002 (vgl. Literaturverzeichnis), die sich vor allem auf dem Gebiet der frühkindlichen Pädagogik und der Kindergarten-Pädagogik etabliert haben.

Den Anlass zu dieser Recherche gab eine Analyse zum Stand der Forschung und des Fachwissens unter dem Aspekt der »Genderforschung«. Dabei sollte untersucht werden, in welcher Art und Weise und mit welcher fachlichen Priorität und Intensität das Konzept des »Gender Mainstreaming« in den Praxiszeitschriften diskutiert wird. Diese Recherche wurde durch die Untersuchung fachwissenschaftlicher Publikationen begleitend unterstützt.

Der Recherche lag die These von Rabe-Kleberg (2003) zugrunde, die Herausbildung der Geschlechtsidentität (über die Auseinandersetzung mit den Chancen, den Möglichkeiten und den Begrenzungen der sozialen Norm) und damit das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht, sei einer der wichtigsten Bildungsprozesse von Kindern in den ersten Lebensjahren. Ziel sei dabei sich als Mädchen bzw. als Junge zu fühlen, so zu denken und ebenso zu handeln, als wäre das Geschlecht identisch mit der eigenen Person. »Und diese Prozesse durchziehen das Handeln der Kinder zu jeder Zeit und in jedem Handlungsakt (Rabe-Kleberg 2003)«.

Bei der Auseinandersetzung mit den Praxiszeitschriften fiel auf, dass der fachliche Diskurs zum Thema Genderforschung in den Jahrgängen 1995-1999 selten unter Verwendung der Fachbegriffe »Gender«, »Gender-Doing« oder »Gender Mainstream« geführt wurde. Dennoch gab es eine Diskussion zum Thema Geschlechteridentität. Dies wurde insbesondere durch praxisreflektierende Berichte, Analysen und Dokumentationen deutlich, die sich den Zugang zur Thematik vor allem über Teilfragmente zu geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und zur

Rollenidentifikation von Jungen und Mädchen im Kindergarten und in der Familie erschlossen.

Die Argumentation der ersten Jahrgänge verläuft zunächst entlang der Wahrnehmung der strukturellen Bedingungen des Aufwachsens im Kindergarten, der als unmittelbarer Erfahrungsraum eine weiblich dominierte Lebens- und Lernwelt für Kinder darstelle, wodurch sich für beide Geschlechter Gefahren und Konflikte ergeben könnten. Die Gefahr bestehe im Erhalt des traditionellen Geschlechterverhältnisses, das den Mann weiterhin aus dem emotionalen Beziehungsgeflecht zwischen Kind und Mutter verdränge und die Emanzipationsbewegung der Frau nachhaltig beeinflusse.

Aus zahlreichen Artikeln ging hervor, dass sich im Kindergarten, einem Arbeitsfeld, das durch weibliche Fachkräfte überbesetzt ist, klischeehafte, geschlechterstereotype Verhaltensmuster bei Mädchen und Jungen einstellen würden. Während Mädchen eher als brav und anpassungsfähig gelten, werden Jungen in der Regel als lebhafter und aggressiv dargestellt. Einige Autoren verweisen hierzu auf den Mangel an männlichen Identifikationsmodi (vgl. Enders-Drägässer 1995a). Der Kindergarten wird von Leube (1995) noch immer als männerfreie Zone beschrieben. Die Autoren schlagen vor mehr Männer in die Einrichtungen zu integrieren, lassen aber dabei die Frage offen, ob dies eine Lösung sei, um die Ungleichheit der Geschlechter annähernd auszugleichen.

Uneinigkeit bestand vor allem in der Darstellung der Abhängigkeitsverhältnisse unter den Geschlechtern. Ungeklärt blieb, ob nun im weiblich beherrschten Kindergartenalltag, Mädchen benachteiligt und Jungen bevorzugt werden oder umgekehrt. Es fiel auf, dass die Artikel, die sich mit der zweiten Argumentation befassen, also davon ausgingen, dass den Jungen aus dem ungleichen Geschlechterverhältnis Nachteile erwachsen würden, fast ausschließlich von männlichen Autoren geschrieben wurden (vgl. Klein/Wawrzynek 1995; Leube 1995; Kasten 1997; Klein 1998; Kirschbaum 1998 u.a.). Diese Beiträge hoben die Opferrolle der Jungen hervor, die durch die weiblichen Fachkräfte und durch geschlechterspezifische gesellschaftliche Rollenerwartungen und Zuschreibungen im Kindergarten offenbar unbewusst beeinflusst würden. Nach entsprechenden Befragungen verschiedener Erzieherinnen zu geschlechtshomogener Pädagogik, bestand die Annahme unter ihnen, selbst keine bewussten Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen zu machen. Vielmehr waren sie der festen Überzeugung geschlechtshomogene Pädagogik zu praktizieren. Argumentationen einschlägiger Wissenschaftler in den Zeitschriften *Theorie und Praxis der Sozialarbeit* und *klein & groß* dementierten diese Aussagen und gaben zu bedenken, dass eine solche Pädagogik aufgrund der



Zugehörigkeit zur weiblichen Identität und der eigenen Vorprägung illusionär ist (vgl. Rohrman 1998; Godbersen 1998b).

Da es Jungen in den Kindergärten unbestritten an männlichen Vorbildern mangelt, gelingt ihnen nur über die Annahme, männlich ist alles das, was Frauen nicht sind, ihre geschlechtsspezifische Identitätszugehörigkeit zu transformieren. Zur männlichen Identität gelangen Jungen über die Abwehr des Weiblichen. Darin könnte auch die Abneigung gegenüber Gefühlen und der Verlust der Bindungsfähigkeit bei Jungen begründet liegen.

In den Fachzeitschriften wird auf eine Menge Vorschläge verwiesen, Geschlechterdifferenzen in ihrer Ungleichheit zu beheben. Während sich ein großer Teil der Autoren darin versucht, den Schuldigen ausfindig zu machen – und jeweils abwechselnd den »guten Müttern« oder den »schlechten Vätern« den »schwarzen Peter« zuschreibt –, beschäftigt sich ein anderer Teil der Autoren mit konkreten praxistauglichen und realisierbaren Lösungsansätzen in Fragen der Geschlechterdifferenzen. Diese reichen von der Vorstellung geschlechtsbewusster Erziehung, über den Ausgleich des Frauen- und Männeranteils in Kindergärten bis hin zu geschlechtsspezifischen Trainings und Lernmodulen in der Aus-, Fort- und Weiterbildung von Erzieherinnen (vgl. Lucius 1995; Pickel 1999; Weiß 1999; Adolph 2000). Dabei wird die Problemstellung zum zentralen Ausgangspunkt: Warum müssen sich Mädchen so und Jungen so verhalten? Von Bedeutung ist dabei vor allem die Klärung, wer die Jungen und Mädchen in ihrem »So-Sein« unterstützen kann (vgl. Rohrman 1998; Hormann/Bienek/Stoklossa 1999). In diesem Kontext wird in den Fachzeitschriften auf die Neubelebung der Zusammenarbeit mit den Eltern verwiesen. Dementsprechend unterstützen die Autoren (vgl. Miedaner 1995) vor allem die stärkere Einbeziehung von Vätern bzw. Männern in die Arbeit mit ihren Töchtern und Söhnen. Dabei wird insbesondere auf den Aspekt des ungleichen Geschlechterverhältnisses in den Beziehungen zwischen Erzieherinnen und Eltern verwiesen, die sich derzeit noch immer überwiegend auf die Verbindung zwischen den Müttern und den weiblichen Mitarbeiterinnen beschränke. Als Ursache hierfür sehen Thiersch/Thiersch (1999) und Schmidt (1996) die historisch bedingte und gewachsene Frauenposition als Ehefrau und Mutter.

Für die Auswertung der verwendeten Fachzeitschriften der letzten Jahre (1995 bis 2002) lässt sich folgender Diskussionsstand darstellen. Während sich in den früheren Jahrgängen 1995-1999 die Genderfrage einschließlich darauf bezog, den Kindergarten als Raum für Jungen und Mädchen mit typischen Verhaltensmustern zu untersuchen, befassten sich die späteren Jahrgänge bis 2002 mit der Suche nach Hintergründen, Ursachen und möglichen Lösungsansätzen für die bis dato

ungeklärten Eigenheiten und Unstimmigkeiten im Geschlechterverhältnis. Implizit wurden die Fragen nach gesellschaftlich bedingten Sozialisationsmustern und Identifikationsmerkmalen zur Sprache gebracht.

Generell wird der Genderdiskurs unter dem Aspekt der Erwachsenenproblematik betrachtet. Die Perspektive der Kinder wird stets im Zusammenhang mit Präzessionsprozessen und Bindungsstrukturen in Abhängigkeit von den Erwachsenen diskutiert. Geschlechtsbewusste und -spezifische Bildungs- und Selbstbildungserfahrungen im Identifikationsprozess bleiben aus Sicht der Kinder eher unreflektiert. Grundsätzlich ist bei den Zeitschriften eine Zunahme der Auseinandersetzung mit geschlechtsorientierten Themen im Kindergarten zu erkennen. Ein Großteil befasst sich direkt mit dem Geschlechterverhältnis im Kindergartenalltag. Dabei wird eine grobe Einteilung in vier Schwerpunkte deutlich, die sich durchaus überschneiden können. Die zentralen Themen des Genderdiskurses im Kindergarten lassen sich wie folgt unterteilen:

## **1. GESCHLECHTERVERHÄLTNIS IM KINDERGARTENALLTAG**

Ein wesentlicher Teil der Artikel in den Fachzeitschriften erfasst die stereotypen Verhältnisse zwischen Jungen und Mädchen bzw. zwischen Männern und Frauen im Kindergarten. Grundlage dafür sind vor allem die Beschreibungen des traditionellen Geschlechterverhältnisses und die Ausführungen zur geschlechterdifferenzierten Pädagogik.

Dabei wird vordergründig der Aspekt der Koedukation diskutiert, insbesondere im Zusammenhang mit geschlechtsspezifischen Interaktionsformen zwischen Jungen und Mädchen, den beeinflussenden Erziehungsleistungen und der eher unbewussten Einflussnahme durch die Erzieherinnen (vgl. Jaletzke 1995).

Enders-Dragässer (1995b) machen auf geschlechtsstereotype Verhaltensmuster von Mädchen und Jungen aufmerksam. Diese sind jeweils auf den gesamten Tagesablauf im Kindergarten sowie auf spezielle Alltagssituationen bezogen, die insbesondere die Existenz der Geschlechterdifferenz vergegenwärtigen. Die Botschaft der Autoren liegt im Wesentlichen darin, die Erzieherinnen auf bestehende Geschlechtsunterschiede und auf die eigenen subjektiv-vorgeprägten Vorstellungen im Umgang mit Jungen und Mädchen und die dafür notwendigen persönlichen Bewertungsmuster von männlichem und weiblichem Verhalten aufmerksam zu machen.

Diese Beiträge beziehen sich auf eine bewusste Förderung der individuellen Interessen und Begabungen von Mädchen und Jungen und dabei auf die plakative Forderung, Mädchen durchsetzungsfähiger und Jungen sensibler zu machen. Vor allem geht es darum, sich über die Reflexion der eigenen Identität Zugang zur geschlechtsbewussten Pädagogik zu verschaffen (einer Pädagogik, die sich der Zuschreibung von geschlechtsstereotypen Sozialisationsmustern bewusst ist) und damit zur Abschwächung stereotyper Rollenzuschreibungen und Verhaltensmuster zu gelangen.

Die Diskussion um den Kindergarten als »weiblich dominierten Raum« bildet die Grundlage der neuen Aufmerksamkeit für Genderfragen. Diesbezüglich wird der Mythos der alleinigen pädagogischen Kompetenz der Frauen in der Kindererziehung kritisiert, die den Vätern lediglich eine Rolle als Vater, nicht aber als Erzieher offen hält. Gerade darin aber liege die Chance mit einer nicht-mütterlichen Beziehung zum Kind, das derzeit traditionelle Bild des Mannes neu zu gestalten. Fraglich hierbei bleibt allerdings zunächst die Attraktivität eines solchen Arbeitsplatzes für Männer und deren Einordnung in die Frauenteams der Kindergärten. Die vorherrschende Ambivalenz, sich einerseits über eine mangelnde Väterpräsenz zu beklagen, andererseits aber wenig Initiative zur Integration von Vätern aufzubringen, dient auch als wesentlicher Ausgangspunkt über neue Ansätze der Zusammenarbeit mit Eltern nachzudenken und vielleicht geschlechtsbewusste Projekte zu inszenieren (vgl. Leube 1995; Kirschbaum 1998)

## **2. BERUFLICHES SELBSTVERSTÄNDNIS**

Einige Aufsätze orientieren sich an dem beruflichen Selbstverständnis der Erzieherinnen mit dem engen Bezug zur Aus-, Fort- und Weiterbildung für diesen Berufszweig.

Zum beruflichen Selbstverständnis von Erzieherinnen gehört die Reflexion der pädagogischen Kompetenzen sowie die Zuordnung zu einem funktionierenden pädagogischen Team. In den Beiträgen wird aufgegriffen, dass für eine gewinnbringende Teamarbeit der offene Umgang und das Hinterfragen der eigenen Vorstellungen der Geschlechterrolle entscheidend sei.

Das Selbstbild der Erzieherin präge unbewusst die Einstellung und Erziehungshaltung und könnte dazu führen den bewussten Erziehungszielen (Emanzipation, Bildungs- und Chancengleichheit) nicht gerecht zu werden.

In einigen Beiträgen wird besonders die Forderung an Erzieherinnen deutlich, zu einer positiven Identität als Frau zu finden, Schwächen anzunehmen und Stärken auszubauen. Das hätte vor allem Auswirkungen auf die Bewertungsmuster und wäre für Mädchen von Vorteil, da die als weiblich definierten Schwächen nicht mehr auf sie projiziert würden.

Dieser Aspekt zur positiven Identitätseinstellung wird auch in den Beiträgen zur Aus-, Fort- und Weiterbildung von Erzieherinnen deutlich.

### **3. GESELLSCHAFTSKRITISCHE ERWARTUNGEN AN DAS MÄNNLICHE/DAS WEIBLICHE**

Einen weiteren Schwerpunkt bilden in den Fachzeitschriften die Beiträge zur gesellschaftskritischen Auseinandersetzung mit den allgemein existierenden Erwartungen an die Rolle des Mannes und der Frau sowie an das Familienverständnis im Kontext der Erwartungen an die Rolle der Erzieherinnen.

Dabei befassen sich nicht wenige Artikel mit den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen und deren Auswirkungen auf die Rolle von Frau, Mann und Familie. Einigen Autoren geht es zunächst darum, die Rolle der Frau im Wandlungsprozess der Emanzipation und dem gegenwärtig existierenden Frauenbild in der Gesellschaft darzulegen. Neben der klassischen Assoziation der Emanzipation mit dem Verlust der Weiblichkeit erfolgt auch die Gegenüberstellung der unterschiedlichen Geschlechter. Diesbezüglich ergeben sich in den Beiträgen zwei differente Perspektiven, die abwechselnd jeweils das weibliche bzw. das männliche Geschlecht als benachteiligt in Frage stellen und somit das Gegengeschlecht kritisieren. Aufgrund der angesprochenen weiblich dominierten Strukturen werden Mädchen eher auf ein traditionelles Verhaltensrepertoire festgelegt, Jungen aber in der Auseinandersetzung mit männlich konnotierten gesellschaftlichen Bereichen beschränkt (vgl. Rabe-Kleberg 2003).

Aus traditioneller Perspektive sind Frauen durch die ihnen zugeschriebene Verantwortlichkeit für die Kindererziehung und der damit eingeschränkten Wahlmöglichkeit der Erwerbstätigkeit benachteiligt. Aus den Vorzügen des typisch Weiblichen – der emotionalen Mütterlichkeit – ergeben sich Erwartungen an den Mann als Verdienener und Geschäftsmann.

Zunehmend kann man die Diskussion beobachten, die auch die männliche Welt als eingeschränkt und benachteiligt erörtert. Durch die Forderung der Frauenbewegung nach Partizipation an allen gesellschaftlichen Bereichen, werde die männ-

liche Kompetenz und das männliche Naturverständnis in Frage gestellt. Dadurch zeichnet sich eine Neukonzeption der traditionellen Männerrolle ab. Der »leise« Wunsch nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf auch für Männer, die Bedeutung des Vater-Werdens und die Notwendigkeit der Vaterrolle für die Entwicklung des Kindes werden stärker herausgestellt.

Die Reflexion der Thematik des Geschlechterrollenkonfliktes im Kindergarten, die Auseinandersetzung mit der Überrepräsentanz von Frauen in diesen Einrichtungen und deren Auswirkungen auf Jungen und Mädchen sei auch ein Teil des Veränderungsprozesses des Frauen- und Männerbildes. Daraus ergaben und ergäben sich zukünftig neue Familienkonstellationen. Väter und Mütter sollten gleichermaßen kompetente Ansprechpartner in Sachen Kindererziehung sein (vgl. Verlinden 2001; Ehmke-Pläfer/Großmann 1998). Beide tragen die Verantwortung zur geschlechtsspezifischen Entwicklung ihrer Kinder.

#### **4. GESCHLECHTSSPEZIFISCHE IDENTITÄT VON MÄDCHEN UND JUNGEN**

Vereinzelt treten auch Artikel auf, die den Aspekt der geschlechtsspezifisch-entwicklungspsychologischen Diskussion fokussieren. In den Mittelpunkt dieser Betrachtungen rückt die Entwicklung hin zur Geschlechtsidentität von Mädchen und Jungen im Beziehungsgeflecht zwischen Eltern und Erzieherinnen.

In den Praxiszeitschriften lassen sich hierfür einzelne Beiträge finden, die sich mit den Entwicklungsbedingungen befassen, die zu einer ausgesprochenen weiblichen oder männlichen Identität der Mädchen und Jungen führen. Dabei wird zunächst unterschiedliches geschlechtsstereotypes Verhalten im Kindergarten aufgezeigt. Interessant hierfür sind die Beiträge, in denen die Einflussnahme der Erzieherinnen auf das Spielverhalten geschildert wurde. Sie würden entsprechend ihrer eigenen Identität bestimmte geschlechtsspezifische Spiele anbieten. Demnach bestehe also ein Zusammenhang zwischen der eigenen Sozialisation als Frau und dem Verhalten als Frau und Erzieherin gegenüber Jungen und Mädchen.

Faulstich-Wieland (2001) gehen grundlegend davon aus, dass geschlechtsspezifische Sozialisation mit der Geburt beginne. So berichten einige Autoren, dass beispielsweise Mädchen zu ruhigen, zurückhaltenden und unauffälligen Persönlichkeiten erzogen würden. In dieser Art erzogene Frauen, Mütter oder Erzieherinnen würden dann oft unreflektiert die entsprechenden Verhaltensdispositionen auf Mädchen projizieren. Aus diesen Schilderungen wird deutlich, dass ge-

schlechtsspezifische Rollenverhalten in den Kindergärten zu beobachten sind. Verstärkt werden diese Aussagen durch die Rollenzuschreibungen, Jungen seien aggressiv und aktiv, Mädchen dagegen lieb und ruhig (vgl. Kasten 1997). Enders-Drägässer gibt als Folge hierfür an, dass durch die Fixierung auf das weibliche Sozialisationsmuster gerade Mädchen wenig Möglichkeiten hätten, sich von dem tradierten Frauenbild zu lösen. Die Autonomie der Mädchen zu stärken, sei deshalb eine mögliche Forderung, allerdings bleiben Lösungsansätze die dazu führen könnten, unausgesprochen.

Beiträge, die besonders die Jungen im Kindergarten im Blick haben, verweisen auf eine Krise der Jungen, ausgelöst durch fehlende Identifikationsmöglichkeiten und die mangelnde Orientierung am männlichen Partner. Aus diesem Grund würden sich Jungen allein auf die Suche begeben und dabei feststellen, dass sie sich geschlechtlich betrachtet von Mädchen unterscheiden und sich demzufolge auch genau gegenteilig verhalten müssen (vgl. Godbersen 1998b). Einige Autoren (vgl. Rohrmann 1997; Blank-Mathieu 2001; Niesel 2001) fordern als Lösung eine bewusste Jungenarbeit, mehr Männer als Erzieher in den Kindergärten und eine geschlechtsbewusste Pädagogik. Dazu gehöre allerdings die Entwicklung von gemischten Arbeitsteams und eine entsprechende konzeptionelle Strukturierung, die eine Chancengleichheit von Jungen und Mädchen, Müttern und Vätern, Erzieherinnen und Erziehern, Leiterinnen und Leitern gewährt.

## **RESUMEE**

Betrachtet man die gesamte Diskussion zum Geschlechterverhältnis von Männern und Frauen, Mädchen und Jungen im Kindergartenbereich, so wird in den Beiträgen der Fachzeitschriften deutlich benannt, wie wenig die Problematik des weiblich »verfälschten« Raumes in der Praxis Gegenstand bewusster Reflexionsprozesse ist, und deshalb, gerade deshalb in der Fachdebatte verstärkt thematisiert werden muss. Eine erste Bewusstseinsänderung im Machtkampf der Geschlechter scheint sich vor allem dadurch zu eröffnen, dass Mütter verstärkt ihren Platz im Erwerbsleben einnehmen, wodurch sich Männer ihrer Rollen als Väter und Hausmänner bewusster werden müssen. Dies wiederum könnte zur Auswirkung haben, dass sich dieser Rollenwechsel in der Identitätsentwicklung von Frauen und Männern niederschlägt.

Was daraus folgen sollte, wäre eine Enttraditionalisierung der Aura des »unterdrückten Geschlechts«. In der Literatur herrschte bisher genau darüber noch Un-

einigkeit: werden nun in einer weiblich beherrschten Domäne Mädchen benachteiligt und Jungen bevorzugt oder umgekehrt? Gerade die Tabuisierung des Gender-Tatbestandes würde zu einer unmittelbaren, d.h. ungebremsten Durchsetzung traditioneller Genderverhältnisse führen (vgl. Rabe-Kleberg 2003). Von daher wäre eine sich fortsetzende Auseinandersetzung mit dem Expertenstatus von Erzieherinnen im Wissen um das Kind bzw. das männliche oder weibliche Identifikationsmuster dringend notwendig. Es ist nämlich davon auszugehen, dass ein inhaltlich differenzierterer Diskurs zu neuen politisch und praktisch relevanten Einsichten über den Kindergarten führen wird.

## LITERATUR

- Adolph, P. (2000): Das Ende der Geduld. Verhandeln lernen. In: klein & groß 11-12/00, S.17-19.
- Blank-Mathieu (2001): Typisch Mädchen – typisch Junge?! In: KiTa spezial 2/02, S.54-56.
- Ehmke-Pläfer, I./Großmann, H. (1998): Kindertageseinrichtungen: Betreuungsservice oder Erziehungspartner? Elterliche Erwartungen an die Tageseinrichtung. In: KiTa aktuell 2/98, S.39-43.
- Enders-Drägässer, U. (1995 a): In der Falle des Männlichkeitswahns. Über Rollenstarrheit und Ängste von Jungen. In: TPS 3/95, S.133-135.
- Ders. (1995 b): Koedukation und Ebenbürtigkeit der Geschlechter. Traditionelle Rollenvorstellungen benachteiligter Mädchen. In: TPS 5/95, S.294-296.
- Faulstich-Wieland, H. (2001): Sozialisation von Mädchen und Jungen. In: KiTa spezial 2/02, S.5-9.
- Godbersen, P. (1998): Lieber Rabauke als kein richtiger Junge sein! Was brauchen Jungen auf der Suche nach ihrer männlichen Identität? In: klein & groß 5/98, S.21-23.
- Hormann, Ch./Bienek, B./Stoklossa, D. (1999): Heldenspiele(r). Leben mit Jungen in Kindertageseinrichtungen. In: klein & groß 11-12/99, S.24-26.
- Jaletzke, C. (1995): Interaktion. In: klein & groß 3/95, S.18-20.
- Kasten, H. (1997): Mädchen sind anders, Jungen auch. Blinde Flecken in der Wahrnehmung und Rollenklischees. In: TPS 4/97, S.213-215.
- Kirschbaum, E. (1998): Mensch Vater. Väterarbeit im Kindergarten – Material zum Elternbrief Nr.32. 2/98, S.43-46.

- Klein, L. (1998): Als Mann in der Frauenwelt Kindertagesstätte. Auf holprigen Wegen zur beruflichen Männerrolle. In: TPS 2/98, S.28-31.
- Ders./Wawrzynek, T. (1995): »Schlag ein Kumpel!« Jungen in der Kindertagesstätte. In: TPS 2/95, S.103-106.
- Leube, K. (1995): Wo ist der Vater? Kitas als Orte der Begegnungen von Vätern und Kindern. In: TPS 6/95, S. 322-325.
- Lucius, C. (1995): Von der Kindergärtnerin zum Erzieher? Weibliche Identität in der Ausbildung. In: TPS 5/95, S.266-268.
- Miedaner, L. (1995): Vom Mütterabend zur vielfältigen Zusammenarbeit mit den Eltern. In: TPS 6/95, S. 309-312.
- Niesel, R. (2001): Geschlechterbewusste Erziehung im Kindergarten – warum eigentlich? In: KiTa spezial 2/02, S.13-15.
- Pickel, I. (1999): Von der Fachschülerin zur Kollegin. Qualitätsentwicklung braucht den Dialog. In: TPS 4/99, S. 23-26.
- Rabe-Kleberg, U. (2003): Gendermainstreaming und Kindergarten. 1.Aufl. Weinheim: Beltz Verlag.
- Rohrman, T. (1998): Die Jungen am Boxsack oder Warum es so schwierig ist, Jungen und Mädchen gleich zu behandeln. In: klein & groß 2/98, S.11-14.
- Rohrman, T. (1995): Was brauchen Jungen im Kindergarten? Eigene Grenzen schützen und die anderer respektieren lernen. In: KiTa aktuell 4/97, S.76-78.
- Schmidt, F. (1996): Ein Lernort für Eltern. Weiterführende Konzepte integrieren auch Mütter und Väter. In: TPS 5/96, S.291-291.
- Thiersch, H./Thiersch, R. (1999): Geteilte Zuständigkeiten. Über die Entwicklung des Verhältnisses von Eltern und Erzieherinnen im Kindergarten. In: TPS 4/99, S.39-42.
- Verlinden, M. (2001): Zur besonderen Rolle von Vätern bei der Erziehung von Mädchen und Jungen im Kindergarten. In: KiTa spezial 2/02, S.32-34.
- Weiß, K. (1999): Karrierefrau Erzieherin? Interessen weiter entwickeln, strategisch denken, Seilschaften nutzen. In: TPS 4/99, S.17-22.



# DIE KOPFTUCHDEBATTE UNTER DEM BLICK- WINKEL DES GENDER MAINSTREAMING

---

*Rahima Valena*

»Das Ziel von Gender Mainstreaming ist es, in alle Entscheidungsprozesse die Perspektive des Geschlechterverhältnisses einzubeziehen und alle Entscheidungsprozesse für die Gleichstellung der Geschlechter nutzbar zu machen« (Stiegler, 2002:6).

Im folgenden Beitrag möchte ich in diesem Sinne den Streit über die Zulässigkeit des Kopftuchs für Lehrerinnen im öffentlichen Schuldienst, der sich seit sieben Jahren durch sämtliche legislative und juristische Instanzen zieht, unter dem Blickwinkel des Geschlechterverhältnisses betrachten. Während in den Argumentationen der Gerichte und Parlamente vor allem die in der Verfassung garantierte Religionsfreiheit mit dem Neutralitätsgebot des Staates gegeneinander abgewogen werden, kommt meiner Ansicht nach die Frage des Geschlechterverhältnisses in diesem grundsatzpolitischen Entscheidungsprozess zu kurz.

Ich bin selbst, wie Fereshta Ludin, gebürtige Afghanin und praktizierende Muslima. Als Angestellte der Universitätsbibliothek der Georg August-Universität Göttingen habe ich das Amt der Frauenbeauftragten fünf Jahre ehrenamtlich ausgeübt und bin auf diese Weise mit der Frage nach den Geschlechterverhältnissen in den unterschiedlichsten Entscheidungsprozessen vertraut. Im Zusammenhang mit meinem politischen Engagement<sup>1</sup> war ich als Sachverständige zur sogenannten »Kopftuchdebatte« bei der Anhörung zur Änderung des Landesschulgesetzes im Kultusausschuss des niedersächsischen Landtags.

1 Ich bin Sprecherin des Vorstandes des Stadtverbandes Göttingen von »Bündnis 90/Die Grünen«. Meine Schwerpunkte dort sind Frauen-, Sozial- und Migrationspolitik. Ausserdem engagiere ich mich im »Göttinger Frauenforum«, als Sprecherin des »Vereins Unabhängiger afghanischer Frauen« und im »Verein zur Unterstützung von Schulen für afghanische Flüchtlingskinder«.

## 1.1. RELIGIONSFREIHEIT VERSUS NEUTRALITÄTSGEBOT – EIN KURZER ABRISS ÜBER DEN RECHTSSTREIT

Seit 1997 streitet Fereshta Ludin, eine in Afghanistan geborene Deutsche muslimischen Glaubens, für die Zulassung des Kopftuches als Lehrerin im öffentlichen Schuldienst. Ihr persönlicher Kampf, das Kopftuch im Unterricht tragen zu dürfen, entwickelte sich bald zu einem langwierigen Rechtsstreit um das Verfassungsgebot der Religionsfreiheit: Im Frühjahr 1997 ließ das Oberschulamamt in Stuttgart Fereshta Ludin aufgrund des Kopftuchtragens nicht zum Referendariat zu. Das Oberschulamamt argumentierte, das Kopftuch sei Ausdruck kultureller Abgrenzung und damit nicht nur ein religiöses, sondern auch ein politisches Symbol. Mit der Begründung, Fereshta Ludin müsse wenigstens ihre Ausbildung beenden können, erteilte ihr die Kultusministerin Annette Schavan (CDU) dann doch die Erlaubnis ins Referendariat zu gehen. Nach Beenden des Referendariats im Juli 1998 wurde die 25-jährige Lehrerin jedoch nach einer Entscheidung des zuständigen Oberschulamamtes nicht in den Schuldienst übernommen, da sie weiterhin darauf bestand, aus religiöser Überzeugung auch im Unterricht das Kopftuch zu tragen. Noch im selben Monat beschäftigte sich der baden-württembergische Landtag mit dem Streit um das Kopftuchtragen. Die Mehrheit des Landtags sprach sich gegen ein generelles Kopftuchverbot an Schulen und Universitäten des Landes aus. Auch der DGB bezog Stellung und kritisierte die Nicht-Übernahme der muslimischen Lehrerin in den Schuldienst. Im August reichte Fereshta Ludin Widerspruch gegen ihre Nichtzulassung in den baden-württembergischen Schuldienst ein und machte geltend, das Kopftuch sei Ausdruck ihrer islamischen Identität, mit der Ablehnung sei das Grundrecht auf Religionsfreiheit verletzt worden. Im Februar des folgenden Jahres wies das Oberschulamamt den Widerspruch Ludins zurück: Die Religionsfreiheit der Beschwerdeführerin werde durch das Grundrecht auf negative Religionsfreiheit der SchülerInnen, durch das Erziehungsrecht der Eltern und der staatlichen Verpflichtung zu weltanschaulicher Neutralität eingeschränkt. Daraufhin klagte Fereshta Ludin beim Stuttgarter Verwaltungsgericht auf ihre Einstellung, auch diese Klage wurde im März 2000 abgewiesen. Die Verwaltungsrichter in Stuttgart argumentierten ebenfalls, dass Ludin mit dem Tragen des Kopftuchs gegen die staatliche Neutralitätspflicht verstoße. Ebenso wies der baden-württembergische Verwaltungsgerichtshof in Mannheim im Juni 2001 die Klage Ludins in zweiter Instanz ab. Im Juli 2002 bestätigte das Bundesverwaltungsgericht in Berlin die Urteile des Verwaltungsgerichts in Stuttgart und des Verwaltungsgerichtshofs in Mannheim. In der Urteilsbegründung heißt es, LehrerInnen müssten Einschränkungen ihrer

positiven Bekenntnisfreiheit hinnehmen, die erforderlich seien, um die weltanschauliche Neutralität im Schulunterricht sicher zu stellen. Fereshta Ludin reagierte auf dieses Urteil mit einer Verfassungsbeschwerde.

Und das Bundesverfassungsgericht spielt den Ball schließlich an die Parlamente der einzelnen Bundesländer zurück. Die Entscheidung, ob muslimische Lehrerinnen im Schuldienst ein Kopftuch tragen dürfen oder nicht, sei nicht Aufgabe der Exekutive sondern bedürfe der Regelung durch den demokratisch legitimierten Gesetzgeber. Der Entscheidungsprozess ist also noch nicht abgeschlossen und somit besteht noch die Chance, die Perspektive des Geschlechterverhältnisses in die Debatte einzubringen.

## **1.2. EINIGE FRAUENPOLITISCHE ARGUMENTE ZUR KOPFTUCHDEBATTE**

Aus frauenpolitischer Sicht heraus bin ich absolut dafür, dass das Kopftuchtragen für Lehrerinnen in den staatlichen Schulen verboten wird. Die von mir vertretene Position ist aus intensiven Diskussionen mit vielen in Deutschland lebenden muslimischen Frauen entstanden, während die Kopftuchdebatte ansonsten überwiegend von Männern geführt wird. Das ist auch kein Wunder, denn in allen drei monotheistischen Religionen (Judentum, Christentum und Islam) wurden, und werden zum Teil heute noch, die Gebote der Kleiderordnung für Frauen von der männlichen Geistlichkeit festgelegt oder aus den religiösen Schriften interpretiert. Die Kleiderordnung für die muslimischen Frauen wird damit begründet, dass die Männer von den Sünden abgehalten werden sollen. Ohne auf diese religiöse Argumentation näher einzugehen, die den Männern eine aktive Rolle zugesteht und die Frauen passiv darstellt, wird deutlich, dass das Kopftuch nicht einfach nur ein Symbol der Religion darstellt, sondern, anders als das christliche Kreuz, in der islamischen, patriarchalisch strukturierten Gesellschaft dazu genutzt wird, die Rechte und Bedürfnisse der Frauen zu beschneiden.

Das Kopftuch ist vielmehr ein Symbol der Unterdrückung der Frau, wie Beispiele aus verschiedenen Ländern belegen. So werden beispielsweise Politikerinnen und Journalistinnen aus Deutschland oder anderen europäischen Ländern bei ihrer Einreise in die Islamische Republik Iran ohne Berücksichtigung ihres Glaubens aufgefordert, ein Kopftuch zu tragen. Hier stellt sich die Frage: Werden diese Frauen für die kurze Dauer ihres Aufenthalts im Iran zum Islam bekehrt? Oder müssen sie sich, weil sie Frauen sind, an die Ordnung des politischen Islam anpassen? – Wenig

ger harmlos ist das Beispiel Afghanistans. Dort hatte der Missbrauch des Islam und der Scharia durch die Taliban zur Zwangsverschleierung der Frauen und damit zur Geschlechterapartheid geführt, wie es von Frau Emma Bonino, der früheren EU-Kommissarin, genannt wurde. Auch im Iran war nach dem Sturz des Schahs der Kopftuchzwang das Mittel, um die Frauen aus dem öffentlichen Leben auszugrenzen. Frau Shirin Ebadi, Friedensnobelpreisträgerin im Jahre 2003, wird mit den Worten zitiert: »Ich fühle mich frei, wenn ich im Ausland bin«.

Selbst in Deutschland werden Mädchen und junge Frauen von ihren Vätern, Brüdern und von Geistlichen genötigt, ihr Haar zu bedecken. Setzen sie sich zur Wehr, werden sie schikaniert, eingesperrt und geschlagen. Diese Praxis verletzt ganz eindeutig die Menschenwürde der Frauen, die das Kopftuch erzwungenermaßen tragen müssen. Die männlichen Familienoberhäupter sehen die Gebote der islamischen Religion als Mittel der Unterwerfung weiblicher Familienmitglieder zum Erhalt ihrer Macht an. Es gibt dafür zahlreiche Belege. In »Die Zeit« vom 9.10.2003 ist beispielsweise ein Leserinnenbrief abgedruckt, welcher über zwei Vorfälle in Euskirchen berichtet, die dem »Verein Frauen helfen Frauen« bekannt geworden sind. Bei beiden Vorfällen waren junge Türkinnen von Türken vergewaltigt worden, weil sie kein Kopftuch trugen und eine Disko besuchten. Mit beidem hatten sie gegen das »Ehrgebot« verstoßen. Die betroffenen jungen Frauen wagten es nicht, die Polizei einzuschalten, da sie fürchteten, sonst von ihren Familien verstoßen oder sogar getötet zu werden.

Vor diesem Hintergrund lässt sich das Kopftuch nicht schönreden, indem wir es bloß als Ausdruck einer kulturellen Identität ansehen. Auch in Deutschland wird von Seiten des politischen Islams versucht, das Kopftuch als gemeinsames ethnisches oder kulturelles Zeichen für alle muslimischen Frauen, egal welcher Herkunft, einzuführen. Da hinter der Aufforderung an die Frauen, das Kopftuch oder den Schleier zu tragen, der Wunsch nach einer weitgehenden Geschlechtertrennung steckt, und die Frauen damit aus dem öffentlichen Leben ausgegrenzt werden sollen, ist das Kopftuch vielmehr ein Symbol für die Unterdrückung und Entrechtung der Frauen.

Gerade wir Frauen, die wir aus islamischen Ländern und Kulturkreisen kommen, die wir in Deutschland Zuflucht und Ruhe vor Verfolgung und Geschlechterapartheid gefunden haben und die wir lange für die Gleichberechtigung gekämpft haben, müssen nun fürchten, dass die bisher erlangte Gleichberechtigung in diesem Land wieder zurückgenommen wird – indem althergebrachten patriarchalischen Familienstrukturen das Wort geredet wird.

In unserer demokratischen deutschen Gesellschaft wird jede Kritik am politischen Islam von fundamentalistischer Seite gern als eurozentrisch und rassistisch

dargestellt. Dennoch dürfen unsere politisch Verantwortlichen nicht aus falsch verstandener Toleranz gegenüber fundamentalistischen Kräften wegschauen, wenn die Entscheidungen über Lebensentwürfe oder die Bewegungsfreiheit von Frauen eingeschränkt werden sollen. Denn hier geht es um Menschenrechte. Wir leben mit der Überzeugung, dass Frauenrechte auch Menschenrechte sind. Vielmehr erwarten wir von PolitikerInnen, die die Gleichberechtigung auf ihre Fahnen geschrieben haben, dass sie sich tatsächlich für die Chancengleichheit und Gleichberechtigung aller in Deutschland lebenden Frauen und Mädchen einsetzen.

Wie bereits dargestellt, ist das Tragen des Kopftuchs nicht bloß Ausdruck einer kulturellen Identität sondern es vermittelt eine Metabotschaft an Kinder aus islamischen Familien. Es spricht nichts dagegen, dass Frauen, die das wünschen, im privaten Leben ein Kopftuch tragen. Problematisch wird es unserer Ansicht nach jedoch, wenn eine Lehrerin im öffentlichen Schuldienst, die nicht nur den (weltanschaulich neutralen) Staat repräsentiert, sondern auch eine persönliche Vorbildfunktion hat, ein Kopftuch trägt. Wir befürchten, dass bei einer gesetzlichen Genehmigung für das Tragen des Kopftuchs im Schulunterricht neue Integrationshemmnisse entstehen. So wird darüber berichtet, dass muslimische Mädchen plötzlich ihre bisherigen nichtmuslimischen Freundinnen als unrein betrachteten und daher nicht mehr in der Klasse neben ihnen sitzen wollten. (EMMA Dezember 2003). Das zeigt, dass die Einstellung einer kopftuchtragenden Lehrerin ein negatives Vorbild sein kann und die intolerante Haltung von Eltern, Mullahs und anderen Erwachsenen bei den muslimischen Mädchen dadurch gefördert wird.

Aus meinen vorausgegangenen Ausführungen, darf nicht abgeleitet werden, dass der Zugang von muslimischen Lehrerinnen und Lehrern in den Schuldienst erschwert werden soll. Im Gegenteil, wir brauchen in der Zukunft auch muslimische Lehrerinnen und Lehrer im Schuldienst. Allerdings sollte im Schulgesetz auch der Integrationsauftrag für die Schulen verdeutlicht und von den Schulen umgesetzt werden. Mädchen und Jungen aus Familien mit Migrationshintergrund sollen gezielt an den Schulen in allen Unterrichtsfächern gefördert werden, damit sie die gleichen Chancen wie alle Kinder erhalten. Die muslimischen Kinder und Jugendlichen sollen wie ihre evangelischen, katholischen und jüdischen Mitschülerinnen und Mitschüler islamischen Religionsunterricht von ausgebildeten und staatlich anerkannten Religionspädagogen/Innen und Theologen/Innen erhalten. Und diese Unterrichtsinhalte und Formen sollen der staatlichen Aufsichtspflicht unterliegen (Artikel 7 GG). Alternativ soll es an den Schulen ein Angebot für Werte und Normen geben.

## LITERATURANGABEN

Die Zeit vom 9.10.2003

EMMA 6/2003

Stiegler, Barbara (2002): Gender Macht Politik, 10 Fragen und Antworten zum Konzept des Gender Mainstreaming; Expertisen zur Frauenforschung. Herausgegeben vom wirtschafts- und sozialpolitischen Forschungs- und Beratungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung.

## Quellen aus dem Internet

Bundesverfassungsgericht:

[www.bverfg.de/entscheidungen/rs/20030924](http://www.bverfg.de/entscheidungen/rs/20030924)

Bündnis 90/Die Grünen, Berlin: [www.gruene-berlin.de/seite/index/](http://www.gruene-berlin.de/seite/index/) > Suche > Kopftuchstreit

Frankfurter Allgemeine: [www.faz.net/](http://www.faz.net/) > Aktuell > Politik > Kirche & Bildung > Kopftuch-Verbot

## **IV.**

### **Der große**

### **Rahmen der WiWe**





# DER EINTRITT DURCH DEN SEITENEINGANG -

## FRAUEN IN DEN GEBÄUDEN UND KONZEPTEN DER ÖFFENTLICHEN ARBEITSVERMITTLUNG ZWISCHEN 1890 UND 1930

*Christiane Mattiesson*

Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts leiteten die meisten deutschen Stadtverwaltungen eine umfassende Neugestaltung ihrer innerstädtischen Arbeitsvermittlungen ein. Dabei blickten sie auf ein heterogenes Spektrum verschiedenster, fachlich und örtlich begrenzter, vor allem aber miteinander konkurrierender Vermittlungstypen. Als Träger zeigten sich nicht nur Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen verantwortlich, sondern auch Berufsverbände, konfessionelle oder gemeinnützige Vereine sowie vor allem gewerbliche Vermittler<sup>1</sup>.

Im Zuge neuer Dimensionen von Arbeitslosigkeit hatte sich auf sozialer und ökonomischer Ebene eine zunehmende Diskrepanz zwischen Leistungsfähigkeit und Anforderung der Einrichtungen entwickelt – im Zuge der Arbeiterbewegung waren sie zu einem »Kampf-mittel« geworden. Macht über Arbeitsvermittlung konnte Macht über Arbeitsbedingungen, Streik- und Lohnverhandlungen bedeuten. Auf diesem konfliktreichen Fundament basierten um 1890 die Überlegungen der Stadtverwaltungen, die die Bewegungen der Industrialisierung auf der einen und der staatlichen Sozialpolitik auf der anderen Seite nun in einer zentral gelenkten Instanz organisierten. Bei einer Benennung der Aufgabenstellung der neuen Instanz, die in der zeitgenössischen Presse als »eigenartiger Betrieb« bezeichnet wurde, galt es, auf intentioneller, konzeptioneller und architektonischer Ebene, eine »eigene Art« zu entwickeln, den »öffentlichen, kommunalen, paritätischen Arbeitsnachweis<sup>2</sup>« – Vorläufer des Arbeitsamtes – heute Agentur für Arbeit.

Am 4.2.1898 gründete sich der »Verband Deutscher Arbeitsnachweise« in Berlin. Vertreter und Vertreterinnen von 67 verschiedenen städtischen Arbeitsnach-

1 F. Freiherr von Reitzenstein: »Der Arbeitsnachweis. Seine Entwicklung und Gestaltung im In- und Auslande.« Reihe: »Schriften der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.« Band 11. Berlin: 1897. S. 50 ff.

2 »Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise.« Jahrgang 1. Berlin: 1899. S. V.

weisen sowie verschiedener sozialer Einrichtungen, preußische Regierungsbeamte, Universitätsprofessoren und Journalisten nahmen an der ersten Versammlung teil. Es formierte sich bewusst eine paritätisch zusammengesetzte Interessensverbindung, denn das wichtigste Ziel des Verbandes war »die Wahrung des unparteiischen Charakters« der Arbeitsvermittlung<sup>3</sup>.«

Schon in der Planungsphase der Arbeitsnachweise spielte auch die Frage der räumlichen Unterbringung und Organisation eine wichtige Rolle.

1901 hieß es, »die Ausstattung der zur Vermittlung dienenden Lokalitäten muss dazu beitragen, den Aufenthalt in ihnen angenehm und heimisch zu machen, dem Bedürfnis nach persönlicher Rücksprache der Parteien und nach ungestörter Aussprache über das Arbeitsverhältnis muss durch geeignete Räumlichkeiten Rechnung getragen sein<sup>4</sup>.« Die Vorstände der Arbeitsnachweise entwickelten in der Folge, basierend auf ihren täglichen Erfahrungen, einheitliche Grundsätze für die architektonische, organisatorische und ästhetische Gestaltung der Gebäude<sup>5</sup>. Ein heutiger Zugang zu den Bauprogrammen wird daher weniger durch eine – klassisch kunsthistorische – Stilanalyse gewährleistet, sondern vor allem durch einen Blick auf die Funktionalität der Gebäude und das Selbstverständnis der Einrichtung.

Hier zeigten sich zum Beispiel die Kategorien Geschlecht und Schicht als miteinander verwobene und maßstabsetzende Koeffizienten. Das Normen- und Wertesystem der Verwaltungen prägte eine Melange tradierter bürgerlicher geschlechts- und schicht-spezifischer Vorstellungen über das Individuum, verbunden mit den neuen technischen und sozialen Anforderungen der modernen Arbeitswelt an die Masse der Erwerbstätigen. Im Folgenden soll das Wahrnehmungsangebot der Arbeitsnachweisarchitektur hieraufhin betrachtet und spezifiziert werden.

Neben den rein äußeren Faktoren: Gebäude, Raumsituationen, Interieurs und Bildprogramme, ergänzen die in der zeitgenössischen Fachpresse abgedruckten Erfahrungsberichte und Diskussionen der Direktoren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der öffentlichen Arbeitsvermittlung die Analyse. Im Sinne epochentypischer Konstruktionen zeigten sich in dieser Textgattung – vergleichsweise unmittelbar –

3 Ebd. S. 3.

4 »Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise.« Jahrgang 3. Berlin: 1901. S. 17.

5 Mit der Gründung des »Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise« eröffnete sich die Diskussion um die räumlichen Anforderungen der öffentlichen Arbeitsvermittlung durch Verbandszeitschriften. Eine Auswertung und Weiterentwicklung der ersten Grundsätze, aufgrund konkreter Erfahrungen, findet sich in: »Das neuzeitliche Arbeitsnachweis-Gebäude. Vorschriften, Rechtsfragen, Bauliche Gestaltung.« Reihe: »Bücherei des Öffentlichen Arbeitsnachweises. Aus der Praxis für die Praxis.« Hrsg. v. Stadtrat Dr. Fischer. Heft 7/9. Stuttgart: 1926.

implizite Annahmen, wie eine ideale Arbeiterin, ein idealer Arbeiter sowie andere Berufsgruppen und ihre Beziehungen zur Arbeit sein sollten. Hiermit verbanden sich zusätzlich Werte und Normen zur Lebensführung.

Zunächst ist festzuhalten, dass es vorrangig die Verwaltung und – als ausführende Organe – die Beamtinnen und Beamten waren, die den formalen Akt der Arbeitsvermittlung gestalteten und den Umgang mit den Arbeitssuchenden prägten. Die Arbeitssuchenden hatten auf die von dieser Seite adaptierten Ansprüche und Vorstellungen der Wirtschaft sowie der bürgerlichen Gesellschaft keinen persönlichen Einfluss. Dies hätte allerdings ohnehin ein Bewusstsein über die vermittelten Diskurse vorausgesetzt.

Die über Raumwahrnehmungen vermittelten Informationen betrafen die Arbeitssuchenden auf einer leiblichen aber kaum zu reflektierenden Ebene. Die Architektur und Ausstattung der öffentlichen Arbeitsvermittlung zeigte sich als eine abstrakte, hermetische und von Machtdispositionen bestimmte Größe, die die Arbeitssuchenden eher zu Objekten von Informationen machte. Mögliche Wege einer Subjektäußerung schienen Belustigung über oder Sachzerstörung von Interieur gewesen zu sein<sup>6</sup>.

Die Kategorie Geschlecht war eine erste, nach der die Masse der Arbeitssuchenden schon an den Eingängen der Arbeitsnachweise differenziert wurde. Getrennte Baukörper, Eingänge und Abteilungen für Frauen und Männer waren von Beginn der Arbeitsnachweispbewegung in den 1890er Jahren bis zu konzeptionellen Veränderungen ab Mitte der 1920er Jahre selbstverständlich. Dabei spielte vor allem der sexuell gedeutete Kontakt zwischen den weiblichen und männlichen Arbeitssuchenden eine Rolle. Unter dem Begriff des sittlichen oder sittlich richtigen Handelns – vorgeblich zum Schutz der Mädchen und Frauen – wurden die Geschlechter konsequent voneinander ferngehalten, was sich auch auf die Beamtenebene bezog. Die Frauenabteilungen wurden von Beamtinnen geleitet und dominiert, Männerabteilungen wurden gänzlich von Beamten bestimmt. Hierdurch situierte die Architektur die Individuen heterosexuell und strukturierte ihre sozialen sowie psychischen Beziehungen.

Die geschlechtsspezifische Raum- und Arbeitsteilung der öffentlichen Arbeitsvermittlung entsprach aber auch dem Prozedere der zeitgenössischen Erwerbs-

6 In Bezug auf die disziplinierende Arbeitsvermittlung an Schalieranlagen hieß es: »Zu dieser Art von Schaltern brauchen nur ein ungeeigneter Vermittlungsbeamter und eine Anzahl kampflustiger Stammgäste oder arbeitsscheuer Elemente zu kommen, wie sie jeder Arbeitsnachweis zu seinen Klienten zählt, und die Schaubude für ernste und heitere Darstellungen ist fertig.« Aus: Direktor Sairing, Arbeitsnachweisvorstand in Erfurt: »Gegen und für den Schalter in der Arbeitsvermittlung.« In: »Der öffentliche Arbeitsnachweis.« Hrsg. v. Stadtrat Dr. Fischer. Jahrgang 2. Nr. 3/4. Nürnberg: 1926. S. 118.

zweige sowie dem Interesse junger erwerbstätiger Frauen und ihrer Eltern. Die Sozialökonomin Rosa Kempf stellte 1911 fest, dass insbesondere der Fabrikgroßbetrieb »mit seiner vollendeten Arbeitsteilung« in den Augen von Mädchen und ihren Eltern ein beliebter Arbeitsplatz war, da er »getrennte Arbeitsäle für männliches und weibliches Personal, die den Eltern oft wertvoll erscheinen«, bieten konnte<sup>7</sup>. Auch Untersuchungen weiterer zeitgenössischer Sozialforscherinnen, die – ebenfalls wie Kempf – ihre Ergebnisse über das weibliche Erwerbsleben unter anderem durch teilnehmende Beobachtung in Betrieben gewannen, besagten, dass sexuelle Angebote, Aufforderungen und Übergriffe seitens männlicher Kollegen und Vorgesetzter eine gewisse Normalität hatten<sup>8</sup>. Zum Beispiel schilderte Minna Wettstein-Adelt 1893 in ihrer empirischen Studie »3 1/2 Monate Fabrik-Arbeiterin«, dass sich insbesondere männliche Angestellte mit sexuellen Projektionen und Aufforderungen an junge Arbeiterinnen richteten<sup>9</sup>.

Einschränkend wiesen Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde 1992 in ihrer Studie »Arbeiter im Deutschen Kaiserreich« darauf hin, dass es dort »wo sich Männer und Frauen in der Arbeit begegneten« zwar »nicht an mehr oder weniger anzüglichen Scherzen, an zögernden oder groben Versuchen der Annäherung«, mangelte, dass es aber problematisch sei, »aus überlieferten Einzelfällen eine angenommene Wirklichkeit zu konstruieren«<sup>10</sup>.

Die rigide Geschlechtertrennung der Arbeitsnachweise besaß nicht nur den Anspruch der Vermeidung zielgerichteter persönlicher Kontakte zwischen Männern und Frauen. Sie reagierte auch auf zwei weitere epochentypische Konstruktionen: die Marginalisierung der weiblichen Erwerbstätigkeit und der Verhaltenskodex der bürgerlichen Gesellschaft, eine Frau im öffentlichen Raum vor männlichen Blicken zu schützen.

Während die Gebäudeeingänge zu den männlichen Vermittlungsabteilungen bis Mitte der 1920er Jahre immer die repräsentativ hervorgehobenen Haupteingänge der Arbeitsnachweise waren, im Sinne einer Identifikation des Arbeitsmarktes mit vornehmlich männlicher Erwerbstätigkeit, waren die Eingänge zu den

7 Rosa Kempf: »Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München. Die soziale und wirtschaftliche Lage ihrer Familie, ihr Berufsleben und ihre persönlichen Verhältnisse«. Reihe: »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«. Bd. 135. Leipzig: 1911. S. 62. Auch das Gewerbe Wäscherei erfreute sich aufgrund »der Weiblichkeit der Beschäftigung, des fast ausschließlich weiblichen Personals und der weiblichen Aufsicht« großer Beliebtheit. Ebd. S. 19.

8 Irmgard Weyrather: »Die Frau am Fließband. Das Bild der Fabrikarbeiterin in der Sozialforschung 1870-1985«. Frankfurt a.M.: 2003. S. 85.

9 Minna Wettstein-Adelt: »3 1/2 Monate Fabrik-Arbeiterin«. Berlin: 1893. S. 26 ff.

10 Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde: »Arbeiter im Deutschen Kaiserreich. 1871 bis 1914«. Bonn: 1992. S. 632 f.

weiblichen Vermittlungsabteilungen die wesentlich schlichter gestalteten Neben- und Seiteneingänge der Gebäude. Die Anordnung herrschte vor, obwohl die Statistiken der öffentlichen Arbeitsvermittlung schon vor der Jahrhundertwende für ein hohes, zuweilen den Zahlen der Männer mindestens adäquates Besucheraufkommen in den weiblichen Abteilungen sprachen<sup>11</sup>.

Zwar spielte bei dieser Charakteristik die politische und gesellschaftliche Niedrigwertung der weiblichen Erwerbstätigkeit eine Rolle, anzufügen ist aber, dass sich die Gründung und Aufmerksamkeit der frühen Arbeitsnachweisbewegung im Kontext von Sozialreformen explizit an Frauen wendete. Das heißt, weder der Staat noch die Stadtverwaltung identifizierte sich in der Kaiserzeit mit Frauenarbeit, deswegen widmete der Arbeitsnachweis den Frauen jedoch nicht weniger Aufmerksamkeit. Im Gegenteil, die öffentlichen Arbeitsnachweise richteten sich an Frauen, mit dem Fürsorgeanspruch, den vielseitigen Gefahren der gewerblichen Stellenvermittlungen im ungeschützten öffentlichen Raum der Straße, des Bahnhofes oder der Gaststätte entgegenzuwirken.

Parallel war auf ideeller Ebene eine Identifikation der zeitgenössischen Sozialreform und Sozialarbeit mit »mütterlichen« Tugenden festzustellen<sup>12</sup>. »Gegen die auflösenden Folgen der Industrialisierung immer weiterer Lebensbereiche, gegen die Ausbreitung sachlicher und technischer Rationalität sollte die Mütterlichkeit einen Schutzwall von Wärme, Emotionalität und sozialer Ganzheit errichten«<sup>13</sup>.

Exemplarisch war mit der Präsentation der deutschen Arbeitsnachweisbewegung, der Gründung des Berliner »Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise« 1898, der Name zweier Frauen verbunden. Kaiserin und Königin Auguste Viktoria sowie Kaiserin und Königin Friedrich stellten als die Mutter und die Ehefrau des regie-

11 Eine Auflistung der Vermittlungszahlen von 22 Arbeitsnachweisen großer deutscher Städte dokumentierte im Geschäftsjahr 1896/97 Folgendes: bis auf eine Stadt führten alle Arbeitsnachweise männliche und weibliche Arbeitssuchende getrennt auf; bei den vermittelten Stellen lagen in 7 Städten die Zahlen der Frauen höher als die der Männer. In: »Soziale Praxis. Centralblatt für Sozialpolitik«. Nr. 19, 1897. S. 455.

12 »In der Sicht (Alice) Salomons war die bürgerliche Frau besonders verpflichtet, den sozialen Frieden durch persönliches soziales Engagement zu sichern. Durch ihr »mütterliches Wesen«, ihren bewahrenden und pflegenden Geschlechtscharakter war gerade die bürgerliche Frau aufgerufen, die Gegensätze zwischen den sozialen Klassen im direkten persönlichen Kontakt mit den Frauen der unteren Volksklassen zu überbrücken und so an der Herstellung des »Volksganzen« zu arbeiten«. In: Irmgard Weyrather: »Die Frau am Fließband. (...)«. S. 44. Silke Wenk wies 1987 in ihrem Text »Der öffentliche weibliche Akt: eine Allegorie des Sozialstaates« darauf hin, dass im 19. Jahrhundert neben Regierungsgebäuden und Parkanlagen, auch das Arbeitsamt ein Ort war, vor dem weibliche Aktfiguren platziert wurden. Wenk konstatiert eine Verbindung zwischen der Durchsetzung sozialer Einrichtungen und der weiblichen Aktskulptur. In: »Frauen, Bilder, Männer, Mythen. Kunsthistorische Beiträge«. Hrsg. v. Ilsebill Barta u.a.. Berlin: 1987. S. 217 ff.

13 Irmgard Weyrather: »Die Frau am Fließband. (...)«. S. 36.

renden Kaisers Wilhelm II. die hochrangige Schirmherrschaft der Bewegung dar<sup>14</sup>. Dies bedeutete jedoch keineswegs eine Einflussnahme auf den Verband, beziehungsweise eine Förderung oder Akzeptanz der weiblichen Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit.

Irene Nierhaus stellte 1999 in ihrer Untersuchung »Raum, Geschlecht, Architektur« fest, dass »das Einschreiben des Öffentlichen, Frauen als historische Subjekte und kulturelle Weiblichkeit nicht schlicht ausgrenzt und unsichtbar macht, sondern in defizitärer Sichtbarkeit inkludiert, denn wie ließe sich sonst ein geschlechtliches Differenzsystem errichten?«<sup>15</sup>.

Ähnlich der Geschlechtertopographie innerhalb der Arbeitsnachweise – der architektonischen Unterordnung der Frauenabteilungen – erging es dem neuen Typus der Kommunalbeamtin, speziell der Arbeitsnachweisbeamtin. In Bezug auf Herkunft und Ausbildung sahen diese sich den »männlichen mittleren Kommunalbeamten«, denen sie in der Regel untergeordnet waren, überlegen.

In Bezug auf Vertrags- und Lohnbedingungen sahen sie sich deutlich unter ihnen stehend<sup>16</sup>. In der Praxis schloss dies nicht nur geschlechtsbezogene sondern auch schichtbezogene Reibungspunkte ein, denn als »weibliche Vermittler melden sich hauptsächlich junge Mädchen mit besserer Schulbildung, mitunter sogar akademisch gebildete weibliche Personen«, was bei den männlichen Vermittlern nicht der Fall war<sup>17</sup>.

Eine deutliche Ausweitung der weiblichen Erwerbstätigkeit, sei es in der Industrie oder der Verwaltung, brachte der 1. Weltkrieg. Im Zuge des Kriegseinsatzes der Männer erhielten Frauen zwangsläufig neue Möglichkeiten der Ausbildung und Einstellung neben der zunehmenden Notwendigkeit, alleine die Existenz ihrer Familien zu sichern. Die Arbeitsnachweise bauten, in ihrer neuen Funktion als staatliches Lenkungsorgan von Kriegswirtschaft und Kriegseinsatz, ihren Verwaltungsapparat weiter aus. Um gleichzeitig eine Qualifizierung der weiblichen Arbeitsvermittlung zu fordern, richtete am 18. März 1916 der Bund Deutscher Frauenvereine an das Reichsamt des Inneren einen Brief mit der Bitte um eine fachliche Gliederung der Arbeitsnachweise für Frauen. Dies erschien den Unterzeichnerinnen, Ger-

14 Richard Freund: »Der allgemeine Arbeitsnachweis in Deutschland im Jahre 1896«. Berlin: 1897. Mitgliederverzeichnis.

15 Irene Nierhaus: »Arch 6. Raum, Geschlecht, Architektur«. Wien: 1999. S. 187.

16 Elisabeth Altmann-Gottheiner: »Ausbildung und Angestelltenverhältnisse der Kommunalbeamtinnen«. In: »Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Erwerbsleben unserer Zeit«. Hrsg. v. Helene Lange. 25. Jg. Heft 7. Berlin: April 1918. S. 226 ff.

17 Paul Wölbling: »Der Arbeitsnachweis. Handbuch für den Gebrauch bei der Stellenvermittlung im Deutschen Reiche«. Berlin: 1918. S. 137.

trud Bäumer und Josephine Levy Rathenau, vor allem für die Zeit nach dem Krieg bedeutsam<sup>18</sup>. Tatsächlich erwirkte die Demobilisierung eine Rückführung der Verhältnisse vor dem Krieg, das heißt eine Bevorzugung von Männern bei Stellenbesetzungen in Industrie und Verwaltung.

In Bezug auf die sich in den 1920er Jahren entwickelnde Aufgabe der Berufsberatung in den Arbeitsnachweisen findet sich in der Fachpresse 1928 der folgende Hinweis eines Berufsberaters: »Die ersten Gedanken zu einer Berufsberatung überhaupt sind in den Köpfen von Frauen entstanden, und die meisten praktischen Einrichtungen verdanken wir der Frauenbewegung, insbesondere ihrer tatkräftigen Vertreterin Josephine Levy-Rathenau. Aus kleinen Anfängen und Versuchen ist von hier aus dem Problem der Berufsberatung nachgegangen, und es sind Grundlagen für dieses Gebiet geschaffen worden, auf denen heute noch – nach 25 Jahren – weiter gebaut wird. Die ersten Auskunftsstellen für Frauenberufe entstanden im Jahre 1907/08«<sup>19</sup>. Der Autor verweist auf die Wichtigkeit einer weiblichen Beteiligung in den Arbeitsnachweisen, »entgegen vielen Wünschen männlicherseits«, denn es »scheinen sich immer wieder Strömungen bemerkbar zu machen, die die Frau an gehobenen und damit einflussreichen Posten ausschalten (...) wollen«<sup>20</sup>.

Eine Umfrage bei rund 900 deutschen Arbeitsnachweisen ergab noch 1926, »dass mehr als ein Drittel weibliche Abteilungen hatten, davon waren aber nur 57 % (...) satzungsmäßig verankert«<sup>21</sup>. Trotz der Kritik der Arbeitsnachweisbeamtinnen unterstanden die weiblichen Abteilungen zwar nicht in allen aber in den meisten Fällen den männlichen Abteilungen. Zudem bemängelten Vertreterinnen der Frauenbewegung, dass unter den Bewerberinnen für Posten in Arbeitsnachweisen »nicht selten die ungeschulte der geschulten Kraft vorgezogen (wurde), deren Selbständigkeit und mangelnden Willen zur Unterordnung man fürchtet und die man daher von vornherein auszuschalten sucht«<sup>22</sup>.

Neben der Marginalisierung weiblicher und Hervorhebung männlicher Erwerbstätigkeit im Personal- und Raumgefüge der Arbeitsnachweise standen die von der bürgerlichen Gesellschaft adaptierten Verhaltenskodices in Bezug auf Geschlechterbeziehungen: der zeitgenössische Sittlichkeitsdiskurs. Die analysierten Grundrisse der Arbeitsnachweise zeigen, dass die weiblichen Zonen der Arbeitsvermittlung im Sinne eines Schutzes vor Einwirkungen von Außen – dem öffentli-

18 Thüringisches Staatsarchiv Gotha. Loc. 173, No. 4, 1915-1919.

19 Dr. K. Kutzner, Berufsberater, Wiesbaden: »Personal- und Organisationsfragen. (...)«. S. 233.

20 Ebd. S. 233.

21 Ebd. S. 234.

22 Elisabeth Altmann-Gottheiner: »Ausbildung und Angestelltenverhältnisse der Kommunalbeamtinnen«. In: »Die Frau. (...)«. S. 227.

chen Raum der Straße – behütet im Inneren und Kern des Gebäudes oder einem Hintertrakt lagen. Bis Mitte der 1920er Jahre, unabhängig von berufsspezifischen Ausrichtungen und ohne dass dies als offizielle Vorgabe benannt worden wäre, finden sich diese Anordnungen<sup>23</sup>.

Indem die Ämterbildung Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend mit einer Übertragung von Verantwortung aus privaten Bereichen in öffentliche Institutionen und Gesetzgebungen einherging, übernahm auch die Arbeitsnachweisbewegung unter anderem den Schutz von Frauen und Mädchen, der durch die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung notwendig geworden zu sein schien.

Ein konkretes Beispiel stellt hier das Angebot von Schlafstellen dar: in den ersten Arbeitsnachweisen konnten zugereiste Frauen und Mädchen in die Obhut des Arbeitsnachweisverwalters und seiner Frau genommen werden. 1901 hieß es: »Gewiss wäre es von großem wirtschaftlichen und moralischen Nutzen, wenn der öffentliche Arbeitsnachweis seinen Frequentanten aus den Arbeiterinnen während der Stellenlosigkeit Herberge und Kost bieten könnte. (...) den Mädchen selbst könnten große Vorteile geboten werden, man denke an die Herstellung der Garderobe während der Zeit der Arbeitslosigkeit, an die Möglichkeit der Verbindung mit einer Haushaltungsschule und mit zweckdienlichem sonstigen Unterricht zur Fortbildung in Berufe; durch Meidung öffentlicher Lokale und zweifelhafter Gesellschaft würde sicherlich auch manch sittlicher Nutzen sich erreichen lassen«<sup>24</sup>.

23 Bis Mitte der 1920er Jahre lag in sämtlichen Arbeitsnachweiseinrichtungen, die in Provisorien untergebracht waren und im Folgenden nicht genannt werden, sowie in allen Neubauten des Zeitraumes eine vollständige Geschlechtertrennung vor. In Berlin (1903) befand sich die Frauenabteilung in einem eigenen Baukörper hinter Haupt- und Mittelgebäude des Arbeitsnachweises, in Köln (1910) im Erd- und ersten Obergeschoss eines Seitenflügels. In München (1914) gelangten die Frauen durch einen Seiteneingang in ihre Abteilung im ersten Obergeschoss eines Hintergebäudes. In Hamburg-Harburg (1921) gelangten die Frauen durch einen Seiteneingang in ihre Abteilung. In Dresden (1926) teilten sich Männer- und Frauenanmeldung je zur Hälfte das Erdgeschoss des Hauptgebäudes, die Vermittlung war nicht mehr rigide getrennt, Frauen und Männer wurden in nebeneinanderliegenden Räumen bedient. In Altona (1927) gab es ebenfalls keine getrennten Abteilungen mehr, Frauen- und Männervermittlungen lagen nebeneinander. Nürnberg (1927) wartete in seinen Vermittlungsabteilungen mit einem »Kojensystem« auf. Nacheinander und getrennt voneinander wurden je eine Frau und ein Mann bedient. Eine rein weibliche Dienstmädchenabteilung befand sich im zweiten Obergeschoss. In Dessau (1929) existierte in dem eingeschossigen Bau ein Nebeneinander von Büros, in denen jeweils nur Frauen oder nur Männer vermittelt wurden. Oberhausens (1931) Frauenabteilung im ersten Obergeschoss war durch ein eigenes Treppenhaus erreichbar. Ein gleichförmiges Kojensystem bestimmte in Kiel (1930) die gesamte, im Erdgeschoss liegende Arbeitsvermittlung. Durch ein eigenes Treppenhaus erreichbar, nutzen die Frauen die Kojen im Norden und die Männer die Kojen im Süden. In Bamberg (1931) und Gotha (1936) führten getrennte Eingänge zu getrennten Abteilungen.

24 »Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise.« Nr. 3. Berlin: 1901. S. 20.



Normativ wurde das Arbeiterinnenideal demnach über die Sekundärtugenden Sauberkeit, Fleiß, Disziplin, Sittlichkeit und Bescheidenheit definiert. Das heißt, hinter der Schutzbedürftigkeit, einem dem weiblichen Geschlecht per se zugeschriebenem Merkmal, verbargen sich auch gesellschaftliche Interessen.

Hannelore Bublitz wies darauf hin, dass insbesondere Frauen zu einem sittlich-ethischen Ideal stilisiert wurden. »Die Fragmentierung der Bevölkerung geschieht hier entlang der Polarisierung ›moralisch gefährdete‹, ›moralisch schädliche‹ einerseits und ›moralisch höher stehende‹ andererseits. Mit Hilfe der Pole ›moralisch – ›unmoralisch‹ werden Zäsuren im Kontinuum der Bevölkerung gesetzt, und damit zugleich Vergleichs- und Differenzierungsräume, Felder der Abweichung und der Konformität konstituiert.«<sup>25</sup>.

Sexualität wurde in bürgerlichen Kreisen problematisiert bzw. tabuisiert. Hier währte man das Sexualleben insbesondere unverheirateter Arbeiterinnen als in einer neueren Entwicklung schnell zur Prostitution führendes. Sich auf Cornelia Ursbornes Untersuchung zur öffentlichen Wahrnehmung der Sexualität junger Frauen der Weimarer Republik stützend, konstatiert Irmgard Weyrather demgegenüber, dass »voreheliche sexuelle Beziehungen in proletarischen Kreisen schon immer üblich waren. Diese gingen auf ländliche Sitten zurück, die galten, wenn durch ökonomische Umstände die Heirat verzögert wurde (...).«<sup>26</sup>.

Das Argument der Prostituierung durch vor- und außereheliche Sexualität muss vor allem den Projektionen und der eigenen Erziehung bürgerlicher Sozialforscherinnen zugeschrieben werden. Denn der Verzicht auf eine Ehe konnte in vielen Fällen aus der eigenen Entscheidung junger Arbeiterinnen resultieren, die unter anderem aufgrund negativer Erfahrungen mit der Ehe der eigenen Eltern in einer Heirat noch nicht einmal eine soziale Absicherung sahen.

»Der Sittlichkeitsdiskurs begegnet der ›Unsittlichkeit‹ und dem fehlenden gesellschaftlichen Bewusstsein davon also mit Aufklärung und institutionellen, missionarischen Wohlfahrts-Praktiken. Aus der Sorge um die Bevölkerung entwickelt sich ein ganzes Netz von ›Wohlfahrtsverbänden, Vereinen für soziale und moralische Erneuerung, Beratungsstellen für Hygiene, Gesundheit, Geburtenkontrolle und richtiges Stillen, Antialkoholvereinigungen, von Vereinen gegen (und für) die Frauenemanzipation, (...) gegen Unzucht, (...) die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten u.v.a.m.«<sup>27</sup>.

25 Hannelore Bublitz u.a.: »Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900«. Frankfurt a.M.: 2000. S. 238.

26 Irmgard Weyrather: »Die Frau am Fließband. (...)«. S. 165.

27 Hannelore Bublitz u.a.: »Der Gesellschaftskörper. (...)«. S. 295.

Der immer wieder deutliche Wunsch – auch der Arbeitsnachweisorganisation – auf die Frauen moralisch-erzieherisch einzuwirken, offenbart ein Bild der Arbeiterin als »femme de nature«, einer Frau, die sich leicht sinnlichen Trieben hingeebe und eher von Zügellosigkeit als von Selbstverantwortung geprägt sei, wenn man sie sich selbst überließe.

Auf wissenschaftlicher Ebene entstanden die ersten empirischen Untersuchungen über Arbeiterinnen in Deutschland im Zuge der Frauenbewegung ab den 1890er Jahren, es handelte sich vor allem um die Studien von Minna Wettstein-Adelt (1893), Elisabeth Gnauck-Kühne (1896) und Rosa Kempf (1911)<sup>28</sup>. In einer Analyse dieser Studien stellte Irmgard Weyrather fest: »Sie konstruieren ein Bild einer realen Arbeiterin, die in vieler Hinsicht erst Disziplin und Rationalität lernen muss, um an dieses Idealbild heranreichen zu können.

Arbeitsamt, Unternehmern, Gewerkschaften und Berufsschule schreiben sie die Aufgabe zu, die Arbeiterinnen in dieser Hinsicht zu fördern«<sup>29</sup>.

Weyrather konstatiert weiter, zwischen den Studien und der zeitgenössischen ethnologischen Forschung zeigten sich Parallelen. Ähnlich der fremden Welt Afrikas begaben sich die neuen Sozialreformerinnen und Sozialreformer in die Arbeiterviertel der deutschen Industriestädte und trugen ihre von Fremdheitserfahrung geprägten Wahrnehmungen in wissenschaftliche oder literarische Schriften. »Die Arbeiterinnen waren von dieser Projektion der Vorstellungen von kulturlosen »Wilden« auf eine neue soziale Schicht doppelt betroffen: als Angehörige der Arbeiterschaft und als Frauen«<sup>30</sup>.

Wie begründet oder unbegründet solche Vermutungen in der Praxis waren, lässt sich nicht beantworten, interessant für die vorliegende Untersuchung ist die Behauptung und versuchte Eingrenzung eines sexuell ausschweifenden Lebensstils von berufstätigen Frauen durch öffentliche Institutionen.

In zahlreichen Zeitungsannoncen aus der Zeit finden sich z.B. unter den Stellenangeboten Formulierungen, die auf derartige Vorstellungen schließen lassen. Neben einer allgemeinen Bevorzugung junger und unverheirateter weiblicher Arbeitskräfte – Fräulein – finden sich folgende Beschreibungen unter den Stellenangeboten einer Münchner Tageszeitung von 1914: »Buchhalterin aus guter Familie«, »Fräulein« für eine Büroabteilung und »solides fleißiges Mädchen ohne Anhang« für eine Dauerstellung im Haushalt. Das »solide Fräulein«, die »ehrliche junge Per-

28 Irmgard Weyrather: »Die Frau am Fließband. (...)«, S. 31.

29 Ebd. S. 177.

30 Ebd. S. 72 f.

son« – »reinlich, flink und durchaus anständig« – wurde favorisiert, während von den Männern vor allem Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verlangt wurden<sup>31</sup>.

Ein Vortrag der »Dienstboten-Kommission« des Bundes deutscher Frauenvereine im Münchner Institut für Soziale Arbeit, im März 1914, dokumentiert die Ansprüche der Arbeitgeberinnenseite in Bezug auf weibliches Dienstpersonal. »(...) bei dem Drang der jungen Mädchen nach Angebundenheit und persönlicher Freiheit und dem Streben selbst unbemittelter Eltern, auch ihre Töchter einem sogenannten besseren Beruf zuzuführen, wird es immer schwerer, wirklich tüchtige Dienstboten heranzuziehen. (...) so muss doch vor allem durch Staat, Kreise und Gemeinden darauf hingewiesen werden, dass der hauswirtschaftlichen Erziehung der jungen Mädchen mehr Beachtung geschenkt wird, damit diese nicht das Heer der angelernten Arbeiterinnen in der Stadt vermehren«<sup>32</sup>.

Die Stellenvermittlungen der öffentlichen Arbeitsnachweise wurden von der Dienstboten-Kommission eher negativ beurteilt, da sie »der persönlichen Fühlungnahme mit den Hausfrauen und Dienstmädchen entgegenstehen«. Die Anspruchshaltung der Dienstboten-Kommission beweist den rückblickend eher positiv zu bewertenden Kontroll-Aspekt der öffentlichen Arbeitsvermittlung. Denn anzufügen ist an dieser Stelle, dass es innerhalb der Dienstmädchentätigkeit wie auch in anderen weiblich dominierten Erwerbszweigen gänzlich an gewerkschaftsähnlichen Interessenvertretungen fehlte.

Ebenso wie die Frauenvereine Ausbildungen für Mädchen und soziale Absicherungen für Frauen während und nach der Erwerbstätigkeit forderten, erschien in München auch die Einrichtung eines Frauen-Heims für Berufstätige notwendig, nach dem Vorbild der bereits etablierten Ledigenheime für Männer.

Schutz »gegen alle die greifbaren und ungreifbaren Gefahren, welche mit der Zimmervermietung in der Großstadt vielfach zusammenhängen«, lautete die Forderung<sup>33</sup>. Der sich 1914 zur Förderung des Heims gegründete Verein mit einer vor allem großbürgerlichen Mitgliederschaft sah vor allem die Unterbringung der weiblichen Büroangestellten und Frauen mit leitenden Stellungen aus den großen Verkaufsgeschäften vor. Als »Gegenort« zur Gesellschaft »draußen«, zur großstädtischen Öffentlichkeit<sup>34</sup> erhielt der Privatraum mit seiner Intimität eine klare soziale Funktion.

31 »General Anzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten«. Nr. 114. München: 03.03.1914. S. 11.

32 »General Anzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten«. Nr. 116. München: 04.03.1914. S. 3.

33 »General Anzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten«. Nr. 114. München: 03.03.1914. S. 11.

34 Irene Nierhaus: »Arch 6. Raum, Geschlecht, Architektur«. Wien: 1999. S. 94.

In ähnlichem Sinne gestaltete sich die Architektur der Arbeitsnachweise, zum Beispiel die charakteristische Lage der Frauenvermittlungen in den Binnenstrukturen der Gebäude. Die den »weiblichen« Zonen angrenzenden Raumbereiche enthielten – wenn überhaupt und dann räumlich abgeteilt – in der Regel die Berufsberatungen für Jugendliche, Fachabteilungen für Angestellte oder Büros der Verwaltung.

Während die Beamten des Arbeitsnachweises als eine im Sinne sexueller Deutungen qua Amt kontrollierte Gruppe galten, wurden die Jugendlichen in diesem Zusammenhang anscheinend als eine noch nicht entwickelte Gruppe angesehen. Für die Gruppen der arbeitsuchenden männlichen Angestellten waren wohl zwei andere Faktoren bestimmend: Einerseits kann ihnen, wenn sie höhergestellt waren, statusbezogen ein sexuell kontrollierteres Verhalten gegenüber Frauen zuerkannt worden sein. Andererseits schien, ebenso statusbezogen, das Nebeneinander von männlichen Angestellten und weiblichen Dienstboten grundsätzlich als nicht so problematisch gesehen worden zu sein.

Anders das Nebeneinander von gelernten und ungelernten Arbeitern bzw. Arbeitern und Angestellten: dieses wurde in den Männerabteilungen bewusst vermieden. »Denn es ist Tatsache, dass gelernte Arbeiter nur mit innerem Widerstreben gemeinsam mit den ungelernten Arbeitern den gleichen Warteraum benutzen, weil sie eben die Empfindung haben, dass sie dadurch mit den ihrer Ansicht nach beruflich und vielfach auch in Gesittung unter ihnen stehenden ungelernten Arbeitern eine gleichwertige Beurteilung erfahren, das dürfte doch manchen von der Benutzung der Anstalt abhalten«<sup>35</sup>.

In Bezug auf die männlichen Angestelltenabteilungen hieß es: »den besonderen Bedürfnissen der geistigen Berufe soll durch eine Heraushebung ihrer Vermittlung aus dem allgemeinen AN [Arbeitsnachweis-] Betrieb Rechnung getragen werden. (...) und durch Bereitstellung abgesonderter, geeigneter Warte- und Abfertigungsräume«<sup>36</sup>.

Ähnliche statusbezogene Äußerungen finden sich niemals bezüglich des Kontaktes der verschiedenen Berufsgruppen innerhalb der Frauenabteilungen und niemals bezüglich des räumlichen Nebeneinanders von männlichen Angestellten und Arbeiterinnen oder Dienstmädchen. Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass in-

35 Fritz Lauer, Vorsitzender des Arbeitsnachweises Freiburg i.B.: »Neuerungen in der inneren Einrichtung der öffentlichen Arbeitsnachweise«. In: »Der Arbeitsmarkt. Monatsschrift des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise«. Hrsg. v. Dr. Freund, Nr. 8. Berlin: 1910. S. 519.

36 »Arbeitsvermittlung für die geistigen Berufe. Ein Erlass der Reichsarbeitsverwaltung.« In: »Der öffentliche Arbeitsnachweis. Zeitschrift für Arbeitsfürsorge, Berufspflege und Erwerbslosenhilfe.« Jg. 2, Nr. 2. Nürnberg: 1926. S. 67.

nerhalb des Erwerbslebens der Frauen andere, vor allem aber keine den Männern vergleichbaren Statusfaktoren existierten und innerhalb des männlich dominierten Arbeitsnachweissystems Frauen statusbezogen außerhalb standen. Somit formten die Räume geschlechts- und schichtspezifische Identitäten sowie soziale Ein- und Ausgrenzungen mit.

Trotz der weitgehenden Geschlechtertrennung in den Arbeitsnachweisen blieben dennoch Probleme bei etwaigen Kontakten nicht aus. So ist die Rede von »Klagen der weiblichen Personen«<sup>37</sup> über ein mögliches Angesprochenwerden seitens Männern. Die Arbeitsnachweisverwaltung erklärte dies jedoch – im Rahmen der benannten Vergleichs- und Differenzierungsmomente – folgendermaßen: die Klagen »sind weniger auf die Arbeitssuchenden männlichen Personen zurückzuführen, als auf arbeitsscheues Gesindel, welches sich unter dem Vorgeben, Arbeit zu suchen, in der Nähe des Arbeitsnachweises aufhält«<sup>38</sup>.

Die Verantwortung für etwaige Belästigungen von Frauen wurde demnach auf doppelte Weise nach Außen verlagert. Einmal außerhalb des Gebäudes – das »Gesindel« hielt sich nur in der Nähe des Arbeitsnachweises auf – und einmal außerhalb des gängigen Arbeitsethos – die betreffenden Männer seien »arbeitsscheu«.

Im Hinblick auf die Verfügung über Raum, verbunden mit den Gegebenheiten von Schwellen oder einer Tür, formuliert Irene Nierhaus: »Gerade weil sie auch geöffnet werden kann, gibt ihre Geschlossenheit das Gefühl eines stärkeren Abgeschlossenenseins gegen alles Jenseits dieses Raumes. Eine ungegliederte Wand ist stumm, die Tür spricht«<sup>39</sup>.

Gegenüber der eher von Schutz und Umfassung bestimmten Raumanordnung der Frauenabteilungen stand die eher von Kontrolle bestimmte Raumanordnung der in der Regel großen Männerabteilungen. Auf die Sorge vor verbaler und körperlicher Gewalt unter den Arbeitern selbst sowie ihrerseits gegen die Beamten ließ nicht nur die Anwesenheit von uniformierten Kontrollposten schließen, sondern auch die Bevorzugung des Schaltersystems und die strenge räumliche Trennung von Arbeitssuchenden und bereits Abgefertigten. Auf der Basis eines körperlichen und sozialen Ordners, aber auch einer greifbaren »Gegengewalt«, regelten und ritualisierten zahlreiche Abtrennungen und Barrieren den Weg der Arbeiter. Somit wurde ihre Identität als tendenziell unkontrolliert, widerspruchs- und gewaltbereit konstruiert, das heißt auch mit einer gewissen Kriminalisierung belegt.

37 Paul Wölbling: »Der Arbeitsnachweis. Handbuch für den Gebrauch bei der Stellenvermittlung im Deutschen Reiche«. Berlin: 1918. S. 141.

38 Ebd. S. 143.

39 Irene Nierhaus: »Arch 6. Raum, Geschlecht, Architektur«. Wien: 1999. S. 38.

Das hohe Maß an Kontrolle und Misstrauen äußerte sich auch darin, jegliches »Herumstehen« der Männer vor und in dem Gebäude zu verbieten. Hier scheint unter anderem die hohe politische und gewerkschaftliche Organisationsbereitschaft der Arbeiter eine Erklärung gewesen zu sein. Es galt, das Zusammentreffen der Arbeitslosen oder von Arbeitslosigkeit bedrohten Männer als eine mögliche Interessensgemeinschaft in geregelten Bahnen zu wissen.

Im Sinne eines idealisierten Gegenbildes zur Masse und Realität der Industriearbeiter erscheinen die von der Fachpresse bis Ende der 1910er Jahre vorgeschlagenen und in einigen Arbeitsnachweisen ausgeführten Bildprogramme für Arbeiterabteilungen. Unter anderem im Kölner (1910) und im Münchner (1914) Arbeitsnachweis fanden sich Reliefs, Glasmalereien und Tafelbilder, die Handwerker in Arbeitssituationen zeigten. Die historisierenden Darstellungen beinhalteten künstlerische Umsetzungen idealer Arbeitertugenden, rekurrierend auf das Motiv des vorindustriellen Handwerkers. Normativ sollte den arbeitssuchenden Männern im Kontext der Arbeitsnachweise Identifikation geboten werden.

Eine deutlich andere kulturelle Geschlechtskonstruktion wies – bei näherer Betrachtung – die Ausstattung der weiblichen Abteilungen auf. Hier wurde weniger mit abstrahierten Symbolen von Arbeitstugenden gearbeitet als mit konkreten, die Intimität eines Privatraumes andeutenden Ausstattungselementen. Die Charakteristik der weiblichen Abteilungen: Gardinen, Deckchen, Blumen- und Bilderschmuck, eventuell Teppiche sowie immer mit Stoffvorhängen abgeteilte Sprechkabinen für Arbeitgeberinnen und –nehmerinnen in der Dienstmädchenvermittlung, zeigte nicht nur Ansätze eines bürgerlichen und privaten Ambientes sondern integrierte – als Darstellung sekundärer Hausarbeit – das Bild der Frau als »schöne Seele«, die über Handarbeits- und Dekorationsarbeiten Innerlichkeit veräußert<sup>40</sup>.

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts generierten die bürgerlichen Wohnideale das Bild der Hausfrau als Gestalterin eines »stimmungshaften« Heims. Im Gegensatz dazu standen die nicht private Außenwelt und die »Phantasmen der bedrohlichen Stadt«<sup>41</sup>.

Neben dem Referenzbezug zwischen den Ausstattungen der weiblichen Arbeitsvermittlungsabteilungen und der bürgerlichen Konstruktion der Frau als Gestalterin einer privaten Welt stand der weitere Referenzbezug der hauptsächlichen Ausrichtung der Frauenabteilungen auf die Haus- und Dienstmädchenvermittlung.

40 Ebd. S. 118.

41 Ebd. S. 97 ff..

In von örtlichen Wohlfahrtsverbänden<sup>42</sup> organisierten »Beschäftigungsstellen« konnten Mädchen und Frauen, die diesem Ideal weniger entsprachen und von den Arbeitsnachweisen nicht vermittelt werden konnten, diesbezüglich angelernt werden. »Sie durften auch ihre eigene Wäsche in sauberem Zustand zur (angegliederten) Nähsschule mitbringen und sie unter Anleitung instand setzen. Manche mussten erst lernen, was unter sauberer Wäsche zu verstehen ist<sup>43</sup>.« Als sicheres Zeichen der moralischen Anschauung eines Mädchens wurde ihr Äußeres gewertet. Je weniger der psychischen Konstitution der Mädchen vertraut wurde, je wichtiger schien jedes Detail ihres Körpers und ihrer Kleidung.

Wenn es auf bildlicher Ebene in den Frauenabteilungen der Arbeitsnachweise auch keine Beispiele identifikatorischen Gehaltes für Erwerbstätige gab, so lassen sich zumindest auf literarischer Ebene Ansätze einer Herausarbeitung von »Dienstmädchentugenden« finden. Texte mit dem Titel: »Die Magd« von Jeremias Gotthelf, »Die Haushälterin« von Honoré de Balzac oder »Das Kindermädchen« von Helene Voigt-Diederichs gehörten zu den offiziell propagierten Beispielen einer arbeitsethischen Aufklärung im Arbeitsnachweis<sup>44</sup>. Im Bereich der Dienstmädchenvermittlung hieß es: »Die Mädchen wissen es auch sehr zu schätzen, wenn man ihnen etwas Lektüre hinlegt, die kundig und sorgfältig ausgewählt sein muss, wenn man ihnen ein bisschen mit Rat zur Hand geht, was sie lesen sollen<sup>45</sup>.

In schematisierten Charakterdarstellungen zeigte sich in den Texten das Bild der jungen Arbeitnehmerin, die aus ärmlichen Verhältnissen stammend, schon früh Verantwortung tragend, ihr individuelles Glück bei der Arbeit in einer Fabrik oder in einem fremden Haushalt fand. Ihre »Karriere« bestand darin, nach fleißiger langjähriger Arbeit das persönliche Vertrauen eines Vorgesetzten oder der »Dame des Hauses« zu gewinnen. Ende der 20er Jahre wurden in dieser Textgattung differenziertere Darstellungen von erweiterten Berufsbildern für Frauen entwickelt.

Im Sinne der beschriebenen Anordnungen und Ausstattungen der weiblichen und männlichen Abteilungen der Arbeitsnachweise sind die photographischen Dokumente der Arbeitsvermittlung der Kaiserzeit in ihrer Charakteristik prägnant. In den häufig erstellten und aufwendig gestalteten Festschriften von Arbeits-

42 Wolfgang Zorn: »Einrichtungen und Weichenstellungen staatlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik.« In: »Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte.« Band 2. Stuttgart: 1976. S. 613.

43 Irene Nierhaus: »Arch 6. Raum, Geschlecht, Architektur.« Wien: 1999. S. 125.

44 Der Münchner Arbeitsamtsmitarbeiter Otto Neuburger gab Ende der 20er Jahre eine Zusammenstellung von empfohlenen »Berufsromanen« heraus: »Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur«. München: o.J..

45 Prof. Dr. Jastrow, »Arbeitsnachweis« Charlottenburg: »Die Reklame im Dienste der öffentlichen Arbeitsnachweise.« In: »Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise.« Nr. 6. Berlin: 1906. S. 66.

nachweis-Neubauten finden sich generell mehr Photos männlicher Abteilungen als Photos weiblicher Abteilungen. Bei den wenigen Abbildungen, die arbeitssuchende Frauen zum Beispiel in den Sitzreihen von Warteräumen zeigen, fällt eine besonders angespannte, Ordnung und Sittsamkeit andeutende Körperhaltung auf. Abbildungen von – mit den gleichen Sitzreihen ausgestattet – Warteräumen der Männer-abteilung ergeben für den Betrachter einen anderen Eindruck.

Die abgebildeten Männer wirken wesentlich selbstbewusster, befinden sich in Unterhaltungen, rauchen oder lesen Zeitungen. Ihre Neugierde angesichts des Photographiertwerdens verhehlen sie nicht, wohingegen die Frauen ihren Blick streng geradeaus richten. Während hierdurch zum Beispiel der Wartesaal der Männer in Berlin 1903 fast eine gesellige Atmosphäre suggeriert, sitzen die Frauen zur gleichen Zeit in ihrer Abteilung wie in einer Schule oder Kirche. Obgleich ungeklärt bleiben muss, ob die Photos inszeniert sind oder nicht, wurde den Männern offensichtlich Unterhaltung und Individualität zugestanden, den Frauen aber ein äußerer Habitus von Disziplinierung und Entindividualisierung gegeben.

Wird das frühe Arbeitsnachweiskonzept rückblickend in seiner politischen Gesamtgestaltung betrachtet, so zeigt sich, dass die drittelparitätischen Vorstände – Arbeitnehmervertreter, Arbeitgebervertreter und Stadtverwaltung – Geschlechter- und Frauenfragen in ihrer politischen Dimension nicht diskutierten. Der Arbeitsnachweis galt in erster Linie als Instrument zum Interessensausgleich zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, vor allem in Lohn- und Streikfragen.

Als Vertreter der Sozialdemokratie forderte der Abgeordnete Karl Liebknecht 1908: »Der Arbeitsnachweis muss, wenn er seine Aufgabe erfüllen soll, aus der Reihe der Kampfmittel ausscheiden; er soll den Arbeitern sozusagen Arbeit, den Arbeitgebern sozusagen Arbeiter vermitteln. Weiter nichts<sup>46</sup>!« Liebknecht erhob damit die Forderung nach Autonomie des Einzelnen und formulierte eine Trennung von Arbeitsvermittlung und darüber hinausgehenden Interessen. Im Rahmen der gesetzlichen Grundlage und paritätischen Verwaltung entsprach die Schaffung des öffentlichen kommunalen Arbeitsnachweises tatsächlich dieser Forderung. Die positive Folge, dass gewerkschaftlich organisierte Arbeiter von der Arbeitsvermittlung nicht ausgeschlossen wurden – was Stellenvermittlungen von Arbeitgebern praktizierten –, dass der Arbeitsnachweis sich aus Streiks und Lohnverhandlungen heraushielt, kam jedoch hauptsächlich männlich dominierten Erwerbszweigen zu Gute.

46 Zitat aus der sozialdemokratischen »Holzarbeiterzeitung« vom 07.11.1908. In: »Der Arbeitsnachweis in Deutschland.« Hrsg. v. Verlag der Westdeutschen Arbeiterzeitung. S. 17.



Die Arbeitsvermittlungen von Frauen, die durch die Konkurrenz zu gewerblichen Vermittlungen und dem öffentlichen Arbeitsnachweis stark zersplittert waren, waren schon aufgrund der vielfältigen und schwer erfassbaren Formen der weiblichen Erwerbstätigkeit in ihrer Anzahl und Vermittlungstätigkeit schwer einzuschätzen.

Rosa Kempf führte 1911 in ihrer Dissertation eine breit angelegte empirische Sozialstudie über das Privat- und Erwerbsleben von 270 Münchner Fabrikarbeiterinnen im Alter von 14 bis 18 Jahren sowie ihren Familien durch<sup>47</sup>. Die jungen Frauen machten von einer großen Vielfalt an Erwerbsmöglichkeiten Gebrauch – anders als die Väter mit meist einfachen Berufsverhältnissen. Von 270 Frauen gingen 170 (63 %) einem Haupt- oder Nebenerwerb nach. Die Tätigkeiten reichten vom phasenweisen Hausieren oder einer Heimarbeit bis zu täglicher streng geordneter Fabrikarbeit. Zur Ausübung ihrer Erwerbstätigkeit bekamen die Arbeiterinnen kaum Ausbildung oder Anleitung. Selbst Erklärungen größerer Zusammenhänge oder eine gründliche Unterweisung in der Maschinenarbeit blieben aus, so Kempf.

Ihr Fazit aufgrund zahlreicher Fabrikbesuche: »Frauenarbeit ist ungelernete Arbeit und ist schlecht bezahlt«<sup>48</sup>. In einzelnen Gewerbezeigen beobachtete sie eine regelrechte »Magdstellung« der Frau, das heißt, einem qualifizierten Maschinenmeister wurde ein junger Mann zur Seite gestellt, unter dem wiederum 1-2 Frauen arbeiteten. Die Frauen übernahmen den schmutzigsten und unangenehmsten Teil der Arbeit, bei schlechterer Bezahlung.

Kempfs über Hausbesuche und Interviews gewonnene Daten konnten die offizielle Statistik des Kaiserlichen Statistischen Amtes sinnvoll ergänzen. Bei offiziellen Erhebungen gaben die Familien weiblichen Nebenerwerb oft nicht an, »teils weil sie sich scheuen, die oft unsicheren und schwankenden Einnahmen der Frau als eine Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz zu bezeichnen, teils weil sie sich selbst wohlhabender und sozial höherstehend dünken, wenn die Männer wenigstens nach außen alleinige Ernährer der Familie zu sein scheinen«<sup>49</sup>.

In Kempfs Studie wurde auch das Verhältnis der Mädchen und ihrer Familien zur Dienstbotentätigkeit untersucht. Die übereinstimmenden Antworten zeigten, dass die Mädchen eine Art Ausbildung in qualifizierter Haushaltsführung erwarteten, was in den seltensten Fällen geboten wurde. »Die Interessen der dienenden Mädchen und der Herrschaften stehen sich dann diametral gegenüber«<sup>50</sup>.

47 Rosa Kempf: »Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München. (...)«.

48 Ebd. S. 90.

49 Ebd. S. 16.

50 Ebd. S. 59.

Gleichzeitig ließ sich der Dienstberuf – »im Hauptberuf zölibatär« – nicht mit einer eigenen Familie verbinden, wodurch erwachsene Frauen in andere Zweige abwanderten.

»Die häuslichen Berufe müssen sich ohne alle romantische Einkleidung einreihen in die anderen Erwerbsgelegenheiten und ohne Nebenzweck um des Erwerbes willen ergriffen werden und ergriffen werden können«, lautete Rosa Kempfs Schlussfolgerung und Anspruch, womit sie von Karl Liebknechts Forderung nach Autonomie des Einzelnen Arbeitnehmers nicht weit entfernt war.

Vertreterinnen der Frauenbewegung – zu denen auch Rosa Kempf zu zählen ist – konnten ihre Interessen in die offiziellen Arbeitsnachweis-Konzepte nicht einbringen. Ihnen standen keine Druckmittel zur Verfügung. Umgekehrt erreichten die Arbeitsnachweise mit ihren Ideen und Idealen die Mehrzahl ihrer weiblichen Klientel nicht. Hier blieben den Frauen in jeder Hinsicht die »Seiteneingänge« zugewiesen.

Die Marginalisierung der weiblichen Arbeitsvermittlung und Berufsberatung spiegelt sich in der Sekundärliteratur zur Geschichte der deutschen Arbeitsvermittlung wieder. Es finden sich bis in die heutige Zeit Erwähnungen der zahlreichen unterschiedlichen männlichen Arbeitsvermittlungstypen, die selbstverständlich mit der Gesamtentwicklung der Arbeitsvermittlung identifiziert werden. Initiativen von Vertreterinnen der Frauenbewegung, d.h. kleinere Stellenvermittlungen von weiblichen Interessensverbänden werden dabei ausgeblendet.

Exemplarisch seien hier Stellenvermittlungen von und für Frauen genannt, die um die Jahrhundertwende von verschiedenen Verbänden organisiert wurden und durchaus auch unterschiedliche oder sich ausschließende Ausrichtungen vertraten: die Stellenvermittlungen des »Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins« (1897); die »Auskunftsstellen für Frauenberufe« (1907); die Lehrstellennachweise des »Verbandes für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau« (1910), die Stellenvermittlungen des »Allgemeinen Deutschen Vereins für Hausbeamtinnen« mit reichsweit 19 Agenturen (1912); die »Auskunftsstelle für Gemeindeämter der Frau des allgemeinen deutschen Frauenvereins«, die »Auskunftsstelle des kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte«, die »Auskunftsstelle der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands«; die Stellenvermittlungen des »Deutschen Evangelischen Frauenbundes« (1901) und des »Jüdischen Frauenbundes« (1904); die Berufsberatungen des »Katholischen Frauenbundes«; die Stellenvermittlungen des »Verbandes der Berufsarbeiterinnen der In-

neren Mission« (1908) und des »Vereins katholischer Sozialbeamtinnen Deutschlands« (1916)<sup>51</sup>.

## LITERATUR

- Altmann-Gottheiner, Elisabeth (1918): Ausbildung und Angestelltenverhältnisse der Kommunalbeamtinnen. In: Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Erwerbsleben unserer Zeit. Hrsg. v. Helene Lange. 25. Jg. Heft 7. Berlin: April 1918.
- »Arbeitsvermittlung für die geistigen Berufe. Ein Erlass der Reichsarbeitsverwaltung.« In: Der öffentliche Arbeitsnachweis. Zeitschrift für Arbeitsfürsorge, Berufspflege und Erwerbslosenhilfe. Jahrg. 2, Nr. 2. Nürnberg: 1926.
- »Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung«. Heft 35. Kassel: Mai 1999.
- Bublitz, Hannelore u.a. (2000): Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Frankfurt a.M.
- Fischer (Hg.)(1926): Das neuzeitliche Arbeitsnachweis-Gebäude. Vorschriften, Rechtsfragen, Bauliche Gestaltung. Reihe: Bücherei des Öffentlichen Arbeitsnachweises. Aus der Praxis für die Praxis. Heft 7/9. Stuttgart.
- Freund, Richard (1897): Der allgemeine Arbeitsnachweis in Deutschland im Jahre 1896. Berlin.
- »General Anzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten«. München: 1914.
- Jastrow (1906): Die Reklame im Dienste der öffentlichen Arbeitsnachweise. In: Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise. Nr. 6. Berlin.
- Kempf, Rosa (1911): Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München. Die soziale und wirtschaftliche Lage ihrer Familie, ihr Berufsleben und ihre persönlichen Verhältnisse. Reihe: Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 135. Leipzig.
- Kuhlo, Alfred (1927): Jubiläumsdenkschrift des Bayerischen Industriellen-Verbandes 1902-1927. München.

51 »Die Frau. (...)«. 4. Jg. Heft 9. Berlin: Juni 1897. Dr. K. Kutzner: »Personal- und Organisationsfragen. (...)«. S. 233. »Die Frau. (...)«. 20. Jg. Heft 2. Berlin: November 1912. »Die Frau. (...)«. 19. Jg. Heft 5. Berlin: Februar 1912. »Die Frau. (...)«. 18. Jg. Heft 8. Berlin: Mai 1911. »Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung«. Heft 35. Kassel: Mai 1999.

- Kutzner, K. (1928): Personal- und Organisationsfragen. Auswahl und Bemessung des Personals für die Berufsberatung. In: Das Berufsamt. Zeitschrift für Jugend-Arbeitsfürsorge, Berufsberatung und -pflege. Jahrg. 5, Nr. 5. Stuttgart: August 1928.
- Lauer, Fritz (1910): Neuerungen in der inneren Einrichtung der öffentlichen Arbeitsnachweise. In: Der Arbeitsmarkt. Monatsschrift des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise. Hrsg. v. Dr. Freund. Nr. 8. Berlin.
- Neuburger, Otto (o.J.): Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur. München.
- Nierhaus, Irene (1999): Arch 6. Raum, Geschlecht, Architektur. Wien.
- Reitzenstein, F. Freiherr von (1897): Der Arbeitsnachweis. Seine Entwicklung und Gestaltung im In- und Auslande. Reihe: Schriften der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. Band 11. Berlin.
- Ritter, Gerhard A. und Klaus Tenfelde (1992): Arbeiter im Deutschen Kaiserreich. 1871 bis 1914. Bonn.
- Sairing (1926): Gegen und für den Schalter in der Arbeitsvermittlung. In: Der öffentliche Arbeitsnachweis. Hrsg. v. Stadtrat Dr. Fischer. Jahrgang 2. Nr. 3/4. Nürnberg.
- »Schriften des Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise.« Berlin.
- »Soziale Praxis. Centralblatt für Sozialpolitik«. Berlin.
- Wenk, Silke (1987): Der öffentliche weibliche Akt: eine Allegorie des Sozialstaates. In: Frauen, Bilder, Männer, Mythen. Kunsthistorische Beiträge. Hrsg. v. Ilsebill Barta u.a. Berlin.
- Wettstein-Adelt, Minna (1893): 3 1/2 Monate Fabrik-Arbeiterin. Berlin.
- Weyrather, Irmgard (2003): Die Frau am Fließband. Das Bild der Fabrikarbeiterin in der Sozialforschung 1870-1985. Frankfurt a.M.
- Wölbling, Paul (1918): Der Arbeitsnachweis. Handbuch für den Gebrauch bei der Stellenvermittlung im Deutschen Reiche. Berlin.
- Zorn, Wolfgang (1976): Einrichtungen und Weichenstellungen staatlicher Wirtschafts- und Sozialpolitik. In: Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 2. Stuttgart.

# FRAUENBILDUNG IN CHINA

---

*Sujuan Yang*

In China machen Frauen gegenwärtig etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung aus. Nach der Gründung der VR China 1949 wurde die Gleichheit von Mann und Frau als Grundsatz festgeschrieben. Die traditionelle feudale Einstellung, wonach Frauen gegenüber den Männern nicht als gleichberechtigt anerkannt waren, wurde abgeschafft. Die Frauen haben seitdem alle Rechte auf Wahl, Beschäftigung, Bildung und Ehefreiheit, und schrittweise hat sich damit die gesellschaftliche Stellung der Frauen verbessert.

Aber wenn man die Lage der Frauen Chinas von einem umfassenden Gesichtspunkt aus betrachtet, wird man feststellen, dass die Frauen in China bis heute noch eine benachteiligte Gruppe in der Gesellschaft bilden; eine Teilgruppe davon stellen die 70 % von Frauen dar, die in ländlichen Gebieten wohnen. Auf dem Weg zur Marktwirtschaft ist es offenbar in der weiblichen Himmelshälfte wieder düsterer geworden. Frauen sind immer noch im Wettbewerbsnachteil und drohen Opfer der ökonomischen Reform zu werden.

Bildung wurde und wird als eine wichtige Maßnahme angesehen, um die Lage der Frauen Chinas zu verbessern. Nach dem Bericht und der Statistik der chinesischen Regierung wurde die Frauenbildung in verschiedenen Ebenen seit Beginn der neunziger Jahre verstärkt, um dadurch den Frauen eine höhere Qualifikation zu ermöglichen, und damit ihre Lage in der Gesellschaft und auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern.

Die wichtigsten Maßnahmen sind:

## **1. MASSNAHMEN VON STAATLICHER SEITE**

1985 wird die Verbreitung einer landesweiten neunjährigen Schulpflicht sowie die Abschaffung des Analphabetentums als zwei von insgesamt fünf verbindlichen Hauptzielen der nationalen Bildungspolitik definiert. Die chinesische Zentralregierung erhöht den Anteil des Haushalts für Bildung mit jedem Jahr. In verschiedenen Gesetzen oder Vorschriften wird immer hervorgehoben, den Frauen ihre Rechte auf Mitwirkung an ihren Bildungschancen zu sichern, und die Regierung bemüht sich, das zu realisieren.

Von 1995 bis 2000 wurden die wirtschaftlich unterentwickelten Regionen von der Zentralregierung und den zuständigen Provinz-Regierungen mit der finanziellen Zuwendung von 11,6 Milliarden RMB (ungefähr 1,47 Mrd. US\$) zum Schulausbau unterstützt, um die Grundschulbildung auszudehnen und zu verbessern. 1997 wurden über 600.000 Kinder aus den armen Familien mit der finanziellen Hilfe von der Regierung wieder zu den Schulen zurückgebracht, diese umfasste 130 Mio. RMB (16 Mio. US\$).<sup>1</sup>

## **2. MASSNAHMEN VON DEN VERSCHIEDENEN PROVINZ-REGIERUNGEN ODER ZUSTÄNDIGEN BEHÖRDEN**

Die Änderung des Inhalts für die Mädchenbildung (unter 13 Jahren) wird als eine Reform von der Erziehungsabteilung der Provinz-Regierung durchgeführt, und deshalb wurden die Bücher und Lernmaterialien für Mädchen überarbeitet.<sup>2</sup>

Organisationen oder Personen, die sich an der Bekämpfung bzw. der Abschaffung des Analphabetentums beteiligen und erfolgreich sind, werden von der Erziehungsabteilung der Provinz-Regierung belohnt.

Durch die Bekämpfung bzw. die Abschaffung des Analphabetentums werden die Frauen in ländlichen Gebieten auch die beruflichen Kompetenzen und Fähigkeiten erwerben können.

## **3. MASSNAHMEN VON DEN FRAUENVERBÄNDEN**

Der Allchinesische Frauenverband hat als eigenständige Organisation der chinesischen Frauen in den letzten Jahren zahlreiche Maßnahmen ergriffen, um die Frauen in China umfassend zu unterstützen. In den ländlichen Regionen haben sich die

1 Report der Evaluation des Entwicklungsplans der chinesischen Frauen (1995-2000), [www.nwccw.gov.cn](http://www.nwccw.gov.cn).

2 Jungen und Mädchen haben gleiche Lehr- und Lernmaterialien für die normale Grundbildung. Aber die Mädchen in ländlichen Gebieten bekommen darüber hinaus noch bestimmte Materialien für Mädchenbildung, um die traditionelle feudale Einstellung über Frauen zu ändern. Frauen und Mädchen sollen das Bewusstsein haben, selbständiger zu werden und für ihre Rechte zu kämpfen, denn in ländlichen Gebieten werden Frauen bis heute immer noch als Eigentum der Familie angesehen und nicht als eigene Persönlichkeit. Es ist noch ganz üblich in ländlichen Gebieten, dass ein Mann seine Ehefrau kaufen, beschimpfen und schlagen kann; wenn einer Familie Geld fehlt, kann sie die Töchter oder Ehefrau verkaufen. Zwar ist das nach dem Gesetz verboten, aber es passiert heute immer noch, und die Frauen und Mädchen in ländlichen Gebieten glauben, dass das ihr Schicksal ist.

Frauenverbände auf verschiedenen Ebenen für die Bekämpfung der Armut eingesetzt. In den Städten steht bei den Frauenverbänden die Beschäftigungsfrage im Mittelpunkt ihrer Anstrengungen. So haben die Frauenverbände gefordert, durch Aufklärungsarbeit die Vorstellungen der Frauen über ihre Beschäftigungslage zu ändern, und durch Aus- und Weiterbildung von Frauen, insbesondere auch arbeitslose Frauen zu unterstützen, einen Beruf oder einen neuen Beruf zu erlernen und eine höhere Qualifikation zu erhalten. In den vergangenen 5 Jahren wurden über 5 Mio. in die Arbeitslosigkeit entlassene Frauen durch den Allchinesischen Frauenverband aus- und weitergebildet. Der Verband setzte sich auch für Mädchen ein, die bisher keine Schule besuchen konnten. Seit 1989 bis 1999 hat das »CHUN LEI« Projekt vom Allchinesischen Frauenverband - ein Projekt um Mädchen zu helfen, die keine Schule besuchen konnten 4 Mrd. RMB (ungefähr 0,5 Mrd. US\$) Spenden gesammelt, und bis zu 1.1 Mio. Mädchen ein- bzw. mehrmals geholfen.<sup>3</sup>

Die folgenden Daten zeigen die Verbesserung der Situation der Frauenbildung in China:

1. Der Anteil der Frauen in Schule und Hochschule (Universitäten) ist in den letzten Jahren gestiegen, der Unterschied der Bildungschancen zwischen Männern und Frauen auf verschiedenen Bildungsebenen hat sich verringert. Im Jahr 2000 stieg der Anteil der Studentinnen erstmals auf über 40 %.

***Der Anteil der Studentinnen an den immatrikulierten Studenten und Studentinnen  
Der Anteil der Schülerinnen an den aufgenommenen Schülern und Schülerinnen***

Jahr	1995	2000
Allgemeine Hochschule/Universitäten	35 %	41 %
Mittelstufe Fachschule	50 %	57 %
Berufsschule	49 %	47 %
Allgemeine Mittelschule/Oberstufe	40 %	42 %
Allgemeine Mittelschule/Unterstufe	46 %	47 %
Grundschule	47 %	48 %

Quelle: Jahresstatistik des Erziehungsministeriums, VR China

3 Beachtliche Verbesserung der Lebenssituation der chinesischen Frauen, Nachrichtensendung von Radio China International, 14.08.2003.

2. Die Analphabetenrate der Frauen ist gesunken in den letzten Jahren. Aber die Quote des weiblichen Analphabetentums ist noch sehr hoch. Von 1990 bis 1999 betrug der Anteil des weiblichen Analphabetentums immer noch ungefähr 70 % des Analphabetentums, und der Anteil des männlichen Analphabetentums nur 30 %. Bis Ende 2002 gibt es in China immer noch 68,17 Mio. weibliche erwachsene Analphabeten, davon wohnen rd. 80 % in ländlichen Gebieten.

**Die Analphabetenrate der Erwachsenen<sup>4</sup>**

Jahr	1990	1995	1996	1997	1998	1999
Insgesamt	22 %	17 %	18 %	16 %	16 %	15 %
männlich	13 %	9 %	10 %	10 %	9 %	9 %
weiblich	32 %	24 %	26 %	23 %	23 %	22 %

Quelle: Jahresstatistik des Erziehungsministeriums, VR China

3. Die Einschulungsrate der Schülerinnen und Schüler in den Grundschulen hat sich erhöht, und die Abbrecherquote ist gesunken. 2000 hat sich die Einschulungsrate der Mädchen ab 1995 um 0,88 % erhöht, und der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen hat sich von 0,7 % im Jahr 1995 auf 0,07 im Jahr 2000 verringert. Die Abbrecherquote der Schülerinnen hat sich auch im Jahr 2000 um 0,88 % verringert.

**Einschulungsrate und Abbrecherquote der Schülerinnen und Schüler**

Jahr	1995	2000
gesamte Einschulungsrate	98,52 %	99,11 %
weiblich	98,15 %	99,07 %
männlich	98,86 %	99,14 %
gesamte Abbrecherquote	1,49 %	0,55 %
weiblich	1,49 %	0,61 %
männlich	1,49 %	0,50 %

Quelle: Jahresstatistik des Erziehungsministeriums, VR China

- 4 Der männliche Anteil beträgt 13 % von allen Männern und der weibliche Anteil 32 % von allen Frauen im Jahr 1990,  $(13 \% + 32 \%) / 2$  sind 22,5 %, ungefähr 22 %, und  $(13 + 22 \%)$  ist ungefähr 30 % gegenüber ungefähr 70 %. Auf die gleiche Weise kommen 1995 27,27 % und 72,72 %, 1996 27,78 % und 72,22 %, 1997 33,33 % und 66,67 %, 1998 28,12 % und 71,88 %, 1999 29 % und 71 %. Deswegen schreibe ich oben, der weibliche Anteil des Analphabetentums liegt bei ungefähr 70 % und der männliche bei 30 %.



Trotz dieser positiven Tendenzen stehen die chinesischen Frauen noch immer vor ungleichen Bildungsrechten. Die Familien in unterentwickelten Gebieten können sich aufgrund der hohen Kosten den neunjährigen Pflichtschulbesuch ihrer Kinder nicht leisten und schicken ihre Kinder daher nur für wenige Jahre oder erst gar nicht zur Schule. Speziell Mädchen kommen unter diesen Umständen nur zu geringer schulischer Bildung, da bevorzugt in Jungen investiert wird, die nicht nach der Heirat in andere Familien eintreten. Wegen der immer verschlechterten Arbeitsmarktlage weiblicher Hochschulabsolventen möchten viele Mädchen nach dem Bachelorstudium sich nicht mehr weiterbilden. Und wegen traditioneller Vorstellungen möchten die Familien auch nicht gerne ihre Mädchen längere Zeit im Studium unterstützen. Wir hoffen, dass diese Probleme mit der Entwicklung und dem weiteren Fortschritt der chinesischen Gesellschaft allmählich gelöst werden.

## LITERATUR

Report der Evaluation des Entwicklungsplans der chinesischen Frauen (1995-2000), [www.nwccw.gov.cn](http://www.nwccw.gov.cn).

»Die schweigenden Mütter«. Beitrag aus [www.qinlong.net](http://www.qinlong.net), 30.07.2003.

»Die wissenschaftliche Qualifikation der Frauen muss verbessert werden«. Beitrag aus [www.people.com.cn](http://www.people.com.cn), 05.08.2003.

»Beachtliche Verbesserung der Lebenssituation der chinesischen Frauen«. Nachrichtensendung von Radio China International, 14.08.2003.

Internationales Handbuch der Berufsbildung-Volksrepublik China. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden, Mai 2003.



# FEMINISTISCHES REGIERUNGSPROGRAMM

*Marietta Schneider*

Das vorliegende feministische Regierungsprogramm wurde von den Teilnehmerinnen der Konferenz »Feministisch Regieren«, 25./26.10.2002 in Wien, erarbeitet.

An der Vorbereitung und Durchführung dieser Konferenz und an der Erstellung des Feministischen Regierungsprogramms waren – neben engagierten Einzelfrauen – u.a. Vertreterinnen der folgenden Frauenorganisationen und -netzwerke beteiligt: Arbeitsgruppe <Frauen und Armut> der Armutskonferenz, Autonome Österreichische Frauenhäuser, Efeu, Evangelische Frauenarbeit, Feministische Ökonominen, feminist attac, frauenhetz, FLUMINUT (Frauen, Lesben und Mädchen in Naturwissenschaft und Technik), Katholische Frauenbewegung, Kosmos-Frauenraum, Netzwerk der österreichischen Frauen- und Mädchenberatungsstellen, Österr. Frauenforum Feministische Theologie, Österr. Plattform für Alleinerziehende, Österreichische HochschulInnenenschaft-Frauenreferat, Schlaflose Nächte, Frauen des Volksbegehrens Sozialstaat Österreich, UFF (Unabhängiges Frauenforum), Verein österreichischer Juristinnen ...

**Kontakt:** [feministischregieren@yahoo.de](mailto:feministischregieren@yahoo.de); Tel. 0676-544 26 46 (Michaela Moser)

## 0 PRÄAMBEL

1998 ist die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern als Staatsziel in der österreichischen Bundesverfassung verankert worden. Diese Staatszielbestimmung entspricht strukturell dem Gebot eines innerstaatlichen Mainstreamings für die Staatstätigkeiten auf allen Ebenen. Das Staatsziel der tatsächlichen Gleichstellung lässt sich nicht erreichen, ohne dass jede staatliche Maßnahme auf ihre Geschlechterdimension befragt wird. Das Staatsziel betrifft alle Bereiche der staatlichen Tätigkeit.

Vier Jahre später ist Österreich noch immer weit von der Realisierung dieses Staatsziels entfernt – und damit auch von der Einhaltung entsprechender europäischer und internationaler Richtlinien zu denen es sich verpflichtet hat (CEDAW/UN-Frauenkonvention).

Mit dem vorliegenden feministischen Regierungsprogramm legen Vertreterinnen zahlreicher Frauenorganisationen und-netzwerke konkrete politische Prinzipien und Maßnahmen zur sofortigen Umsetzung in unterschiedlichen Politikbereichen vor.

Sie wollen damit einerseits deutlich machen, dass es bei der Realisierung des Prinzips der Gleichstellung um einen umfassenden politisch-gesellschaftlichen Umbau geht, andererseits zeigen sie auch auf, dass Frauen bereits seit Jahren konkrete Lösungsansätze für gesellschaftliche und politisch relevante Fragestellungen und Herausforderungen erarbeitet haben.

Geschlechter- und soziale Gerechtigkeit, und damit Respekt für und Anerkennung von Verschiedenheiten, gesellschaftliche Verantwortung und Solidarität zählen zu den Grundsätzen einer feministischen Politik und bilden zentrale Prinzipien feministischen Regierens. Dabei müssen auch die Bedürfnisse von Menschen in spezifischen Lebenssituationen berücksichtigt werden (...).

Ziel feministischer Politik ist ein menschenwürdiges, selbstbestimmtes und gutes Leben aller Frauen und Männer, politischer Gestaltungswille darf folglich nicht von wirtschaftlichen Profitinteressen abgelöst werden.

Um dieses Ziel strukturell und rechtswirksam abzusichern, braucht es die Verankerung einer Europäischen Sozialcharta mit verbindlichen sozialen und wirtschaftlichen Grundrechten, die über dem Gemeinschaftsrecht, den »Grundfreiheiten« (Waren, Dienstleistungen, Kapital) und dem Stabilitätspakt stehen, in einem europäischen Verfassungsvertrag.

Staatliches Handeln muss dabei auch – im Sinne einer partizipativen Demokratie – in konstruktiver Auseinandersetzung mit und unter verpflichtender Anhörung von zivilgesellschaftlichen Kräften erfolgen.

Geschlechter- und sozialgerechte Politik erfordert die Verabschiedung von Rollenstereotypen und die Umsetzung der Anliegen, Forderungen und Lösungsansätze von Frauen. Frauenorganisationen steht mehr Raum und mehr Geld zur Weiterentwicklung dieser Ansätze in Theorie und Praxis zu.

In diesem Sinne sind die vorliegenden politischen Prinzipien und Maßnahmen als Maßstab für jede künftige Regierung zu verstehen. Jede politische Partei, die Regierungsverantwortung anstrebt, ist daher aufgefordert, diese Prinzipien und Maßnahmen in ihr politisches Programm zu übernehmen und umzusetzen.

# **1. WOHLBEFINDEN UND GUTES LEBEN – WIRTSCHAFTS- UND SOZIALPOLITIK**

## **1.1 Grundsatzpositionen**

Im Mittelpunkt feministischen Denkens und Handelns stehen Menschen vor Wirtschaft und Profit, d.h. Frauen und Männer mit all ihren individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen sowie deren Wohlbefinden in allen Lebenslagen im Kontext einer solidarischen Gesellschaft.

Ziel feministischer Wirtschafts- und Sozialpolitik sind nicht soziale Reparaturarbeiten sondern ein gutes Leben aller Frauen und Männer und die Sicherstellung des Zugangs aller zu den dafür notwendigen Mitteln und Ressourcen.

Umfassend verstandene soziale Sicherheit setzt den garantierten Zugang jeder Person zu einer finanziellen, materiellen und sozialen Grundsicherung voraus (Grundeinkommen), die existenzsichernd ist und die Teilhabe an den gesellschaftlichen Prozessen ermöglicht. Die Sorge für öffentliche und flächendeckende Infrastruktur bleibt dabei staatliche Aufgabe.

Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit und schließt das Recht auf den eigenen Körper mit ein. Im Sinne einer ganzheitlichen, geschlechtersensiblen Gesundheitspolitik sind ein Recht auf und der Zugang zu selbstgewählter Gesundheitsvorsorge und -versorgung zu garantieren.

Arbeit ist mehr als Erwerbsarbeit. Im Sinne einer Neudefinition und Neubewertung von Arbeit ist die Umverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit (Versorgungsarbeit, gesellschaftliche, kulturelle, politische Arbeit) zu fördern.

Maßnahmen zur Angleichung der Lohnschere zwischen Frauen und Männern und auch zwischen Berufsgruppen sind zu setzen, der gleichberechtigte Zugang zum Arbeitsmarkt für alle, einschließlich MigrantInnen, Flüchtlingen und AsylbewerberInnen ist zu garantieren.

## **1.2 Vordringliche Maßnahmen**

### **Soziales**

- Sozial- (und Frauen-)verträglichkeitsprüfung aller geplanten und existierender politischer Maßnahmen
- Mindeststandards sozialer Absicherung (Pension, Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe etc.) als Übergangslösung zu einem Grundeinkommen
- Qualitätsvolle, flächendeckende, leistbare, frei wählbare Kinderbetreuungseinrichtungen für jedes Kindesalter (alternative, auch experimentelle Modelle)

- Absicherung und Unterstützung von pflegenden Angehörigen
- Beratungsstellen zur Information über und Unterstützung bei der Einklagbarkeit sozialer Rechte
- Anhörungsverfahren der Betroffenen bei Maßnahmen der öffentlichen/allgemeinen Grundversorgung (z.B. öffentlicher Verkehr, Wohnbau, Stadtplanung ...)
- Soziale Zentren zur Förderung des sozialen Zusammenhalts

### **Arbeitsmarkt**

- Arbeitszeitverkürzung (30h) bei 1.100 Euro Mindestlohn und Höherbesteuerung von Überstunden
- Verpflichtende Schaffung qualifizierter neuer Arbeitsplätze
- Förderung der Teilhabe am Erwerbsleben unter Rücksicht auf individuelle Interessen und Fähigkeiten (Frauenquoten, mehr Frauen in Führungspositionen)
- Arbeits- und sozialrechtliche Gleichstellung »atypischer« Beschäftigungsverhältnisse

### **Gesundheit**

- Sicherstellung geschlechtersensibler Ausbildung im Gesundheitsbereich (Medizinstudium, Pflegeausbildung ...)
- Flächendeckendes Netz von Frauengesundheitszentren
- Ausbau von Palliativmedizin
- Ausbau leistbarer sozialer und psychosozialer Dienste

### **Pensionen**

- Eigenständige, existenzsichernde Altersversorgung von Frauen
- neue Berechnung pensionsbegründender Anspruchszeiten (Kinder- und Pflegezeiten)
- Rücknahme des erhöhten Pensionsantrittsalters für Frauen

## **2. FINANZ- UND BUDGETPOLITIK**

### **2.1 Grundsatzpositionen**

Budgetpolitik ist in Zahlen gegossene Gesellschaftspolitik. Da feministisches Regieren auf eine Neufassung der Staatsaufgaben im Sinne Geschlechtergerechtigkeit und sozialer Gerechtigkeit zielt und eine Umreihung von Prioritäten vornimmt,

stehen die Menschen, Frauen und Männer auch im Mittelpunkt von Finanz- und Budgetpolitik.

### **Prinzipien feministischer Finanz- und Budgetpolitik:**

- Die Staatsfinanzen werden transparent gestaltet. Allgemeine Nachvollziehbarkeit ist dabei Grundregel. Der Budgetprozess wird geöffnet, um breite gesellschaftliche Mitbestimmung zu ermöglichen.
- Der Einfluss von Wirtschaftspolitik inklusive Budgetpolitik auf Geschlechterverhältnisse, -rollen und -normen ist transparent zu machen.
- Neben Transparenz und Öffentlichkeit ist die Kontrolle der Staatstätigkeit im Hinblick auf die Zielerreichung eine weitere wesentliche Grundregel. So prüft der Rechnungshof die Gebarung in Hinkunft neben Rechtmäßigkeit, Wirtschaftlichkeit und Zweckmäßigkeit auch auf Geschlechter- und soziale Gerechtigkeit. Darüber hinaus wird die Umsetzung von geschlechtergerechten Maßnahmen durch Referenzwerte und Indikatoren (z.B. Entwicklung der Einkommensdifferenziale, Armut, Kinderbetreuungseinrichtungen, Aufteilung unbezahlter und bezahlter Arbeit ...) nachprüfbar gemacht und durch unabhängige Expertisen kontrolliert.
- In Zusammenarbeit mit zivilgesellschaftlichen Organisationen wird umgehend eine umfassende Implementierung des international bereits vielfach angewandten Instrumentariums der Gender Budgets (geschlechtergerechter Budgetpolitik) in die Wege geleitet. Dies bedeutet, dass alle Ausgaben- und Einnahmenbereiche darauf hin zu überprüfen sind, welche Auswirkungen sie auf die Lebenssituationen von Frauen bzw. Männern haben. Dabei ist zu prüfen, ob und wie staatliche Ausgaben und Einnahmen die Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern verringern oder aber verstärken. Darauf aufbauend werden kontinuierlich die budgetären Prioritäten im Sinne von mehr Geschlechter- und sozialer Gerechtigkeit angepasst. Es soll also Gleichstellungs- und Sozialpolitik als zentraler Bestandteil in der Budget- und damit der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik verankert werden.
- Feministische Politik strebt einen umfassenden Umbau des Steuer- und Staatseinnahmensystems an. Die schwerwiegendsten Benachteiligungen von Frauen bestehen in der ungleichen Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit und im geringeren Erwerbseinkommen von Frauen, das durch das Steuer- und Transferleistungssystem immer weniger ausgeglichen wird. Um dem entgegen zu wirken muss ein Steuersystem funktionell gemacht werden, so dass Steuerungs- und Verteilungsfunktionen tatsächlich zum Tragen kommen.

- Im internationalen Finanzverkehr sind, ausgelöst durch den Steuerwettbewerb der Industrieländer, auch im Bereich der Steuerausweichung und der Bildung von Steueroasen neue Herausforderungen entstanden. Der Einfluss internationaler Finanzmärkte auf die reale Volkswirtschaft verstärkt durch steigende Renditen den Gewinndruck, der von negativen Folgeerscheinungen für Löhne begleitet ist. Die Einführung einer Devisenumsatzsteuer, der Tobinsteuer, kann kurzfristige und spekulative Transaktionen verteuern, einen drohenden Kapitalabzug verhindern und Arbeitsplätze sichern.

## **2.2 Vordringliche Maßnahmen**

### **Institutionelle Verankerung von Gender Budgets**

- Einrichtung eines Staatssekretariates für Gender Budgets (=geschlechtergerechte Budgetpolitik) im Finanzministerium zur Unterstützung des Frauenministeriums, das die ressortübergreifende zentrale Koordinierungsfunktion zur Einführung von Gender Budgets in der gesamten Verwaltung innehat
- Seminare zur Strategieentwicklung im Bereich Finanzen und Gender Mainstreaming aufbauend auf Erfahrungen auf internationaler Ebene unter Beteiligung internationaler wie österreichischer ExpertInnen aus NGOs und Wissenschaft sowie hochrangigen VertreterInnen der Verwaltung
- Regelmäßiger Bericht seitens der Regierung an die Öffentlichkeit über die Umsetzungsfortschritte in Richtung geschlechter- und sozial gerechter Budgets
- Partizipative Budgets auf Gemeindeebene (entscheidungsermächtigt)

### **Geschlechtergerechte Umgestaltung der Staatseinnahmen**

- Progressivere Gestaltung des Abgaben- und Steuersystems mit dem Ziel, den aus Kapital und Vermögen sowie Ressourcenverbrauch stammenden Anteil am Steueraufkommen zu erhöhen und schrittweise Reduktion der Besteuerung von Arbeit und erneuerbaren Ressourcen
- Einrichtung einer ExpertInnenkommission mit der Aufgabe, das Steuersystem im Hinblick auf die Treffsicherheit, d.h. die progressive Erfassung aller Einkommen, Vermögen, Kapitalgewinne etc. zu überprüfen (z.B. Stiftungen, Ausnahmeregelungen im Einkommensteuersystem, Steuerschulden etc.).
- Erhöhung der Progression im Einkommenssteuersystem
- Progressive Gestaltung der Sozialversicherungsbeiträge, Abschaffung der Höchstbemessungsgrundlage (unter Beibehaltung von Höchstgrenzen bei den



Sozialleistungen)

- Anreize zum Abbau geschlechtsspezifischer Einkommensunterschiede auf betrieblicher Ebene
- Einführung einer Wertschöpfungsabgabe
- Ökosteuern
- Abschaffung von Gebühren für essentielle öffentliche Dienstleistungen (Bildung, Gesundheit etc.) und Einhebung kostendeckender Beiträge für die gewerbliche Nutzung öffentlicher Infrastruktur (Straßennutzungsgebühren, ...)

### **Internationale Wirtschaftsordnung**

- Einführung der Tobinsteuer auf europäischer Ebene
- Gesetzliche Verpflichtung der Europäischen Zentralbank, ihre Maßnahmen nicht nur auf Geldwertstabilität auszurichten, sondern auch auf Geschlechter- und soziale Gerechtigkeit.
- Demokratische Legitimierung der internationalen Finanzinstitutionen und der WTO; Internationale Verträge, wie sie u.a. im Rahmen der WTO ausgehandelt werden, sind öffentlich und unter Einbeziehung von Parlamenten und NGOs zu verhandeln und auf Geschlechter- und soziale Verträglichkeit zu prüfen. Das derzeit verhandelte GATS-Abkommen widerspricht diesen Kriterien.
- Kommunale Infrastruktur und öffentliche Dienstleistungen müssen in öffentlicher Hand bleiben.
- Aufstockung der Gelder für die Entwicklungszusammenarbeit und schwerpunktmäßige Förderung von Projekten, die von der Bevölkerung vor Ort entwickelt und getragen werden; 50 % der Förderungen an feministische Projekte bzw. Frauenprojekte

## **3. SICHERHEITSPOLITIK**

### **3.1 Grundsatzpositionen**

Ein feministisches Konzept von Sicherheit baut auf individueller Ebene nicht auf Staatsangehörigkeit auf, sondern auf Zugang zu sozialen und politischen Menschenrechten, die der Person am Ort ihres Aufenthalts zukommen. Auf zwischenstaatlicher bzw. internationaler Ebene fokussiert ein feministisches Verständnis von Sicherheit Friedens- und Konfliktlösungspolitik statt Militarisierung und Rüstungspolitik. Sicherheit ist ein umfassender Begriff. Er inkludiert

- Garantie der Sicherung grundlegender Lebensbedürfnisse und sozialer Menschenrechte (Recht auf Arbeit, auf Grundsicherung, auf Bildung, medizinische Versorgung, Versorgung im Alter, ...)
- Garantie politischer Menschenrechte (aktives und passives Wahlrecht, gesellschaftliche Partizipation, ...)
- die Sicherheit vor Gewalt, Übergriffen und Diskriminierung im privaten und sozialen Nahbereich
- das Recht auf freie Gestaltung des eigenen Lebens und Wahl der eigenen Lebensform
- sowie die Sicherheit auf Zugang zum Recht (Rechtsstaatlichkeit und Rechtssicherheit)

Im Zentrum feministischen Regierens steht innenpolitisch die Implementierung der sozialen und politischen Rechte aller in Österreich lebenden Menschen und außenpolitisch der Einsatz für die Umsetzung von Grund- und Menschenrechten in allen Ländern der Welt.

Die staatlichen Institutionen, insbesondere Justiz und Exekutive, haben dafür Sorge zu tragen, dass diese Rechte für alle im Land lebenden Frauen und Männer garantiert und realisiert werden.

Die Regierung setzt Maßnahmen zur Stärkung des Vertrauens in die Institutionen des Rechtsstaates und fördert die aktive Beteiligung aller an der Gestaltung des Staates.

Aktive und effektive Maßnahmen gegen rassistische, sexistische und andere diskriminierende Tendenzen gegen Menschen oder Gruppen von Menschen gehören zu den Schwerpunkten der Sicherheitspolitik und werden gesetzlich verankert.

### **3.2 Vordringliche Maßnahmen**

#### **Migration:**

- Migration wird als Menschenrecht anerkannt
- Sofortige Aufhebung des so genannten Integrationsvertrags
- freier Zugang zum Arbeitsmarkt für Migrantinnen, Abschaffung des derzeitigen Ausländerbeschäftigungsgesetzes
- Schaffung der Ressourcen und Infrastruktur zur Aufnahme von zuziehenden Menschen; Recht auf Familienzusammenführung (umfassender Familienbegriff)
- Anerkennung geschlechtsspezifischer Asylgründe

- kein Mensch ist illegal – Gewährung des Aufenthaltsrechts für alle Menschen, die derzeit »illegal« bzw. illegalisiert in Österreich leben
- Objektive Informationskampagnen zum Abbau von Ängsten und Vorurteilen vor »Fremden«
- die Einführung des allgemeinen aktiven und passiven Wahlrechts für alle Menschen, die mindestens drei Jahren ihren Lebensmittelpunkt in Österreich haben
- Flächendeckender Ausbau von Beratungseinrichtungen für Migrantinnen mit ausreichender Finanzierung

### **Justiz und Inneres:**

- laufende Verbesserung der Aus- und Weiterbildung der Exekutive und Justiz insbesondere in Fragen der Menschen- und Frauenrechte
- mehr Zeit in der Ausbildung für die Vermittlung von sozialen, politischen und psychologischen Hintergründen sowie für das Erlernen von sozialen und kommunikativen Fähigkeiten für einen respektvollen Umgang mit Menschen
- Einrichtung von Arbeitsgruppen im Innenministerium zur Sicherstellung der Umsetzung der Prinzipien Geschlechter- und soziale Gerechtigkeit in allen Ressortbereichen
- Ausbau des Frauenanteils in Exekutive und Justiz auf allen Ebene; effektivere Anwendung und Verbesserung des Bundesgleichbehandlungsgesetzes (50 %)
- Einsetzung von unabhängigen BeirätInnen zur Kontrolle der staatlichen Institutionen; regelmäßige Veröffentlichung der Berichte und Behandlung im Parlament
- Konsequenzen und Sanktionen bei Verletzungen der Menschenrechte
- Rechtssicherheit für AsylwerberInnen: keine Rückkehrberatungen vor Abschluss des Asylverfahrens

### **Gewalt gegen Frauen und Opferschutz**

Die Entwicklung von effektiven Strategien gegen Gewalt und damit verbundenen Maßnahmen gehören zu einer feministischen Sicherheitspolitik.

- Flächendeckender Ausbau von Frauenhäusern, Frauen- und Mädchenberatungsstellen, Interventionsstellen und Frauennotrufen
- Ausreichende Finanzierung und gesetzliche Absicherung sowie mehrjährige Verträge
- Verbesserung und Ausbau der Opfer-Rechte: Schaffung eines umfassenden Opferhilfe-Paktes, ein Opferhilfe-Gesetz zur rechtlichen, sozialen und finanziellen Unterstützung von Gewaltopfern, das bedeutet Recht auf kostenlose Prozessbegleitung und Rechtsbeistand

- Verbesserung des Gewaltschutzgesetzes im Bereich der Exekutivordnung
- Ausreichende Mittel zur Gewaltprävention

### **Friedenspolitik**

- Förderung der schrittweisen Abrüstung in allen Teilen der Welt
- Schrittweiser Abbau des Heeres und der Waffen, Ausbau von Katastrophenschutz und -hilfe
- Ausbau und Förderung sowie mehr Mittel und Ressourcen für Friedenspolitik (zivile Konfliktlösungsstrategien) und Entwicklungszusammenarbeit

## **4. JUSTIZPOLITIK**

### **4.1 Grundsatzpositionen**

Das Rechtssystem an sich sowie einzelne Rechtsnormen spiegeln das Wertesystem einer Gesellschaft wider. Aus feministischer Perspektive ist es daher notwendig die herrschende, androzentristische Rechtsordnung zu hinterfragen und im Sinne von Geschlechter- und sozialer Gerechtigkeit grundlegend umzubauen. Dazu gehört auch und vor allem die Verankerung von sozialen Menschenrechten und Gleichstellung der Geschlechter in der Verfassung.

Da Entscheidungen von Gerichten von hoher symbolischer Bedeutung sind und weit über den konkreten Fall hinaus die Werthaltungen der Gesellschaft bekräftigen, ist die Aus- und Weiterbildung von RichterInnen von zentraler Bedeutung.

### **4.2 Vordringliche Maßnahmen**

- Frauenverträglichkeitsprüfung für bzw. Überprüfung auf Geschlechtergerechtigkeit von bestehenden und neuen Gesetzen
- Innerstaatliche Umsetzung internationaler Verpflichtungen (z.B. der UN-Frauenkonvention CEDAW)
- Forcierung feministischer Rechtswissenschaft in der juristischen Ausbildung
- Mehr Frauen in die Höchstgerichte, Rechtsmittelbehörden, Universitätsordnariate
- Fristenlösung ins Gesundheitsrecht
- Einführung eines strafgesetzlichen Verbotes der Verhinderung des Schwangerschaftsabbruches durch militante Abtreibungsgegner (wie in Frankreich) und

Ergänzung des Sicherheitspolizeigesetzes, um Verbotszonen vor Ambulatorien verhängen bzw. Abtreibungsgegner wegweisen zu können

- Sorgerecht: Rücknahme der bestehenden Regelung zur gemeinsamen Obsorge
- Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften
- Persönlichkeitsschutz, Datenschutz, Schutz der Privatsphäre (Lauschangriff)  
Verpflichtende Seminare zu Frauen- und Menschenrechten in der Ausbildung von RichteramtswärterInnen und Integration des Themas in das Jus-Studium

## **5. KUNST UND KULTUR**

### **5.1 Grundsatzpositionen**

Kunst ist ein zentraler Aspekt der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens und darf nicht auf ein Rahmenprogramm im Sinne von »Behübschung« reduziert werden.

Die gesamten Begrifflichkeiten von Bildung und Kunst müssen auf ihre Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse hinterfragt werden, männliche Definitionsmacht und Dominanz muss durchbrochen werden. Frauengeschichten müssen erzählt werden, Frauengeschichte muss geschrieben werden.

### **5.2 Vordringliche Maßnahmen**

Maßnahmen für aktive Frauenförderung in Kunst und Kultur:

- Schaffung und Verbesserung von Strukturen und Infrastrukturen für Künstlerinnen
- Schaffung und Ausbau öffentlicher Räume für Kunst von Frauen
- Ausreichend dotierte Förderungen für frauenspezifische Projekte, Förderung von Großprojekten
- Stipendien und Förderungen für Werke, die Rollenklischees aufweichen
- Bevorzugung qualifizierter Frauen bei der Besetzung von Führungspositionen
- Mindestens 50 % aller Ressourcen und Förderungen für Frauen
- Bewusstseinsbildende Maßnahmen für Beiratsangehörige
- Gleichbehandlungsbeauftragte in Entscheidungsgremien
- Bevorzugung von Minderheiten
- (Wieder)-Auslobung des Frauenkunstpreises
- Förderung von Frauennetzwerken
- Ausreichend qualifizierte Kinderbetreuungseinrichtungen

## 6. TECHNOLOGIE UND INFRASTRUKTUR

### 6.1 Grundsatzpositionen

Feministische Kritik an derzeitiger Technologie richtet sich gegen Rüstungs-/Wafenttechnologien, gegen Atomtechnologien und gegen die Vereinnahmung des Frauenkörpers durch Gen- und Reproduktionstechnologien.

Technischer Fortschritt ist nicht automatisch sozialer Fortschritt. Bei Problemlagen ist zunächst zu überprüfen, ob eine soziale Lösung möglich oder eine technische Lösung notwendig ist.

Technologien müssen die folgenden Kriterien erfüllen:

- Selbstbestimmung (und nicht Abhängigkeit) fördernd
- ressourcensparend
- nachhaltig, reparaturfähig, lang haltbar und wieder verwertbar
- dezentral, kleinräumig, regional angepasst, vernetzt
- keine negativen Auswirkungen auf globaler/internationaler Ebene
- nicht gesundheitsschädlich
- möglichst einfach, transparent
- human-, umwelt- und sozial förderliche Aspekte haben Vorrang vor wirtschaftlichen Kriterien
- sinnlich/alle Sinne ansprechend

Um sicher zu stellen, dass technologische Entwicklungen nach den oben genannten Kriterien erfolgen können, werden folgende Steuerungsmechanismen eingesetzt:

- mindestens 50 % der Technologie-Forschungsgelder für Frauen
- gesonderte Förderung von feministischen Technologieprojekten
- mind. 50 %iger Frauenanteil in allen Positionen – Förderung von Zugang und Aufstieg von Frauen im Technologiebereich
- feministische Informationspolitik gegen die Mystifizierung von Technik und die Verbindung von Technik mit Männlichkeit (z.B. in den Medien: Sichtbarmachung von Frauen/Frauengeschichte im Bereich Technik; Neudefinition von Technik: Benennung auch von Frauen gemachter Tätigkeiten als technische Tätigkeiten)
- Bildungsmaßnahmen (Berufsorientierung und -beratung in nichttraditionellen Arbeitsbereichen für Mädchen, Berücksichtigung von mädchen-/frauenspezifischen Zugangsweisen; geschlechtergerechte Pädagogik, verpflichtende Einführung von textilen und technischem Werken für Mädchen und Buben, ...)

- ökologische Steuerreform (höhere Besteuerung von nichterneuerbaren Ressourcen gegenüber erneuerbarer Ressourcen und Arbeitskraft)
- Vergabe von staatlichen Aufträgen an Betriebe, die Kriterien der Geschlechter- und sozialen Gerechtigkeit erfüllen
- Lohngerechtigkeit für Beschäftigte im Bereich der sog. weichen und harten Technologien durch Kollektivverträge
- Förderung partizipativer Technikgestaltung (Einbeziehung der Nutzerinnen in die Entwicklung von technischen Geräten)

## **6.2 Vordringliche Maßnahmen**

Feministische Schwerpunktsetzung in der Innovationsförderung:

- Einsatz von Technologien zur Reduktion des Energieverbrauches (z.B. Niedrigenergiebauweise)
- Förderung im Bereich erneuerbarer Energien (Wind-, Solarenergie, Erdwärme, Biomasse)
- Förderung von öffentlichem vor Individualverkehr unter Berücksichtigung der Lebenssituationen von Frauen und Mädchen
- Erforschung der (ent-)demokratisierenden Potentiale vernetzter Computersysteme
- Kostenloser Zugang zum Internet für alle Frauen und Männer an zentralen öffentlichen Orten

## **7. BILDUNG, WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG**

### **7.1 Grundsatzpositionen**

Bildung, Wissenschaft und Forschung sind wesentliche Instrumente der Gestaltung von Gesellschaft und orientieren sich an zentralen, gesellschaftlichen Werten. Sie dienen der gesamtgesellschaftlichen Verwirklichung und Förderung der genannten politischen Ziele.

#### **Bildung**

Die Gestaltung von und der Zugang zu Bildung ist eine entscheidende Frage der Demokratie im allgemeinen und der Partizipation von Frauen an der demokratischen Gestaltung der Gesellschaft im speziellen.

Bildung kann zwei Seiten haben: eine emanzipatorisch-befreiende und eine disziplinierende im Sinne der Reproduktion von Herrschaftswissen und der Anpassung an herrschende Normen (z.B. Bildung als arbeitsmarktorientierte Ausbildung).

Feministischer Bildungsbegriff:

- Bildung ist zu allererst politische und ethische Bildung.
- Ziel von Bildung ist die Befähigung von Frauen, selbst Gesellschaft und Welt (mit)zugestalten und als Subjekte und Agentinnen der eigenen Anliegen an gesellschaftlichen Prozessen und Veränderungen mitzuwirken.
- Bildung ist nicht orientiert an Defizitreduktion, sondern an der Förderung von Fähigkeiten und Teilnahme. Bildung ist Befähigung zum Sprechen. Sie unterstützt Frauen darin, sich als Person und Trägerin von Meinung zum Vorschein zu bringen.
- Bildung arbeitet gegen Gewalt und gegen Totalitarismen. Sie fördert offene Denksysteme, soziale und emotionale Kompetenzen, kritisches Denken und Kritikfähigkeit.
- Bildung ermöglicht Auseinandersetzung mit Einteilungen und Klassifizierungen von Menschen in Gruppen, über die entweder Ein- oder Ausschluss passiert. Feministische Bildung beschränkt sich dabei nicht auf die Auseinandersetzung mit der Konstruktion von Geschlecht, sondern nimmt auch rassistische, »behinderten«feindliche, klassistische, heterosexistische etc. Konstruktionen in den Blick.

### **Wissenschaft und Forschung**

Eine feministische Konzeptionierung von Wissenschaft und Forschung wendet sich gegen die Unterwerfung derselben unter ökonomische Kriterien und marktwirtschaftliche Rationalitäten. Geschlechtergerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit und ökologische Nachhaltigkeit haben in Wissenschaft und Forschung Vorrang vor Verwertbarkeit und Profit. Grundlegend dafür ist eine interdisziplinäre Herangehensweise an alle Forschungsfragen.

Forschung darf nicht zulasten anderer (Völker, Minderheiten, Umwelt, Tiere ....) erfolgen.

## **7.2 Vordringliche Maßnahmen**

### **Bildung**

- Verpflichtende Aufnahme der Kategorie »Geschlecht« in Bildungs- und Ausbildungspläne und -maßnahmen (Gender-Kompetenz)



- Gezielte Förderung von Maßnahmen und Projekten im Bereich politische Bildung, soziale Bildung, Demokratiebildung.
- Eine neue, von allen Betroffenen gestaltete Universitäts-Reform. Dies bedeutet den sofortigen Stopp der Implementierung der aktuellen Universitätsreform
- Prozessorientiertes, teamorientiertes und nicht-hierarchisches Lernen als Grundprinzipien jeglicher Bildungs- und Ausbildungsmaßnahmen
- Verankerung des freien, offenen und kostenlosen Bildungszugangs in der Verfassung.
- Schulungen und Workshops zu Gender-Budgets und partizipativer Budgetgestaltung in allen Gemeinden, für NGOs, PolitikerInnen und Verwaltung
- Integration des Themas Gewalt gegen Frauen in Aus- und Weiterbildung in den Bereichen Pädagogik, Gesundheitswesen, Polizei, Justiz etc.
- Bildung ist öffentliches Gut und muss von Verhandlungen zur Liberalisierung und Privatisierung von Dienstleistungen (GATS) ausgeschlossen bleiben.

### **Wissenschaft und Forschung**

- Berücksichtigung nicht profitabler Wissenschaften in interdisziplinären Forschungsprojekten.
- Bindung der Vergabe öffentlicher Mittel an die Berücksichtigung einer geschlechterdifferenten Perspektive
- Förderung von geschlechtersensibler Gesundheitsforschung und frauenspezifische Forschung in Medizin und Pharmazie.
- Verstärkte Forschung zu Fragen der Entwicklungspolitik und Friedenspolitik.
- Quantitative und qualitative Studien zur Situation von von Gewalt betroffenen Frauen in den Sozial-, Politik-, Rechts- und Gesundheitswissenschaften.

## **8. FRAUENPOLITIK – POLITISCHE PARTIZIPATION VON FRAUEN**

### **8.1 Grundsatzpositionen**

Feministisches Regieren ist orientiert an Selbstbestimmung, Integrität und Würde aller Frauen und sichert Frauenpolitik wie Partizipation von Frauen auf zivilgesellschaftlicher und staatlicher Ebene strukturell ab.

## **Staatliche Ebene:**

### **a) Frauenministerium/Frauenministerin**

Das Frauenministerium ist ein allen anderen Ministerien gleichgestelltes, infrastrukturell, finanziell und personell eigenständiges Ministerium.

Die Frauenministerin arbeitet nach dem Grundsatz, Selbstbestimmung, Integrität und Würde aller Frauen zu sichern.

Dabei stützt sie sich auf Expertisen von »1001« Expertinnen/Beraterinnen aus unterschiedlichen Bereichen.

Die Frauenministerin überprüft alle Gesetzesvorschläge und Regierungsmaßnahmen auf Geschlechtergerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit und, ist zur Nutzung des diesbezüglichen Vetorechts im MinisterInnenrat verpflichtet, wenn gegen diese Prinzipien verstoßen wird.

Im Hinblick auf die Verteilung budgetärer Mittel ist das Frauenministerium – gleich dem Sozialministerium – am höchsten zu dotieren.

Die Frauenministerin muss vor Amtsantritt Qualifikationen im Bereich Frauenpolitik nachweisen können.

### **b) Einrichtung einer Clearing-Stelle für Geschlechtergerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit**

Diese Clearing-Stelle kontrolliert alle Ministerien hinsichtlich der Umsetzung des Prinzips der Geschlechter- und sozialer Gerechtigkeit. Sie ist an das Frauenministerium angebunden, diesem jedoch nicht weisungsgebunden.

## **Zivilgesellschaftliche Ebene:**

### **Finanzierung und verpflichtende Anhörung eines Frauenrats**

Als zivilgesellschaftliche Monitoringinstanz ist die Errichtung eines unabhängigen Frauenrates zu finanzieren.

Der Frauenrat arbeitet als eine selbstorganisierte, unabhängige, zivilgesellschaftliche, basisdemokratische Einrichtung und ist mit einer Minimalinfrastruktur von 3 Vollzeitmitarbeiterinnen und einem angemessenen Arbeitsbudget – inklusive der Kosten für Vernetzung (Reisekosten und Aufwandsentschädigungen für die Teilnahme an Frauenrats-Sitzungen), Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit etc. – auszustatten.

Der Frauenrat setzt sich aus Vertreterinnen von Frauen- bzw. feministischen NGOs, Vereinen, Projekten, Einrichtungen, Vernetzungen, Gruppen und feministischen Vernetzungen/Gruppen in gemischten NGOs zusammen (Delegationsprinzip).

Die konkrete Struktur, Entscheidungsmechanismen, Gremien und Repräsentantinnen werden von den Delegierten der Trägerinnen-Einrichtungen, die den Frauenrat aufbauen, ausgearbeitet und bestimmt.

Zu den Aufgaben des Frauenrats zählen:

- Lobbying für und Monitoring von politischen Maßnahmen und staatlichen Institutionen im Hinblick auf die Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit und sozialer Gerechtigkeit
- Erstellung und Beauftragung entsprechender Expertisen und Gesetzesvorschläge, sowie Beratungstätigkeit und Überprüfung von bestehenden Gesetzen und Gesetzesvorschlägen.
- Öffentlichkeitsarbeit
- Evaluierung politischer Maßnahme und die Verfassung entsprechender Berichte gemäß CEDAW (UN-Frauenkonvention).
- Initiierung von Forschungsprojekten und Kongressen

## **8.2 Vordringliche Maßnahmen**

- Zur Neuverteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit ist ab sofort die 30-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich und mit einem Mindestlohn von Euro 1.100,- einzuführen.
- Schaffung eines flächendeckenden Netzes an Kinderbetreuungseinrichtungen und Entwicklung experimenteller bzw. alternativer Modelle der Kinderbetreuung.
- Gesetzliche Absicherung und langfristige Basisfinanzierung für bestehende und neu zu gründende Frauen- und Mädchen-Einrichtungen.
- Aufbau eines Mentorinnen-Systems (nicht-elitär).



## ZUR RELEVANZ VON »UNBESTIMMTHEIT« FÜR FEMINISTISCHE WISSEN- SCHAFTEN

---

Mechthild Hetzel

*Der notwendige Glaube an unser wirkliches Handeln ist es,  
welcher alles Bewusstsein einer Realität begründet. Von jenem Bedürfnisse  
des Handelns geht das Bewusstsein der wirklichen Welt aus, nicht umgekehrt.  
Wir handeln nicht, weil wir erkennen, sondern wir erkennen,  
weil wir zu handeln bestimmt sind.  
(Fichte)*

Mit »Unbestimmtheit« ist ein Forschungsprogramm benannt, das mit dem Namen des Darmstädter Philosophen Gerhard Gamm aufs engste verbunden ist. Er hat mit seiner Habilitationsschrift *Flucht aus der Kategorie: Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*, die 1994 erschien, erstmals dezidiert zu diesem Thema auf sich aufmerksam gemacht und seitdem in zahlreichen Vorträgen und Veröffentlichungen Ergebnisse vorgelegt (u. a. ders. 2000),<sup>1</sup> die über die Grenzen der Disziplin hinaus vielfach Beachtung finden (vgl. Grasnick 2001). Dabei geht es ihm sowohl darum, die sprachphilosophischen, logischen und gesellschaftstheoretischen Implikationen einer Semantik des Unbestimmten zu entwickeln, wie insbesondere auch ihre Erschließungskraft im Kontext von Wissen, Moral und Technik zu erproben (ders. 2000: 7-11). Das »Zentraldispositiv« der Unbestimmtheitssemantik ist nach Gamm mit *unbestimmter Bestimmtheit* bezeichnet. Sie ist »das Interpretationsformular, das die Diskurse des modernen Denkens begründungstheoretisch erschließt« (ders. 1994: 7-39, hier 23). Seine Überlegungen zur Logik unbestimmter Bestimmtheit verfolgen den Zweck, »zu zeigen, wie unter den reflexiv gesteigerten Voraussetzungen der modernen Welt sich die (für die Philosophie re-

1 Vgl. ders. (1997a): Die Flucht aus der Kategorie. Die Unbestimmtheit der modernen Welt im Spiegel philosophischer Diskurse. In: Luthe, H. O./Wiedenmann, R. E. (Hg.), *Ambivalenz*, Opladen, 35-64; ders. (1997b): Die Unausdeutbarkeit des Selbst. In Lutz, W. (Hg.), *Das »Andere« der Kommunikation*. Leipzig, 125-140; ders. (2002): Der unbestimmte Mensch. Die gebrochene Mitte des Selbst als irreduzible Lücke im Sein. In: *Lettre International* H. 57, 90-93; ders. (2004): Der unbestimmte Mensch. Über Subjektivität, Technik und nichtmenschliche Akteure. Berlin, Wien; – u. a. m.

levanten) Unbestimmtheiten über eine Semantik erschließen« (ebd.): die der unbestimmten Bestimmtheit. Mit seiner Untersuchung zur *Positivierung des Unbestimmten* sucht Gamm die These zu erläutern, »dass in der radikalisierten Moderne alle begründungstheoretisch relevanten Begriffe von der nämlichen (paradoxen) Struktur unbestimmter Bestimmtheit durchquert werden«; anders gewendet, dass »in den philosophischen Diskursen der Moderne« eine Argumentationsfigur vorherrsche, die »philosophisches Denken dazu nötigt, das (Bestimmt-)Sein von einem Unbestimmten her auszulegen« (ebd. 22). Die Aufgabe, mit der sich Gamm angesichts eines aktuell allenthalben unbestimmten Redens von Unbestimmtheit konfrontiert sieht, ist es, die ›Infrastruktur‹ des Unbestimmten (ebd. 8) genauer zu untersuchen. Entgegen der vagen Feststellung, Unbestimmtheiten konstituierten nun mal unsere Welt, ist es der Zweck seiner philosophischen Unternehmung, die ›Grammatik des Begriffs‹ selbst zu klären (ebd.), was auf die These von der einen Semantik führt, von der her Aufschluss über die pluralen Unbestimmtheiten zu gewinnen sei. Jener Semantik nimmt sich Gamm in seinen Studien zum ›epistemisch‹ wie ›praktisch motivierten‹ Unbestimmten an, indem dort eine *unbestimmte Bestimmtheit* als ›Interpretationsformular‹ erprobt wird.

Die Differenz, die in diesem Zusammenhang sichtbar wird, möchte ich unterstreichen: Es ist eines, Unbestimmtheiten als soziales und epistemologisches Charakteristikum der Postmoderne auszumachen; ein anderes ist es, über eine Semantik unbestimmter Bestimmtheit die Diskurse des modernen Denkens zu erschließen.

Eine aktuelle Untersuchung zur Rolle des Unbestimmten in den feministischen Wissenschaften (Haag 2003) ebnet genau diese Unterscheidung ein, insofern es »in der feministischen Theorie selbst« darum gehe, »das Unbestimmte in seiner Unbestimmtheit zu belassen« (ebd. 68). Der Begriff des Unbestimmten wird »in der vorliegenden Arbeit nicht näher differenziert« (ebd.), als wäre das Erfordernis, zu differenzieren und das heißt, in bestimmter Weise von Unbestimmtheit zu reden, gleichbedeutend damit, eine formale Struktur an Unbestimmtheit heran zu tragen: In der begründeten Zurückweisung einer *Logifizierung* des Unbestimmten wird von der Verfasserin die spezifische Bedeutung seiner *Logik* verkannt. Die systematisch angelegte Indifferenz stellt für das Ergebnis ihrer Untersuchung m. E. eine folgenreiche Vorentscheidung dar, insofern letztlich »Unbestimmtheit« als feministischem Verständnis unangemessen zurückgewiesen wird.

## 1.

In der Exposition ihrer Studie (ebd. 20-28) charakterisiert die Literaturwissenschaftlerin Christine Haag ihren Ansatz als wissenschaftskritisch, womit sie den Anspruch feministischer Wissenschaft *sui generis* auf diese selbst zu richten sucht.

Mit ihrer Dissertation *Flucht ins Unbestimmte: Das Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie* rekurriert Haag, aufgrund der Assonanz mit dem Titel (Flucht aus der Kategorie, Gamm 1994) nicht unerwartet, auf Gamms Forschungen zu einer Semantik des Unbestimmten.<sup>2</sup> Den unterschiedlichen Qualifizierungen von »Unbestimmtheit«, die Gamm erarbeitet, bleibt die Untersuchung Haags gegenüber auffällig indifferent. Einzelne Abschnitte ziehen von Gamm getroffene Unterscheidungen ein und entdifferenzieren Unbestimmtheit: als wäre die programmatische These von der *Positivierung des Unbestimmten am Ausgang der Moderne* mit der vagen Intuition identisch, die Unbestimmtheiten mit ›postmodernem Existenzgefühl‹ in Verbindung bringt; – als wäre die aporetische Struktur unbestimmter Bestimmtheit zu verwechseln mit der Vorstellung von Gegensätzen, die sich ablösen (Haag 2003: 29f). Diese Indifferenz ist für Haags Kritik am Denken der Unbestimmtheit signifikant: Einerseits hat sie dabei »Unbestimmtheit, in welcher Form auch immer« (ebd. 62) vor Augen, andererseits reduziert sie Unbestimmtheit darauf, dass sie »von der Warte der Bestimmtheit aus konstruiert wird«, schließlich seien »die Begriffe, mit denen sie benannt wird, größtenteils negative Begriffe« (ebd. 67). Nur so könne sie überhaupt »zum Thema gemacht« werden, auch wenn »häufig insinuiert« werde, Unbestimmtheit »ähnlich Adornos Definition des Nicht-Identischen« zu denken (ebd.).<sup>3</sup>

Im Verlauf ihrer umfangreichen Studie referiert Haag die These, dass für Begriffe wie ›Horizont‹, ›Weltbild‹, ›Perspektive‹, ›Kontext‹ Unbestimmtheit *konstitutiv* ist und dass begründungstheoretisch relevante Begriffe von einer *paradoxal strukturierten* unbestimmten Bestimmtheit durchquert werden (ebd. 30, vgl. Gamm 1994: 22). Doch bleibt die Untersuchung von der Einsicht in die Konsequenzen dieser Be-

2 Explizit wird die Rückbindung an die Vorarbeiten Gamms bspw. in der Thematisierung des Leitfadens ihrer Arbeit, ebd. 20; – in Teilen bleibt sie auch unausgesprochen, etwa in der Auswahl der Referenzautoren, der Diskussion ihrer Positionen und in der Abschrift der Quellentexte, ebd. 36f, 50f, 68f, 147ff, 190f (vgl. Gamm 1994: 10, 15, 25, 41f, 343, 348ff).

3 Vgl. ebd. 66: »Was als das Unbestimmte deklariert wird, ist häufig nur das Bestimmte unter negativ verkehrtem Vorzeichen.« Die Verfasserin argumentiert, dass »Unbestimmtheit nur vom Ort der Konstruktion aus gedacht werden kann, und dies kann nicht bezweifelt werden, da wir unseren eigenen Horizont nicht überschreiten können«.

hauptung für Haags Leitfrage nach der Relevanz des Unbestimmten für feministische Wissenschaften erstaunlich unberührt. Erkannt werden müsse, resümiert die Verfasserin, dass »Unbestimmtheit dem Anspruch, Ausdruck eines feministischen Verständnisses zu sein, eo ipso nicht gerecht werden kann, da die Unbestimmtheits- wie auch Bestimmtheitssemantiken keine Implikationen besitzen, die nach ethischen Beurteilungen verlangen würden« (Haag 2003: 255).

## 2.

»Unbestimmtheit« wäre nur unzureichend begriffen, wollte man Unbestimmtes als einfache Negation des Bestimmten verstehen, das logisch und erkenntnistheoretisch betrachtet dem verhaftet bleibt, was es verneint. Insofern Kritik sich auf die Voraussetzungen dessen stützt, was sie kritisiert, liefe sie tatsächlich »Gefahr«, wie Haag das für die Rationalitätskritik der »Apologeten des Unbestimmten« behauptet, »sich selbst zu widerlegen« (ebd. 254). Ebenso wenig scheint in der Kritik am Bestehenden die Einsicht in die Reflexivität des Wissens Garant dafür zu sein, dass in den letztlich erhobenen Forderungen (nach ›Toleranz‹, ›Solidarität‹, ›Anerkennung sexueller Differenz‹ usf.) nicht erneut »positive Inhalte wieder in eine privilegierte Stelle gerückt werden« (Gamm 2000: 10). – Im Unterschied zu einer Skepsis, die jeglichen kritischen Impuls an einem performativem Selbstwiderspruch scheitern sieht, suche ich hier einen differenzierten Begriff von »Kritik« zu verteidigen.

### 2.1

Mit dem »ethischen Anspruch« von Theorien des Unbestimmten, das heißt, genauer: mit ›antirealistischen‹ und ›konstruktivistischen‹ Theorien befasst sich Haag in ihren einleitenden Überlegungen zur »Bedeutung des Unbestimmten in der Moderne« (Haag 2003: 59-62). Eingehender untersucht sie den »radikalen Konstruktivismus« in seinem moralischen Anspruch,<sup>4</sup> worunter Haag offenbar auch Theorien

4 Hier referiert die Verfasserin Überblicksdarstellungen, die vereinzelt auf Maturana, Varela und von Foerster Bezug nehmen; sie geht im Rahmen ihrer Untersuchung nicht eigens auf die Schriften der Autoren selbst ein.



»im Gefolge von Derrida und Foucault« subsumiert.<sup>5</sup> Sachlich durchaus verwirrend ist es, dass sie radikalen Konstruktivismus als »Parteinahme für unbestimmte Bestimmtheit« wertet. Sie setzt ihn mit »Relativismus« gleich und hält ihm feministische Vorbehalte der angloamerikanischen Debatte der ausgehenden 1980er entgegen. In diesem Zusammenhang bezieht sich die Verfasserin auf den Aufsatz »Situierendes Wissen« von Donna Haraway; deren Kritik am Relativismus fällt eindeutig aus: Die hier bis zur Unterschiedslosigkeit propagierte Gleichwertigkeit, wie auch immer Position zu beziehen, entziehe sich der Verantwortung und kritischen Infragestellung. Die *Relativierung* von objektiven Grundsätzen spiegele perfekt deren *Totalisierung*;<sup>6</sup> beide Konzepte entledigten sich des Risikos einer Parteinahme und partiellen Perspektive; beide machten es unmöglich, klar zu sehen.<sup>7</sup> – Sofern ein Denken der Unbestimmtheit als relativistische Theorie qualifiziert, sich als unzureichend weil unverbindlich erweist, ist die Frage nach den normativen Implikationen des Unbestimmten m. E. nicht grundsätzlich obsolet geworden.

## 2.2

Im Folgenden suche ich die Erschließungskraft des Unbestimmten im Kontext praktischer Vernunft zu erproben. In meinen Überlegungen beziehe ich mich auf die Frankfurter Adorno-Vorlesungen Judith Butlers im Herbst 2002, um den Doppelsinn einer *Kritik der ethischen Gewalt* (so der gleichnamige Titel, Butler 2003) herauszuarbeiten. Das heißt, Kritik verstehe ich einerseits als Analyse der Gewaltförmigkeit einer ethischen Konzeption in einem bestimmten Sinn; andererseits wirft der Titel die Frage nach der Form auf, die eine Moral annimmt, die durch eine

- 5 Vgl. ebd. 59: Unbestimmtheit sei »insbesondere im Gefolge von Derrida und Foucault, in Diskursen befangen, [...] die politisch-moralische Überzeugungen für ihre Ziele ins Feld führen, denen kaum widersprochen werden kann«. Diese These sucht sie mit einem Hinweis auf den radikalen Konstruktivismus zu stützen, nicht durch eine eingehende Auseinandersetzung mit den beiden für die reflektierte Moderne (Postmoderne) bedeutenden Philosophen. – In ihrer umfangreichen Studie zur Relevanz des Unbestimmten gibt es zwei Stellen, an denen sie direkt und eher knapp und beiläufig auf Werke der beiden Bezug nimmt: Auf *Passages* (Derrida) kommt Haag zu sprechen, als sie den »Einfluss postmoderner Denkmodelle auf wissenschaftliche Theorien« (hier: das Denkmodell Raum) untersucht, ebd. 246. *Die Ordnung des Diskurses* (Foucault) findet in der Gegenüberstellung von »Ähnlichkeit versus Identität« Erwähnung, ebd. 147f.
- 6 Vgl. abweichend davon: »Die Bewertung von Relativierung und Totalisierung als zwei sich gegenseitig ausschließende Konzepte ist selbst wiederum eine Ideologie, wie Donna Haraway zu Recht feststellt« (Haag 2003: 61, im Rekurs auf den gleichen Ausschnitt aus Haraways Aufsatz).
- 7 Haraway, Donna (1988): *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*. In: *Feminist Studies* 14, 574–599, hier 584, zit. n. Haag 2003: 61 (Übers. v. M. H.) – Zu Person und Werk Haraways vgl. den Beitrag von Petra Gehring, die sich u. a. mit diesem Aufsatz im Einzelnen befasst (dies. 1998).

Kritik der ethischen Gewalt hindurchgegangen ist. In diesem Zusammenhang wird das Verhältnis von Souveränität und moralischem Handeln virulent. Was heißt vor dem Hintergrund der spezifisch modernen Infragestellung des Subjekts, moralisch zu handeln, wenn kein ›Täter hinter der Tat‹ mehr vorausgesetzt werden kann? Lassen sich moralische Handlungsmöglichkeiten nur durch den Rückgriff auf ein vordiskursives Ich begründen, das sich verantwortlich zeichnet? Was bedeutet Rechenschaft zu geben, wenn die Rede von *mir, die handelt*, notwendig zirkulär ist, das heißt, eben das schon voraussetzt, was erst hervorgebracht wird? – Quer zur Untergliederung in drei Vorlesungen und deren Schwerpunkte (*Rechenschaft von sich selbst; Gegen ethische Gewalt; Verantwortung*) steht der thematische Zusammenhang von Butlers Überlegungen: die Frage nach dem Verhältnis von Souveränität und moralischem Handeln. Die untergründige Struktur ihres Beitrags benenne ich mit der Bewegung einer Kritik der ethischen Gewalt.

Was meint die Rede von einem Denken, das sich immer wieder *in Bewegung* versetzen lässt? Butler, Rhetorikprofessorin in Berkeley, ist ausgesprochen hellhörig, was ihre eigene Rede anbelangt. Ihre Überlegungen führen die Schwierigkeit mit sich, zueinander widersprüchliche, ja disparate Positionen in *einer* Denkbewegung zusammenzuführen.<sup>8</sup> Die Entgegensetzung von ›Position‹ einerseits und ›Denkbewegung‹ andererseits (vgl. engl. *reflection*) ist durchaus aufschlussreich. »Stand-Punkte«<sup>9</sup> werden hier in Frage gestellt von einem Denken, das sich immer wieder in Bewegung bringen lässt. Schwer zu denken sind ihre Überlegungen, weil sie sich nicht einem *Entweder-Oder* zuordnen. Butler hebt immer wieder an zu formulieren, treibt ihr Nachdenken bis ans Äußerste – irritiert aber zugleich, indem sie übereilten Schlussfolgerungen mit fortwährend differenzierenden Einwänden (»das bedeutet nicht ...«) ins Wort fällt.<sup>10</sup>

Butler untersucht binäre Oppositionen, die zentrale Dichotomien westlicher Epistemologie einschließen (vgl. dies. 2001): Begriffspaare, in denen einer der beiden ›Terme‹ höher bewertet wird und der andere als abgeleitet gilt. Im Kontext feministischer Rationalitätskritik paraphrasiert Haag den Ansatz, »dualistisches Denken« zu analysieren: Es werde hier »davon ausgegangen, dass die Gegensatz-

8 Im Rahmen der feministischen Kritik am Rationalismus referiert Haag Ansätze, die Kategorien zu differenzieren suchen (dies. 2003: 177-183). »Unklar bleibt die Position Judith Butlers« merkt die Verfasserin an und konkretisiert ihr Unbehagen: »einerseits verfißt sie eine Offenheit der Kategorie »Frau«, die letztlich deren Auflösung bedeutet, andererseits hält sie an der Kategorie »Frau« weiterhin fest; eine »Position«, die ihr letztlich »wenig plausibel« erscheint (187f).

9 Zum Stichwort *Standpunkt* als Kompositum vgl. Butler 2003: 78.

10 Eine Rede, in welcher keine »kausalen Erklärungen« auszumachen sind und die stattdessen immer wieder von vorne beginnt, veranschaulicht Butler an Foucaults Bemühen, *Rechenschaft von sich selbst* zu geben, ebd. 116ff.

struktur nicht nur nicht natürlich sei, sondern auch zu einer Gewalthierarchie führe, die nur aufrecht erhalten werden könne, wenn die als niedriger eingestufte Seite marginalisiert werde« (dies. 2003: 98).<sup>11</sup> Mit anderen Worten, die Struktur der Opposition wird als hegemonial analysiert. Butler zeigt nun, dass die Grenze zwischen beiden (Termen) nie absolut gezogen werden kann: Folgt man ihrer Analyse des Verhältnisses von Selbstheit und seiner Geschichte, so *vollzieht sich in der Erzählung des Selbst seine Konstituierung*. Mit der Vorstellung von einem Selbst, das unabhängig von (und das hieße auch vor) seiner Geschichte existiert, um sie zu erzählen, wird hier gebrochen. Dieses Denken unterläuft die Vorstellung eines eindimensionalen Hegemonialanspruchs; Macht erweist sich als brüchig. Dadurch, dass Butler zeigt, wie »Sprache selbst die Bedingungen einer Gegenmacht schafft, die sich politisch nutzen lässt«, entfaltet ihre *sprachimmanente Sprachkritik* »politische Relevanz« (Kämpf 2002: 104).<sup>12</sup> – Im Folgenden werde ich »Kritik« zunächst in dem Sinne auffassen, dass Butler die Gewaltförmigkeit bestimmter ethischer Konzeptionen aufweist.

### 2.3

In *Kritik der ethischen Gewalt* deckt Butler die problematischen Implikationen einer Ethik universellen Anspruchs auf, die gegenüber dem Verhältnis von Abstraktem und Konkretem indifferent bleibt. Nach Adorno ist das »ethische Verhalten immer ein gesellschaftliches Phänomen«, wie er in seiner Vorlesung zur Moralphilosophie Anfang der 1960er festhält, das heißt, dass »es überhaupt keinen Sinn hat vom ethischen und vom moralischen Verhalten in Absehung der Beziehungen der Menschen zueinander zu reden« (ders. 1997: 34f). Ethiken aber, die nach vorab festgelegten Prinzipien moralisches Handeln einfordern, sehen ab von den situativen Besonderheiten, die nach bestimmten ethischen Entscheidungen verlangen. Deontologische Positionen, die Handlungsfolgen unberücksichtigt lassen, laufen Gefahr in »Narzissmus zurückzufallen« (Butler 2003: 111). Butler folgt hier Adorno, der diejenigen Arten von Ethik als »gewalttätig« und »repressiv« be-

11 Die Verfasserin diskutiert diesen Ansatz nicht weiter, wertet ihn aber als eine »an Derrida angelehnte konstruktivistische Lesart« (ebd.), ohne den Begriff der »Dekonstruktion«, der mit dem Namen des französischen Philosophen aufs engste verbunden ist, in Auseinandersetzung mit Jacques Derrida zu explizieren.

12 Vgl. ebd. 101: »Um politische Philosophie als Sprachkritik betreiben zu können, sind die zentralen Begriffe *Politik, Sprache* und *Macht* in einem erweiterten Sinne zu verstehen: Sprachkritik kann dann eine politische Dimension erlangen, wenn davon ausgegangen wird, dass Sprache in *spezifischer Weise* in das Feld des Politischen verwoben ist. Dazu ist zunächst *Sprache* als Performance, als diskursive Praxis, zu fassen.«

nennt, die gegenüber gesellschaftlichen Bedingungen gleichgültig bleiben, unter denen eine »lebendige« Aneignung von Normen »vielleicht möglich würde« (ebd. 18).

Insofern sie die Tradition der Moralkritik nach Nietzsche und Freud aktualisiert, bleibt sie dem souveränen Selbst wie seinen Komposita (Selbsterkenntnis, -behauptung, -erhaltung usf.) gegenüber skeptisch. Im Anschluss an Adorno und Levinas gilt Butlers Kritik ethischen Systemen, die Selbsterhaltung als letzten moralischen Wert annehmen (ebd. 97-99, 104-106). In ethischer Hinsicht wird hier die schroffe Entgegensetzung von Selbstgenügsamkeit und konstitutiver Abhängigkeit, von Narzissmus und primärem Bezug zum Anderen bedeutsam.

## 2.4

In der genaueren Untersuchung des Titels *Kritik der ethischen Gewalt* nehme ich »Kritik« nun wörtlich, interpretiere das Ethische als Krisis und verfolge die Frage, welche Form eine Moral annimmt, die durch eine Kritik der ethischen Gewalt hindurchgegangen ist. Kritik verstehe ich als Aussetzung, Unterbrechung, Enteignung, hier: des souveränen moralischen Subjekts.<sup>13</sup> Ethik erfordert, so resümiert Butler, »dass wir uns eben dort aufs Spiel setzen, in diesen Momenten des Unwissens«.

Was sie hinsichtlich moralischer Fragen formuliert (ebd. 12, 17), gilt für ihr Sprechen gleichermaßen: dass die Kontexte, die Form prägen, die die Fragen annehmen. Man mag hier das Echo Adornos hören, dass der Philosophie ihre Darstellung nicht äußerlich sei (vgl. ders. 2000: 29).<sup>14</sup> Die Einsicht, dass das Selbst erst aus der Adressierung hervortritt, ist der Struktur der Frage – Wer bist *du*? – implizit. Mit Caravero (dies. 2000) verbindet Butler die Anstrengung, das Verhältnis der Struktur des Selbst und der Darstellung nachzuzeichnen. »Die zentrale Frage für die Anerkennung ist eine ganz direkte, und sie richtet sich an den Anderen« (Butler 2003: 42f). Eine ethische Dimension wird möglicherweise dann sichtbar, wenn wir uns klarmachen, dass die Frage, wer du bist, nicht einfach lautet, »ob ich dich erkennen kann oder erkennen werde«. Von Interesse ist vielmehr, ob »du« zur Frage wirst: Wer ist »du«? Kommst »du« in Frage? Für die Struktur des Menschlichen, in der ich mich bewege? Ethische Praxis verlangt danach, dass wir als dieses Subjekt »zu-

13 Sofern nicht anders belegt, stellt die nun folgende Passage meines Beitrags eine fortwährende Variation der Schlussworte Butlers dar (dies. 2003: 143f).

14 Vgl. »der Philosophie [ist] ihre Darstellung nicht gleichgültig und äußerlich [...], sondern ihrer Idee immanent« (ebd.).

grunde gehen« (vgl. ebd. 79), in Momenten des prinzipiellen *Nichtwissenkönnens*<sup>15</sup>. Die ethische Forderung koinzidiert dem unaufhörlichen Vollzug, der steten Wiederholung, der neuerlichen Verschiebung, kurz: der wiederkehrenden Frage, wer du bist. Die Form der Frage Butlers (ob du »für das Schema des Menschlichen, in dem ich mich bewege, in Frage kommst«) gibt der Primärtatsache, dass »ich« aus der Begegnung mit dem Anderen hervorgehe, eine andere Wendung: In der Passivität noch vor jeder Passivität, die Levinas in Metaphern des Ausgeliefertseins zum Ausdruck bringt, hebt Butler hervor, inwiefern dies von einem Zutrauen begleitet wird, *einen* Menschen zu finden, der sich als vertrauenswürdig, das heißt, sich meiner Bereitschaft, mich rückhaltlos anzuvertrauen, als würdig erweisen wird: Ob du in Frage kommst? Aber, wir haben keine Wahl. Für unsere Bereitschaft »anders zu werden« ist genaugenommen nicht jede Einzelne von uns, bin nicht ich verantwortlich zu machen; dass »ich« angesichts der Anderen zusammenbreche, lässt sich nicht auf mein Tun zurückführen. Doch wo der Sprache vom ›Verfolgtwerden‹ und der ›Geiselhaft‹ (Levinas 1993) Abgründe innewohnen, weil hier Souveränität eingebüßt wird, sucht Butler umgekehrt die Grenzen und Gefahren dessen aufzuzeigen, zu meinen, *ohne* jene irreduzible Ungewissheit<sup>16</sup> überleben zu können (dies. 77ff, 96ff).

Butler stellt in ihrer Kritik der ethischen Gewalt die Vorstellung von einem kohärenten Subjekt in Frage. Die Annahme, das Subjekt sei sich selbst durchsichtig, ja, sei verantwortlich für eine uneingeschränkte Selbsterkenntnis, ist zu einem bestimmten Verständnis von Ethik zu rechnen. Dahinter steht die Forderung, Rechenschaft von sich selbst zu geben; ›Souveränität‹ meint hier das Verhältnis des Subjekts zum Grad der Beherrschung seiner Beziehung zu sich wie zu anderen. Butler thematisiert die Gewaltförmigkeit dieser Forderung in bestimmten Formen der Moral. Sie vermutet die Frage der Ethik an den Grenzen der »epistemologischen Horizonte« (ebd. 30f). Die Einlassstelle des Ethischen wird als Frage nach dem Anderen vernehmbar; eine Lesart, die Butlers Nähe zu Levinas unterstreicht. Sie weist die Brüchigkeit und Grenzen von Souveränität im Ausgang von einem Verständnis des Ethischen auf, das der *binären Opposition* von ›menschlich‹ und ›unmenschlich‹ gegenüber nicht indifferent bleibt. Das Unmenschliche ist keineswegs bloßer Gegensatz des Menschlichen, sondern »ein wesentliches Mittel, durch welches wir

15 Damit ist eine Figur *unbestimmter Bestimmtheit* bezeichnet.

16 Zu dieser Figur *unbestimmter Bestimmtheit* in Kontexten praktischer Vernunft vgl. Gamm 2000, u. a. 228-239.

[...] erst menschlich werden« (ebd. 104-110, hier 109).<sup>17</sup> In Butlers Lesart, die strikte Entgegensetzungen unterläuft, ist das Unmenschliche konstitutiv für das Menschliche. Die Bewegung der *Dekonstruktion* entspricht einer *immanenten Kritik* des Menschlichen, eine Kritik, die nicht von außen kommt. So gesehen ist unsere Selbsterhaltung konstitutiv abhängig von unserer unausweichlichen Verletzlichkeit; Selbstbehauptung zeigt sich affiziert von unserer Fehlbarkeit. Mit einer bestimmten Vorstellung von Ethik, die Selbsterhaltung (Spinoza) oder die Fähigkeit zu souveräner Selbstbestimmung (Kant) als Wesen des Menschen begriff, wird hier gebrochen.

## 2.5

Das Verhältnis von Theorien des Selbst zu Vorstellungen von Moral – durchgehend implizites Thema ihrer Kritik der ethischen Gewalt –, macht Butler einleitend explizit (ebd. 10f): Das Subjekt der Ethik beschreibt sie als »ein fragiles und fehlbares [...], charakterisiert eher durch seine Grenzen als durch Souveränität«; ihre These lautet entsprechend: »Man muss nicht souverän sein, um moralisch zu handeln; vielmehr muss man Souveränität einbüßen, um menschlich zu werden«. Dem ersten Teil des Satzes liegt eine bestimmte anthropologische Vorannahme zugrunde, dass es zutiefst menschlich sei, aus Souveränität heraus moralisch zu handeln, die Butler fragwürdig wird und die sie veranlasst, im zweiten Schritt einer *Umwertung* und *Verschiebung* des Begriffs »menschlich« Ausdruck zu geben: insofern »wir im und durch den absoluten Mangel unserer Menschlichkeit erst menschlich werden« (ebd. 109).

Welche Strategie ist damit verbunden? Welchen strategischen Ort hat das Menschliche nach Butler? Ruft sie nicht erneut eine substantielle (hier: humanistische) Vorstellung auf? – Der Einsicht in die Reflexivität epistemischen wie praktischen Wissens entsprechend wäre »menschlich« zu verstehen: gemäß einer Moral, die durch die Kritik der ethischen Gewalt hindurchgegangen ist. Sowenig man in Anbetracht Butlers Rhetorik des Utopischen (d. i. des *Nichtorts*) und eines Denkens

17 In den Vorlesungen nimmt Butler wiederholt Bezug auf Adornos Formulierung einer Theorie der Verantwortung: Die *unbeirrbar* Frage nach dem Richtigen oder Falschen einerseits und die Infragestellung der als *fehlbar* denunzierten ›Instanz‹ solcher normativen Urteile andererseits, – diese *Doppelbewegung* verknüpft Adorno aufs engste mit der Bedeutung des Menschlichen. So gesehen expliziert er das Menschliche als »eine in sich reflektierte Humanität« (ders. 1997: 250f). Die Selbstbehauptung des Menschen findet am Bewusstsein der eigenen Fehlbarkeit ihre Grenze. Diese Entgegensetzung begreift Unbeirrbarkeit als zutiefst *menschlich*, was sie begrenzt als *unmenschlich*. Doch die Grenze dieser binären Opposition kann weder strikt, noch auf alle Zeit gezogen werden.

in der Bewegung der Dekonstruktion eine thetische Behauptung kaum wird in Anschlag bringen können, so sehr enthält diese »Unbestimmtheit« normative Implikationen: Ethik erfordert, Souveränität einzubüßen, worin »unsere Chance liegt, menschlich zu werden, ein Werden, dessen Notwendigkeit kein Ende kennt« (ebd. 144). Folgt man ihrer eingehenden Diskussion der Frage Foucaults, um welchen Preis Wahrheit zu »sagen« sei,<sup>18</sup> führt die ethische Forderung »zur politischen Rechenschaft«; Ethik unterminiere »ihre eigene Glaubwürdigkeit, wenn sie nicht zur Kritik wird« (ebd. 137). – Inwiefern ist die Forderung, Rechenschaft von sich selbst zu geben, verflochten mit der politischen Frage, der Frage nach Macht? Da wir Normen nicht immer schon als gegeben vorfinden (als ein »Apriori der Existenz«, wie Butler lakonisch anmerkt; ebd. 20), werden sie Gegenstand ethischer Überlegung. Das macht die kritische Einsicht in die gesellschaftliche Genese und Bedeutung von Normen um des Lebens, das heißt einer »lebendigen« Aneignung willen, notwendig (ebd. 20f).

## 2.6

In der Diskussion einer *Kritik der ethischen Gewalt* ist es meine Absicht aufzuzeigen, inwiefern der ethische Anspruch (Verantwortung zu übernehmen), mit Macht verbunden ist: der Beherrschung von anderen oder sich selbst. Rechenschaft von sich zu geben, ist keine bloße Mitteilung. Ein Denken, das die Grenzen zwischen dem Selbst und seiner Erzählung von sich in Bewegung versetzt, unterläuft eine neuzeitliche Theorie des Subjekts, das unabhängig oder souverän existiert und die Welt seinen begrifflichen Bestimmungen unterwirft.

Eine weit verbreitete Vorstellung von Ethik nimmt von ethischer Selbstbestimmung aus eigener Vernunft und Kraft (Kant) ihren Ausgang. Insofern sich Butler auf die Tradition der Moralkritik des 20. Jahrhunderts stützt, stellt sie die Vorstellung von einem autonomen Selbst in Frage. In ihrer Kritik unterläuft sie zugleich eindimensionale Ableitungen: So wenig das Subjekt sich ausschließlich selbst Regelt, so wenig ist es nun umgekehrt vollständig der gesellschaftlichen Norm unterworfen oder gar nur deren Effekt. In einer eingehenden Paraphrase der Moralkritik von Nietzsche und Foucault diskutiert Butler die Wirkungskraft der Moral bei der Hervorbringung des Subjekts. Doch weder ist Subjektivität durch begrenz-

18 Butler bezieht sich hier auf Michel Foucault (1983): »Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?«. In: Spuren, H. 1, 22-26 und H. 2, 38-44.

de Bedingungen determiniert,<sup>19</sup> noch wird sie vollständig oder abschließend durch Normen konstruiert: die Hervorbringung des Subjekts als Wirkungskraft der Moral wäre als bloßer Diskurseffekt missverstanden.<sup>20</sup> Neue Arten der *Subjektivität werden* für uns zur *Möglichkeit*, insofern Normen weder als »total«, noch als »invariant« verstanden werden können. Was uns bedingt und begrenzt, erweist sich als formbar. Der Zusammenbruch, die Aussetzung, das Aufs-Spiel-gesetzt-Werden in Anerkennungspraktiken eröffnet »einen Schauplatz der Unterbrechung im Horizont der Normativität [...] und [verlangt] implizit nach der Einsetzung neuer Normen« (ebd. 34; vgl. 143).

Butlers Untersuchungen zum Verhältnis von Selbstheit und ethischer Forderung, führen zu der Einsicht, dass die Grenze zwischen beiden nicht absolut gezogen werden kann: Erst mit dem Moment, in dem Rechenschaft zu geben sein wird, vollzieht sich meine Konstituierung. Ein *Ich, welches handelt*, kontrolliert nicht von außen;<sup>21</sup> es erweist sich als affiziert, agiert so wenig autonom, wie es durch die vorgängige Adressierung erst eingesetzt ist. So ist die Einzelne unweigerlich mit dem Sozialen verknüpft; Adorno verweist konsequent die Ethik in den Bereich der Gesellschaftskritik. Insofern Butler seinen Beitrag zu einer Theorie der Verantwortung nachzeichnet, versucht sie zu zeigen (dies. 2003: 30f), »dass Moral weder bloßes Symptom ihrer gesellschaftlichen Bedingungen, noch ein in Bezug auf diese Bedingungen transzendenter Ort ist, sondern dass sie vielmehr unabdingbar [ist] für die Bestimmung der Handlungsfähigkeit«.

### 3.

Im Rekurs auf einen kognitionspsychologischen Beitrag der späten 1970er Jahre formuliert Haag, dass »wir nur sehen können, wonach wir zu suchen vermögen« und ergänzt, dies einzugestehen, falle »offensichtlich nach wie vor schwer« (ebd. 21). Das Diktum provoziert dazu, seine Plausibilität nicht allein für »die postmo-

19 Auf den Aspekt der Determination verweist Adorno, wenn er darauf insistiert, dass Bedingungen »einen jeden von uns zu dem gemacht haben, was wir sind«; ders. 1997: 259.

20 Zur *Revision* einer Theorie diskursiver Konstruktion (Foucault) siehe Butler 2003: 130f; vgl. ihren Beitrag zu Theorien der Subjektivität in der Moderne (dies. 2001). – Butler revidiert mit der differenzier- ten Analyse der *Hervorbringung des Subjekts* ihre Überlegungen zur Geschlechterdifferenz. In ihren Überlegungen zu den diskursiven Grenzen des Geschlechts (dies. 1997) hatte Butler noch eine ge- genteilige These ausgeführt, die Haag veranlasst, treffend wie lakonisch anzumerken: »den Körper wertet sie als Diskurseffekt« (Haag 2003: 181).

21 Diese Überlegungen haben Konsequenzen für ein *Verständnis des Ethischen* (als rekonstruktiv, nicht begründend), das ich im dritten und abschließenden Teil meines Beitrags herausarbeite.



derne Theorie« zu überprüfen, gegen deren unzureichende methodische Selbstreflexion sich die Verfasserin der ambitionierten Untersuchung *Flucht ins Unbestimmte: Das Unbehagen der feministischen Wissenschaft an der Kategorie* mit Verve abzugrenzen sucht. Ihr Vorgehen selbst wird, wie Haag eingangs vermerkt, von einem ausgesprochenen Unbehagen angesichts der aktuellen Forschungslage feministischer Wissenschaft geleitet. Dies veranlasst sie, über eine Dokumentation unterschiedlicher Theoriekonzepte hinaus, ihre Intuition in der Auswahl der Referenzautoren zu erhärten, die bekanntermaßen dem Projekt »Postmoderne« ablehnend gegenüber treten und deren Vorurteilsstruktur sie unkritisch übernimmt.<sup>22</sup> Ihre Vorgehensweise besteht darin, vielschichtige Theoriearchitekturen weniger darzustellen oder eingehend zu diskutieren, sondern vielmehr auf wenig Raum zu kompilieren. Mit der Bewegung der »Dekonstruktion« und dem Denken der »différance« (Derrida), sowie mit dem »Nichtidentischen« (Adorno) verfährt sie so, dass sie die Darstellung dieser »Konzepte« nicht aus den Schriften der Autoren entwickelt, sondern aus zweiter Hand übernimmt (ebd. 98, 148, 151f). Möglicherweise erschwert ihr dieses Verfahren, »die Problematik des Unbestimmten, die äußerst komplex ist« (ebd. 81) zu durchdringen. – Zur Klärung des Begriffs, genauer: der aporetischen Struktur *unbestimmter Bestimmtheit* suche ich im Folgenden »Unbestimmtheit« erneut dort auf, wo sie praktisch wird, »gründet doch«, mit Fichte gesprochen, »das »Bewußtsey[n] der wirklichen Welt« im »Bedürfnis des Handel[n]« (Gamm 1994: 24).<sup>23</sup>

### 3.1

In Replik auf die aktuell öffentlich geführte Debatte zur Biopolitik, in der keine Einigung scheint erzielt werden zu können, ohne ein- und auszugrenzen, gewinnt die Frage, inwiefern (praktische) Unbestimmbarkeit zu orientieren vermag, nicht unerwartet an Brisanz.<sup>24</sup> Im Rahmen einer umfangreicheren Untersuchung, die sich in Vorbereitung befindet, beschreibe ich jene Strategie, welche die *Paradoxie* der

22 Vgl. den Stellenwert, den die Verfasserin dem Beitrag »Eleganter Unsinn. Wie Denker der Postmoderne die Wissenschaften missbrauchen« von Alan Sokal und Jean Bricmont (dt. 1999) beimisst; eine »Persiflage« wie Haag anmerkt, der in ihrer Argumentation gleichwohl der Status eines ernstzunehmenden Einwands gegen feministische Rationalitätskritik zukommt (Haag 2003: 13-19, 46f, 88ff, 238ff).

23 Das *Eingangsmotto* meines Beitrags ist einem Abschnitt Fichtes entnommen, der sich diesem Hinweis auf die »Bestimmung des Menschen« verdankt.

24 Vgl. zu diesem Abschnitt meinen Beitrag: Was heißt Gerechtigkeit in Replik auf die Kontroverse um Ethik und Behinderung?, Beitrag zur Fachtagung Workshop Ethik »Wie wollen wir leben? Was sollen wir tun? Zum Verhältnis zwischen Gutem und Gerechtem« vom 05.-07. März 2003, Arnoldshain/Taunus.

sozialen Lage (von Marginalisierung und Normalisierung) sowohl erzeugt, als auch in einer stabilen Ordnung festschreibt, als Ausnahme-von-der-Regel-Konstrukt.<sup>25</sup> Ein Entwurf praktischer Orientierung oder Ethik, wie ich u. a. im Anschluss an Butler und Gamm zu entfalten suche, vermöchte demgegenüber differenziert zu reflektieren, was es bedeutet, dem Anderen und dem Selbst einen symbolischen wie sozialen Platz anzuweisen. Dieser Aneignungsgestus von Sprache in ihrer weiten Bedeutung, die Levinas ihr verleiht (ders. 1992), ist ambivalent:<sup>26</sup> Sprechen ist wohl ein Vereinnahmen der Anderen. Treffe ich Aussagen *über* jemanden, lässt Sprache sie zum Objekt werden; Sprechen über objektiviert. Jemanden *als* jemand Bestimmten ansprechen subjektiviert. – Zugleich aber setze ich mich im Sprechen auch der Anderen aus und lasse mich in Verantwortung nehmen. Dem Sprechen selbst scheint eine irreduzible Unbestimmtheit zuzukommen.

### 3.2

Der *Ambivalenz* entsprechend kann ich (zweifellos) mein Handeln nicht danach bestimmen wollen, Differenzen kategorisch zu unterlaufen.<sup>27</sup> Doch entscheidend wird es sein, immer wieder dorthin zu gelangen, wo es belanglos sein wird, Differenzen zu markieren. So wird es ohne Belang sein, wenn ich mit jemandem lache, ob sie im Rollstuhl sitzt oder nicht. Weit entfernt davon, eine »bloße« Offenheit als »das Gute« zu beschwören,<sup>28</sup> möchte ich in diesem Abschnitt das unendlich vermittelte Moment von *Offenheit* hervorheben: Um der Ambivalenz von Sprache, dem Doppelaspekt von Vereinnahmen und Sich-Vereinnahmen-Lassen, angemessenen Rechnung zu tragen, wären folglich solche Entscheidungen als ethische zu qualifizieren, die aus dem Aufeinandertreffen von »singulärer Überantwortung« und »bestimmter Entschlossenheit« hervorgehen (Derrida 2000: 56). Dies ist alles andere als trivial.

Wie Analysen der totalitären Züge des letzten Jahrhunderts zeigen, läuft der Versuch, Prädizierungen von »lebensunwürdig« und korrespondierend »lebens-

25 Vgl. *Anthropologische Aspekte und politische Dimensionen im Kontext von Behinderung und Ethik*, Drittmittelprojekt am Institut für Philosophie der Technischen Universität Darmstadt.

26 Zum Doppelaspekt von Sprache im Rekurs auf Levinas vgl. Stegmaier 2002, auf dessen Explikation der *Ambivalenz* ich mich hier stütze.

27 Vgl. zum Dilemma des Sprechens nach Kriterien einer *political correctness* Ebach 1998.

28 Vgl. den sattsam bekannten Vorwurf gegen »Unbestimmtheit« als einer Rhetorik des Unverbindlichen (*anything goes*), den die Studie zur Rolle des Unbestimmten in feministischen Wissenschaften erneuert (Haag 2003: 17, vgl. 64). – Vgl. Gamm 2000: 225ff: Von dieser *fatalen* Unbestimmtheit (»es geschieht, was ohnehin geschieht«, ebd. 226) unterscheidet der Verfasser eine als fraktal *qualifizierte*, die auf ein »Moment von Offenheit« aufmerksam mache, das »einen normativen Gehalt« birgt.

würdig« im Rahmen einer eindeutigen, anthropologischen Unterscheidungslogik aufeinander zu beziehen und den drohenden Verlust der Orientierbarkeit ein für alle mal abzuwehren, auf tödliche Konsequenzen hinaus. Wie aber lässt sich dann überhaupt noch unterscheiden: Gerechtes von Rechtmäßigem (und seiner Schattenseite, Unrechtmäßigem)? Werde ich doch nicht in jeder Hinsicht benennen können, was Gerechtigkeit ist. Nie werde ich von einer gegenwärtigen Situation sagen können, sie sei gerecht.<sup>29</sup> Unsere Entscheidungsprozesse werden von einem Vertrauen begleitet, das sich erst im nachhinein rechtfertigen wird; die Gründe von Gerechtigkeit sind uneinholbar. Sprachlosigkeit aber ist hier gerade nicht die notwendige Folge: werde ich doch sagen können, was Gerechtigkeit nicht ist und sehr genau von ihren Grenzen sprechen können.

### 3.3

Will ich den spezifischen Anforderungen einer Person nachkommen, kann ich mich nicht aller Differenzierungen enthalten; will ich der Anderen gerecht werden, womit ethisch qualifiziertes Handeln in Rede steht, kann ich mich ihrer Ansprache nicht entziehen. Immer dann werde ich *über* Unrechtmäßiges und *von* Benachteiligungen sprechen und etwas als ungerecht bezeichnen. Es wird im wörtlichen Sinn ›notwendig‹ werden, bestimmte Aussagen zu treffen und Differenzen kenntlich zu machen. Dass ich begriffliche Unterscheidungen als unausweichlich anerkenne, bedeutet, dass ich ihnen gegenüber nicht gleichgültig bin. Eine *Liebe sehenden Auges* mit Nietzsche gesprochen,<sup>30</sup> sieht, dass Differenzen »aus Lebensnotwendigkeiten kommen, die ihre Zeit haben und ist darum bereit, sie immer wieder in Bewegung zu bringen« (Stegmaier 2002: 160).

### 4.

Mit ihren Überlegungen zum »Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie« hat die Literaturwissenschaftlerin Haag eine ambitionierte Studie vorgelegt (dies. 2003). – Das Interesse der Verfasserin gilt der *Rolle des Unbestimmten in den Wissenschaften*; im Blick darauf sieht die Verfasserin angesichts der aktuellen Forschungslage die Gefahr »den wissenschaftlichen Diskurs pau-

29 Zu den *Aporien der Gerechtigkeit* siehe ausführlich Derrida 1991.

30 »Sagt, wo findet sich die Gerechtigkeit, welche Liebe mit sehenden Augen ist?« (Nietzsche 1999: 87ff, hier 86); der Hinweis auf Nietzsches Begriff von *Gerechtigkeit* findet sich bei Stegmaier 2002.

schalisierend in eine vorgefasste Syntax des Unbestimmten zu zwängen« (ebd. 56f): als wäre es »Apologeten des Unbestimmten« (ebd. 255) darum zu tun, »Unbestimmtheit« an die Wissenschaften heranzutragen,<sup>31</sup> was dann eine verabsolutierende Wirkung entfaltet; und als verhielte es sich nicht *umgekehrt*, insofern Unbestimmtheit als eine den Diskursen der Moderne inhärente Struktur auf ihre Erschließungskraft für Kontexte praktischer Vernunft befragt wird.

#### 4.1

Haag untersucht, was geschieht, wenn Unbestimmtheit »plötzlich zum grundlegenden Prinzip von Wissenschaft avanciert« (ebd. 27), um herauszufinden, ob Unbestimmtheit, wie vielfältig unterstellt, Ausdruck eines feministischen Verständnisses sein kann. Die Verfasserin weist diese Annahme bereits einleitend in einer »Kritik der Unbestimmtheit« zurück (ebd. 62-69). Ihrer Einschätzung nach kann Unbestimmtheit feministischem Verständnis »eo ipso nicht gerecht werden«, da *Unbestimmtheitssemantiken* keine Implikationen enthielten, »die nach ethischen Beurteilungen verlangen würden« (ebd. 255):<sup>32</sup> Unbestimmtheit sei »eben nicht eo ipso ein Garant für die Werte, die die feministische Theorie verteidigt« (ebd. 27) und weiter, dass sie »eben nicht unbedingt mit einer feministischen Grundeinstellung korrespondiert, sondern eben dazu diene bzw. immer noch diene, das Weibliche aus verschiedenen Diskursen auszuschließen« (ebd. 63).

#### 4.2

Meine Überlegungen verstehen sich als ein Beitrag in dem Bemühen um argumentative Maßstäbe, die es ermöglichen, in Bezug auf Marginalisierung und Diffamierung kritisch zu werden.<sup>33</sup> Diese Kritik steht für mich im Vordergrund. Die Denkfigur von Vorder- und Hintergrund verwende ich dabei durchaus absichtsvoll. Mit ihr soll aufgezeigt werden, dass die Fokussierung auf Ethik, die ich hier bemühe,

31 Vgl. Unbestimmtheitssemantiken werden nach bestimmten Intentionen eingesetzt, ebd. 63

32 Vgl. ebd. 63: es sei »die Intention mit der sie eingesetzt werden, die beurteilt werden kann«; »erst in der Bestimmung durch ihren Kontext lassen sich Aussagen über etwaige moralische Implikationen machen«.

33 Zu der folgenden Passage, ein Verständnis von Kritik in der Figur von *Vorder- bzw. Hintergrund* zu erschließen, sowie zu dem Verständnis des Ethischen, das hier thematisch wird (*rekonstruktiv*, nicht begründend) vgl. meinen Beitrag zum 7. Thüringentag für Philosophie »homo perfectus? Behinderung und menschliche Existenz«, 21.-22.11.2003, Friedrich Schiller Univ., Jena (Tagungsband in Vorbereitung).

nicht bedeuten kann, das bislang thematisierte, implizite Verständnis des Ethischen explizit gemacht zu haben.<sup>34</sup> Was sich gleichwohl im thematischen Durchgang *indirekt* abgezeichnet hat, wäre eine Ethik, die nicht als ein »Begründungsprogramm« einer für alle gleichgültigen Moral verstanden werden kann.<sup>35</sup> Dieses Vorgehen unterscheidet sich insofern von Ansätzen, die für ein Ethikkonzept ein Anwendungsfeld suchen; es versteht sich eher als rekonstruktiv, nicht als begründend. Das Ethische taucht genau dort auf, so meine Annahme, wo nichts über Steuerung am Leitfaden von Normen funktioniert, dort also, wo der Konsens unmöglich ist. Die ethische Dimension, die sichtbar zu machen gesucht wird, ist bereits unserer Praxis inhärent. Erst im Unterschied zur Legitimierung von Handlungsmaximen wäre zu versuchen, ein Verständnis des Ethischen vorzubereiten, das alles andere ist als ein Setzen von Gründen: ein *Entsetzen* vielleicht, ein Einspruch. Doch wie mag ich sprechen können von juristischer und politischer Entscheidung und Verantwortung, »ohne die Sicherheit ontologischer Begründung« (Derrida 1999. 38f)? Der Einbruch des Ethischen verstört mich und nötigt mir Respekt ab. Gerade in dem Maße, wie mich dies verunsichert, dient es dazu, mir Orientierung zu geben. Im Unterschied zu einem Programm, einem »ereignislosen Ablaufen«, einem »gegen das Leben abgesicherten Möglichen« (Derrida 2000: 55), wäre vielleicht ethisches Handeln zu erschließen. »Unbestimmtheit«, hier in Form der *prinzipiellen Unentscheidbarkeit* ethischer Situationen, steht für jenen politischen Beweggrund *par excellence*: sie steht dafür ein, in der Frage nach Gerechtigkeit nicht nachzulassen.

### 4.3

Dem Fazit der Studie zum Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie liegt ein Begriff von *Unbestimmtheit* zugrunde, der sich, wie die Verfasserin darlegt, in praktischen Kontexten als unzureichend erweisen muss. Doch indem sie diesen »unkritisch behaupteten« Begriff, der im Kontext einer »in der feministischen Theorie fest etablierten Argumentation« (Haag 2003: 254) stehe, zurückweist, hält sie die Frage nach der Erschließungskraft des Unbestimmten für feministisches Verständnis grundsätzlich für beantwortet. – Für Kontexte sensibilisiert, sucht Haag der Schwierigkeit angesichts der in unterschiedlichen Zusam-

34 Zur Abkehr von der Möglichkeit *rationalistischer Metaphysik* vgl. Gamm 1994: 18.

35 Vgl. im Blick auf *praktische Philosophie im Sinn der Unbestimmtheitssemantik* formuliert Gamm, dass sie sich an die Form »indirekter« Mitteilung halte, die er als »die womöglich einzige Mitteilungsform ethischer Reflexion« qualifiziert (ders. 2000: 226f).

menhängen vielfältig gedeuteten Begriffe<sup>36</sup> zu begegnen, indem ihre Studie disparate Ansätze versammelt, ohne sie in eine »Homogenität« zu zwingen (ebd. 23f). Gleichwohl kommt die Verfasserin zu einem abschließenden Urteil über das Unbestimmte und die feministische Theorie im Gefolge der Postmoderne (ebd. 254f). Doch wäre, so lautet mein Einwand, »Unbestimmtheit« nur unzureichend begriffen, sollte sie mit relativistischer Unverbindlichkeit und Beliebigkeit gleichgesetzt oder als bloße Negation des Bestimmten verstanden werden.

Die Frage nach der Relevanz des Unbestimmten bleibt m. E. für feministische Wissenschaften nach wie vor aktuell: Hier wären die normativen Implikationen des (aporetisch strukturierten) Unbestimmten von Interesse.

## LITERATUR

- Adorno, Theodor Wiesengrund (1997): Probleme der Moralphilosophie (EA 1963). Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor Wiesengrund (2000): Negative Dialektik (EA 1966). Frankfurt/M.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht – Die diskursiven Grenzen des Geschlechts (Bodies that Matter: On the Discursive Limits of »Sex«, New York: 1993, dt.), Frankfurt/M.
- Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen (Excitable Speech, A Politics of the Performative, 1997, dt.). Berlin.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung (The Psychic Life of Power. Theories in Subjection, 1997, dt.). Frankfurt/M.
- Butler, Judith (2003): Kritik der ethischen Gewalt, Adorno-Vorlesungen 2002. IFS an der Johann Wolfgang Goethe Universität, Frankfurt/M.
- Cavarero, Adriana (2000): Relating Narratives. Storytelling and selfhood (Tu che mi guardi, tu che mi racconti, 1997, engl.). London, New York.
- Derrida, Jacques (1991): Gesetzeskraft. Der »mystische Grund der Autorität« (Force de loi. Le »fondement mystique de l'autorité«, 1990). Frankfurt/M.
- Derrida, Jacques (1999): Adieu. Nachruf auf Emmanuel Lévinas (Adieu à Emmanuel Lévinas, Paris: 1997, dt.). München u. a.
- Derrida, Jacques (2000): Politik der Freundschaft (Politiques de l'amitié, Paris: 1994, dt.). Frankfurt/M.

36 Vgl. u. a.: Frauenforschung/Geschlechterforschung, ebd. 25f; Poststrukturalismus/Postmoderne, ebd. 75.

- Ebach, Jürgen (1998): Moral und Moralismus. In: junge kirche, H.9, 492-493.
- Fichte, Johann Gottlieb (1981): Die Bestimmung des Menschen (EA 1800). hrsg. v. Theodor Ballauff und Ignaz Klein, Stuttgart .
- Gamm, Gerhard (1994): Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne. Frankfurt/M.
- Gamm, Gerhard (2000): Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten. Frankfurt/M.
- Gehring, Petra (1998): Donna Haraway. In: Rullmann, Marit (Hg.): Philosophinnen, Bd. 2: Von der Romantik bis zur Postmoderne. Frankfurt/M., 307-312.
- Grasnick, Walter (2001): Der Fuchs im Bau der Systemtheorie. Was die Philosophie gewinnt, wenn ihre Objekte verschwinden. (Peter Fuchs: Die Metapher des Systems.) In: Literaturen. H. 7/8, 94-96 .
- Haag, Christine (2003): Flucht ins Unbestimmte: Das Unbehagen der feministischen Wissenschaften an der Kategorie. Würzburg.
- Kämpf, Heike (2002): Politische Philosophie als Sprachkritik. Zum Machtdiskurs bei Judith Butler. In: Dialektik. H. 2, 101-116.
- Levinas, Emmanuel (1992): Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht (Autrement qu'être ou au-delà de l'essence, 1974, dt.). Freiburg i. B.
- Levinas, Emmanuel (1993): Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität (Totalité et Infini. Essai sur l'extériorité, 1961, dt.). Freiburg i. B.
- Nietzsche, Friedrich (1999): Also sprach Zarathustra. KSA Bd. 4, hrsg. von G. Colli u. M. Montinari, München.
- Stegmaier, Werner (2002): Levinas. Freiburg i. B.





# IM ZENTRUM ANGEKOMMEN

---

## REZENSION

**Kroll, Renate (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies – Geschlechterforschung*.  
Stuttgart: J.B. Metzler, 2002,  
425 Seiten, ISBN: 3476018172, 39,90 €.**

*Dunja M. Mohr*

Endlich! Nachdem die Analyse­kategorie *gender* quer durch die Wissenschaften unser Wissenschaftsverständnis, verschiedenste Forschungsfelder, aber auch die Position von Forschenden revolutioniert hat, ist nun eine lexikalische Orientierungshilfe für NovizInnen, aber auch für alte FüchslInnen der Geschlechterforschung erschienen! Lange hatte man hierzulande auf diese erfreuliche Ergänzung in der deutschsprachigen lexikalischen Landschaft zu dem nun schon 30 Jahre alten Forschungsbereich der *Gender Studies* gewartet. Das von Renate Kroll, Professorin der Romanistik an der Universität Siegen, unter der Mitarbeit von 121 Autorinnen und 6 Autoren herausgegebene Lexikon stellt eine hochwillkommene und äußerst verdienstvolle Ergänzung der Nachschlagewerke für eine Vielzahl von Wissenschaftsdisziplinen dar, die mit *gender* als zentraler Kategorie, die kulturelle Bedeutungsmuster und Denklögen prägt, arbeiten.

Wie die Herausgeberin im kurzen Vorwort ankündigt, zeigt der Band diese Interdisziplinarität der quer durch die Fächerkulturen laufenden Forschungsrichtung, obgleich die Mehrzahl der Einträge schwerpunktmäßig (und wenig überraschend) aus den *Gender Studies* und *Cultural Studies* kommen bzw. eine enge Verschränkung mit den Postcolonial Studies und mit postmodernen, dekonstruktivistischen und poststrukturalistischen Ansätzen spiegeln.

In Überblicksartikeln, kürzeren Begriffsartikeln und Personeneinträgen werden verschiedene theoretische Ansätze und Methoden, Forschungsrichtungen und Begriffe, die historische Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung und die institutionelle Entwicklung der Genderforschung vorgestellt. So greift das Lexikon neben der Differenzdebatte auch neuere und neueste Entwicklungen und Strömungen der *Gender Studies*, wie z.B. den Cyberfeminismus, die Queer Studies, den Postfeminismus und die Männlichkeitsforschung, auf.

Mit den die Einzeleinträge verknüpfenden Querverweisen folgt das Lexikon dem bewährten Aufbau der Metzler Lexikonreihe. Trotz der notwendigerweise knappen Einträge und den damit verbundenen Beschränkungen liefern die Autorinnen und Autoren differenzierte Auseinandersetzungen in einer guten Balance zwischen Definition und Kontextualisierung, Verweisen auf konträre Konzepte und historischer Verortung, der Skizzierung des aktuellen Diskussionsstandes nebst kritischen Anmerkungen und häufig auch knappen weiterführenden Literaturangaben. Ergänzt werden diese durch eine weiterführende Auswahlbibliographie, gegliedert in Nachschlagewerke, Handbücher, Bibliographien, Theorien und Standardwerke, Fachzeitschriften und Internetadressen. Jedoch greift die Bibliographie primär nur auf die Werke zurück, die in den Artikeln als weiterführende Literatur genannt werden. Zudem handelt es sich hier zumeist um Standardwerke, die zwar Studierenden sicher weiterhelfen werden, versierten WissenschaftlerInnen der Geschlechterforschung aber wenig Neues bieten. So erstaunt es schon, bei den bibliographischen Angaben neben Toril Mois Standardwerk *Sexual/Textual Politics* aus dem Jahre 1985, nicht ihre neue Standortbestimmung *What Is A Woman? And Other Essays*, das immerhin schon 1999 erschien, vorzufinden. Auch bei den feministischen Nachschlagewerken erscheint die Auswahl verwunderlich, wenn einerseits ältere Nachschlagewerke wie die von Claire Buck herausgegebenen Lexika *The Bloomsbury Guide to Women's Literature* (1992) bzw. *Guide to Women's Literature Throughout the World* (1994) oder Diane E. Martins *Women Writers of Spanish America* (1987) und Maria Ornella Marottis *Italian Women Writers from the Renaissance to the Present* (1996) genannt werden, so etablierte Standardnachschlagewerke wie der von Virginia Blain, Isobel Grundy und Patricia Clements herausgegebene *Feminist Companion to Literature in English* (1990) oder Lorna Sages *The Cambridge Guide to Women's Writing in English* (1999) jedoch fehlen. Wieso andererseits unter der Rubrik »Texte (Theorien) und Standardwerke« eine literarische feministische Utopie von Joanna Russ (*The Female Man*) genannt wird, bleibt unergründlich.

So erfreulich die Auflistung der wichtigsten Fachzeitschriften zur Geschlechterforschung ist, so wäre es nützlich gewesen, gleich die Internetadressen derjenigen Zeitschriften, wie z.B. »Femina Politica« oder »Feministische Studien«, zu nennen (was so lediglich bei »Querelles« der Fall ist), die im Internet vertreten sind. Neben den üblichen Zeitschriften hätte man sich durch Hinweise auf weniger bekannte Printmedien wie »Vivavoce«, eine Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung in der Musik, oder auch etabliertere Zeitschriften, die Geschlechterstudien aus einer anderen Fachperspektive betreiben, wie z.B. »Feminist Economics« oder

»Women's History Review«, gerne locken lassen. Generell sind die angeführten Internetadressen angesichts der Fülle relevanter Webseiten zu den Geschlechterstudien doch eher dünn. Dass beispielsweise das CEWS in Bonn mit seinem exzellenten Informationsservice und seinen Verlinkungen nicht aufgeführt ist, darf als ein Manko gewertet werden.

Wie Renate Kroll ausdrücklich in ihrer kurzen Einleitung darlegt, sind »keine Namensartikel zu deutschen feministisch orientierten Wissenschaftler/innen bzw. *Gender-Forscher/innen* aufgenommen worden« (vi) – was sie einerseits mit der internationalen Ausrichtung des Lexikons begründet und andererseits damit, dass sie noch keine »Kanonisierung des deutschen theoretischen und begrifflichen Beitrags« (vi) vornehmen will. Dies erstaunt. Gerade in einem deutschsprachigen Gender-Lexikon würde man doch wohl namhafte deutsche GeschlechterforscherInnen erwarten dürfen. Kanonisierte TheoretikerInnen aus anderen Ländern und selbst Einträge zu spanischem und italienischem Feminismus sind zu finden. Warum diese Beschränkung? Wer sollte deutsche WissenschaftlerInnen zu dieser Forschungsrichtung aufnehmen, wenn es im eigenen Lande keine tut? Es fehlen wichtige Namen wie Sigrid Weigel, Elizabeth Bronfen, Inge Stephan oder Christa Rohde-Dachser. Schade. So verspielt Kroll mit ihrem ansonsten verdienstvollen Nachschlagewerk eine Chance, die Präsenz der Gender Studies in Deutschland gerade auch durch feministisch orientierte WissenschaftlerInnen zu dokumentieren und weiter zu etablieren.



# WIE GEHT ES WEITER NACH DER DISSERTATION?

---

## ZUM BEISPIEL MIT EINER FINANZIERUNG AUS EU-FÖRDERMITTELN: MARIE CURIE FELLOWSHIP<sup>1</sup>

*Dr. Susanne Hildebrandt*

**Dieser Beitrag handelt von den Möglichkeiten der Forschungsfinanzierung aus Mitteln der EU-Kommission. Ich kann hier aus eigener Erfahrung berichten, da ich erfolgreiche Kandidatin war und somit für die Dauer von 2 Jahren (2003-5) ein Marie-Curie-Fellow bin.**

Zunächst möchte ich einige einschränkende Bemerkungen vorausschicken: Erstens ist dieser Bericht notwendigerweise sehr persönlich und zeigt somit einen – von vielen möglichen Wegen – der post-doktoralen Forschungsfinanzierung. Zweitens sollte mein Weg nicht als eine Illustration dessen verstanden werden, wie man es schaffen kann bezahlte Forscherin zu werden nach dem Motto: »so kann es funktionieren«, sondern eher als Hinweis darauf, wie man trotz alledem auf diesem Weg vorankommen kann, obwohl eigentlich alles dagegen spricht. Drittens möchte ich betonen, dass Arbeit (Forschungsarbeit zumal) das halbe Leben ist. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Deswegen sollte man bei der Karriereplanung die Lebensplanung nicht aus den Augen verlieren. Denn Berufsweg und Lebensweg sind unentwinnbar mit einander verwoben, es sind zwei Seiten derselben Medaille. Viertens, möchte ich daher nicht zuletzt betonen, dass alles, was ich in den letzten 13 Jahren seit dem Abschluss meines Studiums im Dezember 1990 getan habe, nicht möglich gewesen wäre ohne die tatkräftige Unterstützung meines Ehemannes. Meine Forschung war und ist ein Gemeinschaftsprojekt. Ich war nicht nur auf seinen moralischen Beistand angewiesen, sondern ganz konkret auf sein Geld. Er hat mich die längste Zeit unterhalten, da ich selbst erst seit dem 1. Oktober 2003 eine reguläre Vollzeitstelle inne habe, die es mir erlaubt mich selbst zu ernähren. Allerdings ist die Bezahlung nicht so gut, dass ich alleine die ganze Familie (wir haben

1 Dieser Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich auf dem Hans-Böckler-Seminar »Akquisition und Projektentwicklung von Forschungsanträgen« am 9. Dezember 2003 in Berlin gehalten habe.

drei Kinder) unterhalten könnte. Insofern kann ich gleich den Schluss mit wenigen Worten vorwegnehmen: für mich waren die Dissertation und der eingeschlagene Weg der Forschung ökonomisch sinnlos und ein Verlustgeschäft. Ich habe bislang einen vernachlässigbar geringen Beitrag in die Sozialversicherungen eingezahlt und kaum einen Cent Steuern abgeführt<sup>2</sup>. Auch für den deutschen Staat handelt es sich in meinem Fall um eine Bildungsinvestition ohne Ertrag<sup>3</sup>.

Fahren wir mit diesem Rechenexempel fort: Legt man die Lohnsteuern zugrunde, die ich aktuell entrichte und geht weiterhin von dem *best-case*-Szenario aus, dass ich ab sofort bis zum Ende meines Erwerbslebens – das wir optimistischerweise bei 65 Jahren ansetzen wollen – erwerbstätig bin, verbleiben noch 25 Jahre. Dabei gehen wir von der Annahme aus, dass diese Restlaufzeit nicht durch Arbeitslosigkeit unterbrochen wird (wir wissen aber, dass dies keine realistische Annahme ist). Wir unterstellen weiterhin die *ceteris-paribus*-Regel und stellen dann die simple Frage: wie viele Jahre müsste ich nun diese Steuer entrichten, damit ich die Bildungsinvestitionen in meine Person zurückbezahlt hätte? Die Antwort lautet: 31. Ich müsste noch gut 31 Jahre Steuern entrichten, nur damit die Rechnung für die öffentliche Hand mit Null aufgeht (rein nominal). Ich müsste also bis zum Alter von 71 Jahren vollzeitig arbeiten. Damit wäre aber nur die Bildungsinvestition zurückbezahlt. Für die Rente würde das immer noch nichts nützen, denn da bedarf es in Deutschland 45 (in Frankreich 40) Beitragsjahre. Womit mein Berufsleben zu deutschen Konditionen erst mit 74 Jahren enden dürfte<sup>4</sup>. Unter französischen Verhältnissen dürfte ich schon mit 71 Jahren in Rente gehen. Daher komme ich zu zwei Hypothesen, die ich hier nur kurz anreißer:

1. Eine Frau ist kein Mann. Das ganze System (Ausbildung in Schule und Studium, Studienförderung, Berufsbilder und Karrieremodelle, Arbeitsmarkt, Sozialversi-

2. Daran ändert auch eine frühere 2 1/2-jährige Erwerbstätigkeit auf einer Teilzeitstelle (1992-94) nichts.  
 3. Als Bildungsinvestitionen in mich, Susanne Hildebrandt, sind im Zeitraum von 1983-2003 zu veranschlagen:

<b>Kosten für Studium (7 Jahre)</b>	
Studienplatz (Staat)	35 000 Euro
Lebensunterhalt (Eltern)	40 000 Euro
<b>Kosten für Promotion (4 Jahre)</b>	
Hans-Böckler-Stiftung	48 000 Euro
<b>Kosten für post-doc Praktikum (6 Monate)</b>	
Hans-Böckler-Stiftung	2 500 Euro
Europäisches Gewerkschaftsinstitut	4 900 Euro
<b>TOTAL</b>	<b>130 400 Euro</b>

4. In Deutschland können pro Kind 3 Jahre für die Rente angerechnet werden. Die erforderliche Beitragsdauer von 45 Jahren für eine volle Rente würde sich daher in meinem Fall um 9 Jahre reduzieren. Im Fall Frankreich werden ebenfalls 3 Jahre pro Kind angerechnet. Die Rechnung lautet hier: 40 Beitragsjahre minus 9 »Kinderjahre« ergibt 31 effektive Vollzeitjahre.

cherungen, politisches System) geht aber davon aus, dass eine Frau irgendwie doch ein Mann ist, wenn auch ein etwas abartiger. So kann eine Frau fast nur als defizitär (vor sich selbst und vor anderen) erscheinen.

2. Hohe Bildungsinvestitionen (wie Promotion) in Zeiten der Massenarbeitslosigkeit rechnen sich nicht -. Gemeint ist volkswirtschaftlich und individuell.

Die Frage, die ich mir als Politologin – die ja die »res publica« im Auge hat – daher stelle, ist: Wie viele solcher Niete kann ein Staat sich erlauben? Kann Bildung ein Zweck an sich sein oder soll dabei auch ökonomisch etwas dabei herauspringen? Und: was geschieht mit all den Hochgebildeten im Alter, wenn sie die individuelle Zeche des langen Ausbildungs- aber kurzen Berufswegs zahlen müssen, in Form von armseligen Renten, die nicht zum Leben reichen? Dann müsste der Staat ein zweites Mal für sie einspringen und sie per Sozialhilfe vor dem Verhungern retten.

Konkret bedeutete der bislang eingeschlagene Forschungsweg für mich, dass ich stets über meinen Mann krankenversichert war, der seinerseits – Gott sei Dank – französischer Beamter ist. Dies bedeutet auch, dass ich keine nennenswerte Rente zu erwarten habe. Meine Altersversorgung heißt Ehemann und Kinder. Das war bei der Generation unserer Mütter so, wie zuvor auch bei den Großmüttern.

## CURRICULUM VITAE

Ich habe Volkswirtschaft und Politikwissenschaft studiert und 1990 abgeschlossen. Schon im 1. Semester Politikwissenschaft hatte ich erkannt, dass ich auf Dauer nicht in Deutschland bleiben konnte. Warum? Nun, weil es in Deutschland nicht möglich ist Mutter und Berufsfrau gleichzeitig zu sein. Eine berufstätige Politologin, Mutter von drei Kindern wie ich, gibt es einfach nicht in Deutschland<sup>5</sup>. Ab meinem 20. Lebensjahr habe ich dann durch das Studium die Gelegenheit zur vergleichenden Analyse verschiedener Wohlfahrtsstaaten in Europa gehabt. Da stellte sich heraus, dass in Sachen Vereinbarkeit von Beruf und Familie, neben Skandinavien auch Frankreich gut abschneidet. So wurde Frankreich für mich zum erzwungenen Wahl-Exil. Erzwungen: ich sah mich vor die »Entscheidung« gestellt: entweder Kinder ohne Beruf oder Beruf ohne Kinder. Diese »Wahl« wollte ich mir nicht aufzwingen lassen, daher Exil. Aber niemand verlässt freiwillig seine Heimat. Das bleibt

5 Ich beziehe mich auf Westdeutschland. In Ostdeutschland war und ist es immer noch besser in Bezug auf die Vereinbarkeitsproblematik. In einzelnen Städten im Westen hat sich die Situation der öffentlichen Kinderbetreuung stark verbessert. Dennoch ist die verbesserte Lage noch immer nicht mit dem Standard in den skandinavischen Ländern, in Frankreich oder Belgien zu vergleichen.

immer eine Notlösung, ein Opfer. Seit 1991 lebe ich daher – mit Unterbrechungen – in Frankreich. Kurz nach der Geburt des ersten Kindes (1995) erhielt ich die Zusage für ein HBS-Promotionsstipendium. 1996-98 hielt ich mich mit meiner Familie in Mexiko für die Feldforschung zu meiner Doktorarbeit auf. Dort wurde das zweite Kind geboren. Nach 2 Jahren Düsseldorf (1998-2000) und dem dritten Kind, leben wir seit 2000 wieder in Frankreich. Im Februar 2001 verteidigte ich meine Dissertation an der FU Berlin.

## **NACH DER DISSERTATION**

Im April 2001 habe ich mit einem post-doc Praktikum beim Europäischen Gewerkschaftsinstitut (EGI) in Brüssel begonnen. Während der 6 Monate Praktikum arbeitete ich an einer Studie<sup>6</sup> über Auswirkungen der Globalisierung auf den Wohlfahrtsstaat. Dieses Thema stellte meine wissenschaftliche Konversion dar: Ich musste nämlich feststellen, dass sich für den Forschungsgegenstand meiner Dissertation (Folgen der Globalisierung in Mexiko), niemand interessierte. Lateinamerika ist out. Ich habe meine Dissertation auch nicht als Buch veröffentlichen können<sup>7</sup>.

Daher war mir klar, dass ich mich für den weiteren wissenschaftlichen Weg dem Markt würde anpassen müssen. Dies bedeutete die Abwendung von Lateinamerika und die Hinwendung zu Europa. Dennoch habe ich inhaltlich meine alte Fragestellung beibehalten, diesmal eben angewandt auf Europa. Beim Europäischen Gewerkschaftsinstitut hatte ich völlig freie Hand und jegliche denkbare materielle Unterstützung. Das Thema meiner EGI-Studie zu den Auswirkungen der Globalisierung auf den europäischen Wohlfahrtsstaat und Gewerkschaften hat allerdings den Rahmen des post-doc-Praktikums gesprengt. Statt der bezahlten 6 Monate habe ich insgesamt 18 Monate daran gearbeitet. Allerdings habe ich diese Zeit nicht ausschließlich für die Praktikumsstudie verwendet. Eigentlich habe ich die Hälfte der Zeit etwas ganz anderes gemacht, ich saß nämlich an der Ausarbeitung eines Habilitationsprojekts. Auch dafür konnte ich die Infrastruktur und die Kontakte des EGI gewinnbringend für mich nutzen. Der damalige Direktor des EGI hat meine Doppelarbeit stillschweigend geduldet und die zeitliche Verzögerung in Kauf genommen. Im November 2002 konnte ich nicht nur meine Studie beim EGI

6 »Gewerkschaften vor der Herausforderung: Globalisierung und Umbau des Sozialstaats. Ein problemorientierter Vergleich in Deutschland und Frankreich, 1980-2000«.

7 Sie ist allerdings im Internet zugänglich <http://www.diss.fu-berlin.de/2002/15/index.html>



abgeben, sondern gleichzeitig mit meinem Habilitationsprojekt hausieren gehen. Ich habe mich damit an mehreren Stellen erfolglos beworben.

## **DAS MARIE-CURIE INTRAEUROPEAN FELLOWSHIP**

Im Januar 2003 las ich im Internet von den Ausschreibungen der Marie-Curie-Fellowships. Meine erste Reaktion war, die deutsche Kontaktstelle für EU-Fördermittel KOWI in Bonn (Kooperationsstelle für WissenschaftlerInnen; <http://www.kowi.de>) anzusprechen. Eine der Mitarbeiterinnen hat sich meiner ganz intensiv angenommen. Bereits mit wenigen Informationen zu meiner Person und zu meinem Projekt sagte sie mir schon beim ersten e-Mail-Kontakt, dass ich ihrer Ansicht nach auf jeden Fall gute Chancen mit einer Bewerbung hätte. In den nächsten 6 Wochen bis zur Bewerbungsfrist vom 12. März 2003 waren wir manchmal täglich in Kontakt, per Mail oder Telefon. Ohne eine solche Hilfe geht es nicht.

Hier wesentliche Aspekte des Marie-Curie-Intraeuropean Fellowships in Stichworten:

- **Mobilität:** der/die Forscher/in muss für die Dauer des Stipendiums ins (europäische) Ausland umziehen und dort in eine Forschungsinstitution (*host organization*) integriert sein.
- **Interdisziplinarität** und internationale Erfahrungen werden besonders honoriert (Auslandserfahrung, Sprachkenntnisse, interkulturelle Kompetenz, außeruniversitäre Berufserfahrung).
- **Originalität** des Forschungsprojekts, Fähigkeit zur geistigen Unabhängigkeit wird betont.
- **Qualität der aufnehmenden Gastgeberinstitution:** die aufnehmende Institution sollte nachweislich in der Lage sein, die Forschungstätigkeit des Marie-Curie-Fellow zu unterstützen (technische Infrastruktur, internationale Kooperationen, interdisziplinäres Forschungsprofil, Maßnahmen zur Fortbildung und Karriereentwicklung, Betreuung der wissenschaftlichen Arbeit durch namentlich benannten Verantwortlichen) .
- **Als langfristiger Nutzen** des Marie-Curie-Fellowships wird erwartet, dass der/die Kandidat/in sich für Führungspositionen in der Wissenschaft qualifiziert.
- **Europäischer Mehrwert:** das Forschungsprojekt soll zu den Zielen des Europäischen Forschungsraums (European research Area) beitragen und/oder zu einem der EU-Politikziele (z.B. gender mainstreaming).

- Es gibt keine Altersgrenzen.<sup>8</sup>
- Entsprechend der Zielsetzung, dass der Frauenanteil unter den ForscherInnen erhöht werden soll, sind Frauen besonders zur Bewerbung aufgefordert.
- Das Marie-Curie-Fellowship kann familienbedingt oder krankheitsbedingt ausgesetzt werden oder teilweise gewährt werden.

Grundsätzlich basiert das Marie-Curie-Fellowship auf einem Dreiecksverhältnis: der/die Forscher/in steht mit der aufnehmenden Gastgeberinstitution (*host organisation*) in einem regulären Beschäftigungsverhältnis. Im Anhang an den Arbeitsvertrag befindet sich jedoch ein Forschungsprojekt mit einem verbindlichen Arbeitsprogramm und Zielen. Der Arbeitgeber seinerseits unterzeichnet einen Vertrag mit der EU-Kommission, in dem die jeweiligen Rechte und Pflichten der beiden Parteien festgelegt sind. So kommt die EU-Kommission für 100 % der Arbeitskosten auf. Dies beinhaltet nicht nur das Gehalt des Forschers/der Forscherin, sondern darüber hinaus sogenannte overhead-costs, womit die Kosten entschädigt werden, die der aufnehmenden Institution entstehen (zusätzlicher Büroraum, Betreuung der wissenschaftlichen Arbeit, Kosten für obligatorische Bücherprüfung/*financial audit*, u.ä.).

## WIE BEWERBEN?

Wer sich um ein Marie-Curie Stipendium bewerben möchte, braucht folgendes:

1. ein fertig formuliertes post-doc Forschungsprojekt
2. Information und Beratung von KOWI
3. für die weiteren technischen, verwaltungsmäßigen, finanziellen und formalen Details sind auf der Homepage der EU-Kommission zwei Adressen wichtig:  
[www.cordis.lu/en/home.html](http://www.cordis.lu/en/home.html)  
<http://europa.eu.int/comm/research/fp6/mariecurie-actions>

Auf diesen Internet-Seiten werden die Einzelheiten des Antragsprozesses und der Antragsformulierung genau erklärt. Wenn eine der Erklärungen unverständlich bleiben sollte, dann muss man dies im Austausch mit den Beratern von KOWI klären.

8 Vorsicht: auf der Webseite von KOWI ist die Rede von einer Altersgrenze von 35 Jahren. Dies ist eine falsche Angabe. Auf der EU-Webseite wird explizit darauf hingewiesen, dass Altersgrenzen dem Geist des Marie-Curie-Fellowship widersprechen würde. Die EU-Kommission betont, wie wichtig der Wegfall von Altersgrenzen gerade für Frauen ist und für andere Personen, die keinen geraden Ausbildungsweg hinter sich haben. Worauf es der EU-Kommission ankommt, lautet imist laut Originalton: »scientific excellence«.

Vom Datum der Bewerbungsfrist an musste ich vier Monate auf eine Antwort warten, die dann auch pünktlich zum 30. Juli 2003 kam. Vom Datum der Zusage an verstrichen noch einmal zwei Monate in den Verhandlungen zwischen der EU-Kommission und meinem Arbeitgeber, dem EGI, im Rahmen von sogenannten *contract negotiations*. Mein Arbeitsvertrag am EGI startete dann zum 1. Oktober 2003. Es handelt sich um eine auf 2 Jahre befristete Vollzeitstelle.

Die Auslese für das Marie-Curie-Intraeuropean Fellowship ist rigide. Von etwas mehr als 1800 BewerberInnen aus allen EU-Mitgliedsstaaten und aus allen Disziplinen wurden 320 angenommen. Darunter waren nur 16 SozialwissenschaftlerInnen.

## **WEITER MIT MARIE CURIE**

Im Anschluss an das erste Marie-Curie-Fellowship kann man sich mit guter Aussicht auf Erfolg um ein **Marie-Curie Reintegration fellowship** bewerben. Auch in diesem Fall wird mit EU-Mitteln die eigene Stelle finanziert. Dem Forscher/der Forscherin soll damit die Rückkehr an eine heimische Universität oder Forschungsinstitution ermöglicht werden.

Tinqueux, den 10. Dezember 2003



## PROFESSUR = GLÜCKSSACHE?

---

### REZENSION

**Engler, Steffani:** *»In Einsamkeit und Freiheit?«  
Zur Konstruktion der wissenschaftlichen  
Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur.*  
**Konstanz: UKV, 2001, 488 Seiten,  
ISBN: 3896698095, 39,- €.**

*Dunja M. Mohr*

»Eine Professur kriegen ist ein bisschen wie Roulette spielen« (288). So beschreibt eine der von Steffani Engler interviewten Professorinnen den von Glück und Zufall abhängigen Karriereweg in der Wissenschaft. Professur also gleich Glückssache?

Die Qualifizierungsschritte auf dem wissenschaftlichen Karriereweg zur Professur sind vielfältig, aber scheinbar klar definiert: Wissenschaftliche (inter)national anerkannte und interdisziplinär sowie fachspezifisch ausgerichtete Exzellenz, ausgewiesen durch eine Vielzahl an Publikationen und Vorträgen, gute und innovative Lehre, Konferenzausrichtungen, Gremienarbeit und Mitgliedschaften in einschlägigen Gesellschaften. Eine institutionelle Verortung, Zielstrebigkeit, Entschiedenheit, mitunter Glück und Zufall, so könnte man wohl weitere Faktoren beschreiben. Andere förderliche oder hinderliche Umstände, wie z.B. die eigene Biographie oder die soziale Herkunft, werden gerne gerade im Bereich der wissenschaftlichen Karriere ausgeblendet, wie es die weitverbreitete Illusion eines biographiefreien und durch reine wissenschaftliche Qualifikation bedingten Karriereverlaufs von Wissenschaftlern suggeriert. Begriffe wie Networking, Seilschaften, Old Boys' Network und Berufungs- sowie Zitierkartelle werden höchstens auf den Korridoren geflüstert. Was jedoch ist dran an den Gerüchten? Sind die Qualifikationsschritte also ausschlaggebend auf dem Weg zur Professur? Dass die Biographieforschung sich auch diesem Feld widmet, ist allemal zu begrüßen und verspricht eine spannende Lektüre.

Die Habilitationsschrift von Steffani Engler, Privatdozentin im Fach Soziologie an der Technischen Universität Darmstadt, macht trotz des abschreckenden Umfangs neugierig und kündigt an, diese Vorstellungen anhand empirischer Stichproben von wissenschaftlichen Karriereverläufen – jedoch anhand einer keineswegs repräsentativen Auswahl von Karrierewegen von ProfessorInnen – zu über-

prüfen. Ein hochspannendes Forschungsthema also, das besonders im Rahmen der Umstrukturierungsprozesse der Hochschulen, der neuen Zugangs- neben Übergangsregelungen zur Professur, Bologna-Prozess und der Diskussion über die Einrichtung deutscher Elite-Universitäten viele Leser und Leserinnen nicht nur innerhalb der Biographieforschung und Soziologie, sondern insbesondere auch unter dem akademischen Nachwuchs finden dürfte.

Englers Studie ist in drei Teile, eine theoretisch-methodische Einführung, die narrativen Interviews und die Schlussbetrachtungen, gegliedert. Im ersten Teil skizziert Engler ihren theoretischen, stark an Bourdieu ausgerichteten Ansatz sowie ihre methodische Herangehensweise und führt in das Feld der wissenschaftlichen Biographieforschung und deren Problemstellungen ein. Rekurrierend auf Max Webers grundlegenden Vortrag zum Thema »Wissenschaft als Beruf« (1917), in dem Weber spezifische persönliche Charaktereigenschaften und eine »innere Berufung« mit dem Wissenschaftsberuf verknüpft, auf Robert K. Mertons Diktum der vorgeformten wissenschaftlichen Persönlichkeit, zeigt Engler auf, dass diese wissenschaftssoziologischen Erklärungsmodelle wissenschaftliche Exzellenz automatisch einer *a priori* prädestinierten herausragenden wissenschaftlichen Persönlichkeit und ihrer »singulären Biographie« (15) zuschreiben. Die wissenschaftliche Biographieforschung, so Engler, setzt also eine Persönlichkeit immer voraus: »in Form eines Subjektes, eines Ich oder gegebener Subjektivität und Individualität« (16) und bleibt somit einer binären Logik verhaftet, die nicht hinterfragt wird. (Dies verwundert informierte LeserInnen umso mehr, als Subjektpositionen und Differenzsetzungen, die einer binären Ordnungslogik folgen, spätestens seit Ende der 1980er durch postmoderne TheoretikerInnen, die Gender Studies und die Kulturwissenschaften dekonstruiert und die *standpoint theory* sowie *positionality* als Grundprinzipien der Forschertätigkeit etabliert wurden.) Engler konstatiert daher folgerichtig, »dass Voraussetzungen und Vorannahmen in die Analyse von biographischen oder berufsbiographischen Interviews eingehen« (17) und analysiert eben diese Grundproblematik der Biographieforschung im ersten Kapitel.

Ihr Forschungsinteresse, das von der Annahme der sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Persönlichkeiten und einer spezifischen Funktionsweise dieser Persönlichkeiten innerhalb des Wissenschaftssystems geleitet ist, stützt sich folgerichtig auf eine Auseinandersetzung mit Bourdieus Theorie der sozialen Praxis und ihrer Rezeption. Das zweite Kapitel dekonstruiert die »biographische Illusion«, binäre Denkmuster und Kategorien und untersucht unwillkürlich vorgenommene Präkonstruktionen. Im dritten Kapitel setzt Engler sich dezidiert mit dem BeobachterInnenstandpunkt, dem (hermeneutischen) »Verstehen als wissenschaftliche Pra-

xis«, so die Überschrift des dritten Kapitels, und der vielfältig praktizierten Illusion des vermeintlich neutralen, distanzierten Beobachters – als hätte es Schrödingers Katze nie gegeben – als methodische Problematik innerhalb des Erkenntnisprozesses auseinander. Hier geht es Engler besonders darum, die aktive Rolle von WissenschaftlerInnen, die in einem sozialen Gefüge eingebunden sind, zu betonen. So spricht sie im vierten Kapitel von »AkteurInnen« und von »SpielerInnen eines sozialen Spiels« (18), die der *illusio* des sozialen Feldes der Wissenschaft folgen. Erkenntnisse darüber, wie genau dieses soziale Feld der Wissenschaft funktioniert, glaubt Engler über narrative Interviews mit erfolgreichen WissenschaftlerInnen gewinnen zu können. Neu ist an ihrem Ansatz der Perspektivenwechsel: statt der wissenschaftlichen Persönlichkeit rückt nun die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes in den Mittelpunkt.

Schwerpunktmäßig wendet Engler sich den narrativen Interviews mit sechs ProfessorInnen zu. Dass Engler in diesem zweiten Teil lediglich sechs der geplanten fünfzehn Karriereverläufe beschreibt, ist bedauerlich. Zumindest spiegeln sich die Geschlechterverhältnisse an den deutschen Universitäten in der von Engler ausgewählten Geschlechterrepräsentanz der vorgestellten Biographien von vier Professoren und zwei Professorinnen sogar positivistisch wieder. Dass die Autorin jedoch eine höchst verengende Fächerauswahl (Soziologie, Informatik und Elektrotechnik) trifft und bei der Untersuchung nur die Karrierewege von UniversitätsprofessorInnen berücksichtigt, ist nur vor dem Hintergrund der Theorie der Felder, als dem »zustand des wissenschaftlichen Feldes zu einem bestimmten Zeitpunkt« (18-19) nachvollziehbar und wird nicht weiter reflektiert. Da Engler ihre Interviewpartner primär nach dem Kriterium erschwerter Aufstiegs- und Karrierechancen ausgewählt hat (vgl. 19-20), bleibt diese Verengung jedoch kritisch.

Während andere RezensentInnen die Lektüre dieser Berufsbiographien euphorisch als »reines Vergnügen« bezeichnen (vgl. Mischau), liegt hier die größte Schwäche von Englers Studie. Die redundanten, langatmigen und teilweise wörtlichen Paraphrasierungen der zitierten narrativen Interviews über weite Passagen hinweg sind ermüdend und tragen nicht nennenswert zum wissenschaftlichen Gehalt des Buches bei. Symptomatisch für diesen Schreibstil sind die wiederkehrenden Einführungsfloskeln, wie »Das Interview... begann mit der üblichen Erzählaufforderung« (291). Man hätte sich gewünscht, dass der oft und notgedrungen unter Bergen von Haus-, Magister- und Doktorarbeiten bzw. Habilitationsschriften hervorschallende professorale Ruf, »In der Kürze liegt die Würze!«, Steffani Engler erreicht hätte. Eine erhebliche Straffung hätte ein lesbareres Buch und eine lustvollere Lektüre ermöglicht. Auch eine kritischere Reflexion des Materials

fehlt – Engler verbleibt eher in der Deskription. Positiv hervorzuheben ist allerdings die Verständlichkeit der Studie: Fachtermini werden meist erklärend eingeführt und nur sparsam verwendet.

Nichtsdestotrotz hat Engler eine bemerkenswerte Arbeit vorgelegt. Erstaunlich ist die vertrauliche Atmosphäre, die sie offensichtlich in ihren (selbstverständlich anonymisierten) narrativen Interviews herstellen konnte. Anders lassen sich schonungslos entlarvende Äußerungen wie die (desillusionierende) des Professors »Frank« nicht erklären: aufgrund einer konkreten Stellenvakanz, für die er nicht den notwendigen akademischen Abschluss vorweisen konnte, legte er eine mit heißer Nadel gestrickte, und nach wissenschaftlichen Kriterien wenig haltbare, wenn auch innovative Abschlussarbeit vor »Und ich schrieb dann in sechs Wochen eine Magisterarbeit. Und habe beide Exemplare aber hinterher aus dem Verkehr wieder gezogen, weil zwei Drittel aller Fußnoten einfach gelogen waren. Ich habe die dann umgeschrieben zu einem Buch...da stimmen dann die Fußnoten natürlich. Und besetzte diese Assistentenstelle.« (166)

Exzellenz? Wissenschaftliche Genauigkeit? Objektive Benotung? Engler kommentiert: »in diesem System herrscht der Glaube, dass alle die gleichen Chancen und Möglichkeiten haben und dass nur Leistung, Begabung und Qualifikation zählen. Dass dem nicht so ist, wissen alle. Und doch glauben alle daran« (238). Die Monographie bietet eine Vielzahl solcher guten, z.T. schockierenden Einblicke in die Zufälligkeiten, die Willkür, die Seilschaften und tatsächlich oftmals eher unwissenschaftlichen Bedingungen, die einen professoralen Karriereweg charakterisieren können. Der Mythos der integren professoralen Persönlichkeit wird von Engler gründlich entzaubert. Vielmehr durchziehen alle sechs Karriereverläufe trotz all ihrer Heterogenität ähnliche Muster: notwendige Milieuwechsel, an Feudalismus erinnernde Abhängigkeitsverhältnisse (vgl. 171), Konkurrenz, akademische Netzwerke, Protektion und die Erfahrung einer »zweiten Sozialisation«, einer akademischen Sozialisation. Noch einmal Professor »Frank« dazu:

»Wenn ich nicht das Glück...gehabt hätte, in einem Stall oder bei einem akademischen Lehrer groß zu werden, der da drin war in diesem Organisationssystem, wäre ich dazu nicht gekommen, das muss man schon ehrlich sagen.« (188)

*Illusio* und Realität prallen im Laufe der durchaus von Brüchen gekennzeichneten Wissenschaftskarriere aufeinander. Besonders deutlich wird dies beim Nadelöhr der Habilitation. Als formale Eintrittskarte oder Initiationsritus gleicht diese letzte, spezifisch deutsche Qualifikationsstufe eher einem »Urteilsspruch« (236) der bereits Initiierten, bei dem »soziale Grenzen« gewahrt bleiben, die »den Anschein erwecken, auf objektiven Differenzen zu beruhen« (235). Objektivität scheint auch



bei der Beurteilung innovativer, aber unbequemer wissenschaftlicher Arbeiten erschwert. Die von einer der Interviewpartnerinnen verfasste Qualifikationsschrift mit dem Forschungsthema Geschlechterverhältnisse trifft zunächst ohne Protektion auf Ablehnung. Das Credo des Forscherethos verhält ungehört, wie Engler anmerkt: »Wissenschaftliche Arbeit soll das sein, was in der Welt der Wissenschaft regiert und im Wissenschaftsbetrieb zu Ansehen führt und hier trifft eine Arbeit mit einem neuen Blick und neuen Ideen auf verschlossene Türen.« (284)

Aus Englers Interviews ergeben sich eine Vielzahl von Faktoren, die bei der Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit im sozialen Feld der Wissenschaft eine Rolle spielen: Originalität, Leidenschaft, Erfolgsorientierung, Konkurrenz, Abschluss, Willkür, Machtansprüche, Glück und Zufall.

Im Gegensatz zum zweiten Teil formuliert Engler ihren abschließenden Erkenntnisgewinn zur sozialen Welt der Wissenschaft denkbar knapp im dritten Teil. Hier hätte man sich eine breitere Diskussion gewünscht. Was jedoch wie ein Allgemeinplatz anmuten mag – dass auch wissenschaftliche Persönlichkeiten in einem »sozialen Gefüge« agieren –, setzt jedoch genau am neuralgischen Punkt der *Illusio* und der Realität über die wissenschaftliche Persönlichkeit an. Ein komplexes Wechselspiel der Selbst- und Fremdzuschreibungen, der sozialen Interaktion, ist am Entstehungsprozess beteiligt, wie die Interviews darlegen: »[die] wissenschaftliche Persönlichkeit [wird] nicht als Voraussetzung dargestellt, um Professor oder Professorin zu werden, sondern als Folge von sozialen Praktiken im wissenschaftlichen Feld« (443). Die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit geschieht eben nicht in »Einsamkeit und Freiheit«, wie dies schon der Titel der Monographie hinterfragt, »sondern in Auseinandersetzungen mit anderen WissenschaftlerInnen in einem sozialen Spiel« (443). Dieses Spiel der gezzelten oder aber der verweigerten Anerkennung erbrachter, aber damit eben nicht notwendigerweise auch zugeschriebener wissenschaftlicher Leistungen, findet in einem Konkurrenzkampf statt. Besonders weist Engler hier auf die tatsächliche Verschränkung von sozialer Herkunft bzw. der Geschlechterzugehörigkeit und der wissenschaftlichen Leistung (vgl. 449) hin, die zumeist von leistungsbezogenen Selbstzuschreibungen überlagert werden. Zur Funktionsweise des sozialen Feldes der Wissenschaft gehört demnach, laut Engler, »[d]er Glaube, dass soziale Einflüsse keine Bedeutung haben, wenn es um die Beurteilung, Einschätzung und Anerkennung der wissenschaftlichen Arbeit und der wissenschaftlichen Persönlichkeit geht« (453). Man ist versucht, hier ähnliche Mechanismen bezüglich des geschlechtsspezifischen Einflusses zu vermuten. Ob Frauen einen »Akkulturationsprozess durchlaufen« (455; vgl. Schultze), da Wissenschaft quasi eine Fremdkultur für Frauen dar-

stellt, oder ob die fehlende Vertrautheit mit den wissenschaftsspezifischen Spielregeln und strukturelle Barrieren Frauen exkludieren (vgl. Wetterer), diese bisherigen Forschungsansätze bleiben immer dem Einzelschicksal verhaftet. Im Gegensatz zu diesen biographischen Ansätzen fokussiert Englers Studie die Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes und konstatiert für die Karrierewege von Frauen in der Wissenschaft, dass die Kategorie Geschlecht für sie sehr wohl eine Rolle spielt, während »für die Professoren ihr Geschlecht dermaßen zur Ordnung der Dinge gehört, dass sich in ihren Ausführungen keinerlei Hinweise darauf finden, dass ihr Geschlecht in dieser Ordnung eine Rolle spielen könnte« (457). Demnach sind Frauen häufiger vom sozialen Spiel ausgeschlossen und werden zu »Zuschauerinnen [ge]macht« (459). Die Verschränkung von Wissenschaft und Männlichkeit impliziert, so Engler, dass der Schöpfungsakt, die »Zuschreibung von Neuem, Originellem, Schöpferischem[,]. . . Männern vorbehalten« (460) ist. Betrachtet man allerdings das schmale Datenmaterial, auf das sich Engler stützt, so relativieren sich diese Aussagen. Für eine aussagekräftigere Analyse der Geschlechterrollen im Konstruktionsprozess wissenschaftlicher Persönlichkeiten bedürfte es einer repräsentativeren und größeren Stichprobe, bei der die InterviewpartnerInnen aus verschiedenen Fachdisziplinen mit unterschiedlichen Fachkulturen und aus Universitäten sowie Fachhochschulen ausgewählt werden.

Englers Studie stellt nichtsdestotrotz einen wichtigen, neuen Beitrag zur Biographieforschung von wissenschaftlichen Karriereverläufen dar, der etablierten ForscherInnen und NachwuchswissenschaftlerInnen gleichermaßen und doch aus verschiedenen Perspektiven viele nachdenkliche Anregungen liefern kann. Zusammenfassend könnte man das Fazit ziehen: Wissenschaftliche Karrieren unterscheiden sich unwesentlich von denen anderer Führungskräfte. Den *Homo Academicus* in seiner spezifischen Ausprägung des *Homo Professoralis* umgibt lediglich ein anderer Nimbus, eine Aura der lautereren Vergeistigung, deren Verschleierungsnebel Engler wegbläst. Als soziales Wesen entkommen auch wissenschaftliche Persönlichkeiten nicht den Regeln des sozialen Gefüges, der Selbst- und Fremdkonstruktion ihrer Persönlichkeit als *wissenschaftliche* Persönlichkeit.

# ICH TRAGE EINEN GOLDENEN STERN – EIN FRAUENLEBEN IN DEUTSCHLAND

---

## REZENSION DER AUTOBIOGRAPHIE VON PROF. DR. ANNETTE KUHN

*Heike Meyer-Schoppa*

Zehn Jahre Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS – Grund genug auf der WiWe 2003 zu feiern. Die Dokumentation der »Ersten« erschien 1995 herausgegeben von Annette Bertrams unter dem Titel »Dichotomie, Dominanz, Differenz«.

Zehn Jahre später sind mir als frisch promovierter Stipendiatin zwei der Autorinnen bekannt: Leonie Wagner als Mitinitiatorin der Alt-Stip-Konferenz und Annette Kuhn als Vertrauensdozentin der HBS. In dieser Funktion hat Annette Kuhn die Anfänge der Wissenschaftlerinnen Werkstatt unterstützt und sie hat sowohl Leonie Wagners als auch meine Dissertation begleitet. Eine Beziehungsgeschichte: Leonie Wagner – vor zehn Jahren schon Stipendiatin der HBS – kennenzulernen, war mir wichtig. Für mich Eine, die es geschafft hatte. Eine, die – über den Anknüpfungspunkt der gemeinsamen *Doktormutter* – nach den Höhen und Tiefen der Promotion auszufragen, mir leichter fiel.

»Beziehungswelten verbinden uns in der Zeit«, schreibt Annette Kuhn in ihrer Biographie. Als jüngste Professorin der Bundesrepublik wurde sie 1966 auf den Lehrstuhl für Geschichte und ihre Didaktik an die Pädagogische Hochschule in Bonn berufen. 1984 erreichte sie die offizielle Erweiterung ihrer Lehrstuhlbezeichnung durch das Lehrgebiet Frauengeschichte und damit die erste Professur für historische Frauenforschung an einer deutschen Universität. Wie schwierig es war und immer noch ist, »die vergessene Hälfte unserer Geschichte« zum anerkannten Forschungs- und Lehrgebiet zu machen, hat sie damals unterschätzt. Wenn sie heute an die Zahl der abgelehnten Prüfungsthemen und den dadurch geschädigten Studentinnen und Studenten im Verlauf ihrer Berufstätigkeit denke, erfasse sie immer aufs Neue Wut. Beispiele belegen die Absurdität der Einwände: »*Wählen Sie doch einfach eine andere Formulierung*, hieß es, als ich über das Bewusstsein der Textilarbeiterinnen eine Examensarbeit schreiben lassen wollte. *Sprechen Sie doch einfach von Arbeiterbewusstsein*. Mein Hinweis, dass es in dieser Textilfabrik nur

Arbeiterinnen gegeben habe, machte auf meine männlichen Gesprächspartner keinen Eindruck.«

Die von Annette Kuhn beschriebenen Widerstände aber geben uns einen Eindruck, wie viel wir als Doktorandinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen ihrem Engagement zu verdanken haben. Schwierig vor diesem Hintergrund ihre Autobiographie zu rezensieren? Die Perspektive vom eigenen Beziehungsgeflecht zu lösen und Raum für kritische Fragen zu gewinnen? Zweifel scheinen berechtigt...

Dennoch: Ich habe diese Schilderung eines Frauenlebens in Deutschland mit grossem Genuss und Gewinn gelesen! Es ist ein ebenso spannendes wie schönes, ein aufklärerisches und zugleich suchendes, vor allem aber ein poetisches Buch. Annette Kuhn nutzt die Freiheit der Emerita, um uns mit großer Offenheit an ihrer Erinnerungsarbeit teilhaben zu lassen. Und so bricht sie – wie ich vermute, mit jenem entspannten Lächeln im Gesicht, das den Text begleitende Fotos von ihr zeigen – mit dem starren Korsett akademischer Zwänge. »Geboren unter einem glücklichen Stern« heisst die Überschrift des ersten Abschnitts. Es folgt die Angabe des Datums: 30. Januar 1933: »Ich war noch nicht geboren, und doch glaube ich heute, damals dabei gewesen zu sein. Der 30. Januar 1933 – meine Geburtsstunde.« An den Beginn ihrer Lebenserinnerungsarbeit setzt Annette Kuhn, geboren am 22. Mai 1934, das Datum der Wunschwelt ihrer Mutter, nach der sie am 30. Januar 1933 gezeugt worden sei. Für sie, die »Volljüdin«, so Annette Kuhn, durfte es keinen Tag der Machtergreifung geben. Der Wunsch nach einem zweiten Kind, einer Tochter, unvernünftig in den Augen des Ehemanns, unverantwortlich nach Meinung der Schwiegermutter...

Annette Kuhn, die erwünschte Tochter, war das zweite Kind der Familie.

»Ich trage einen goldenen Stern« ist der Versuch der »Vater- und Philosophentochter«, Professorin und Frauenforscherin, Annette Kuhn, sich dem Vermächtnis ihrer Mutter zu nähern, die Scherben des Widersprüchlichen und Verschwiegenen nicht nur eines Frauenlebens in Deutschland neu zu einem Ganzen zu verbinden. Sie fordert uns auf, zu erkennen, »dass Geschichte etwas mit unseren Beziehungen untereinander zu tun hat, dass sie sich bei näherem Hinschauen als eine sehr komplizierte und zugleich sehr einfache Beziehungsgeschichte, als ein Gewebe, das ein Abtrennen von Beziehungen nicht zulässt«, begreifen lässt.

In der Dokumentation der ersten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt standen die Beiträge von Annette Kuhn und Leonie Wagner unter dem Schwerpunkt »Täterinnen und Opfer im Nationalsozialismus«. Mit ihrer Autobiographie »Ich trage einen goldenen Stern – Ein Frauenleben in Deutschland« zeigt Annette Kuhn viel von ihrem persönlichen Schmerz, den »das gegenseitige Schweigeabkommen zwi-

schen Juden und Deutschen, das beiderseitige Einverständnis mit den Adenauer-Normen des Verdrängens« verursachte. »Erst als erwachsene Frau, die den Tod der Mutter betrauert, erfahre ich, dass meine Mutter Jüdin ist. [...] Es weint in mir.«

Auch wenn oder gerade weil in dieser Biographie »nur einzelne Erinnerungsstränge zusammengeflochten« sind, manche Fragen offen bleiben und andere sich neu stellen, handelt es sich um ein sehr offenes und mutiges Buch! Ein Buch, das ich hiermit empfehle.

**Annette Kuhn: Ich trage einen goldenen Stern. Ein Frauenleben in Deutschland. Berlin 2003.**



**V.**

**... der feierliche  
Rahmen der WiWe**





# SPIEGLEIN, SPIEGLEIN VON ZEHN WISSENSCHAFT- LERINNEN-WERKSTÄTTEN...

---

## VON FRAUENGESCHICHTE(N) ÜBER FEMINISTISCHE FORSCHUNG ZU GESCHLECHTERVERHÄLTNISSEN UND GENDER MAINSTREAMING

*Margarethe Herzog*

Zehn Jahre Wissenschaftlerinnen-Werkstatt: ein Grund zu jubilieren? – 2003 in Weimar jedenfalls nutzten wir das Jubiläum, um zu feiern – wie fast jedes Jahr; insbesondere aber auch um zu erinnern, uns zu erinnern, Erinnerungsstücke zu liefern: Werkstatt-Requisiten auf der Wäscheleine, alte Losungen und eine neue Verlosung, dabei Dokumentationen und andere Denkwürdigkeiten rund um vergangene Werkstätten, schließlich konkret Inhaltliches und Ideelles zurückblickend auf zehn Jahre Werkstatt-Erfahrung. Bei einer von einstmalig 135 auf etwa 35 zurückgegangenen Teilnehmerinnenzahl – darunter ebenso vereinzelt die Zeuginnen ganz früher Werkstätten wie die Vertreterinnen der ganz neu in die Stiftung aufgenommenen Promovendinnen – bot sich die Textebene veröffentlichter Dokumentationen als Grundlage an, um einen Vortrag über 10 Jahre Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zu halten und zu reflektieren: Wie war das mit der Gründung, den Gründen und Grundmotivationen auf früheren Wissenschaftlerinnen-Werkstätten? Was lässt sich an Konzepten und Kontinuitäten bzw. auch Konflikten über die Jahre hinweg verfolgen? Wie verhält es sich schließlich mit den Erfolgen und Erkenntnissen aus den Werkstätten?

### VON DER KONSTRUKTION »GESCHLECHT« ZUR KATEGORIE »GESCHLECHT« – DIE ERSTE, ZWEITE UND DRITTE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT

»Die **erste Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** fand in der Evangelischen Akademie in Tutzing statt und war zweifellos die glanzvollste: Schon der ›Rahmen‹ – ein Schloss direkt am Starnberger See, roter und blauer Salon zum gepflegten intel-

lektuellem Austausch am Abend – gab der neuen Einrichtung eine stilvoll angemessene (...) Atmosphäre. Ein wahres Feuerwerk von Referentinnen unterstrich die Relevanz des Projektes, und die Zahl der Anmeldungen [135 Voranmeldungen! M.H.] überstieg die Erwartungen (...). Eine sehr ambitionierte Vorbereitungsgruppe<sup>1</sup> hatte Ort und Programm ausgewählt...« (Wagner 1998:9) So reflektiert Leonie Wagner drei Jahre später die erste Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Eine Gruppe von Frauen, die zu ›Rasse – Klasse – Geschlecht‹ arbeitete, war initiativ geworden und hatte unter dem Titel *Die soziale Konstruktion des Geschlechterverhältnisses* eine Wissenschaftlerinnen-Werkstatt einberufen. So war ein Forum gegründet. Geschlecht, Ethnie und Schicht als Kategorien sozialer Ungleichheit sollten als Aspekte von Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert werden.

- Geschlechtsspezifische Defizit- und Hierarchiehypothesen sollten in Frage gestellt werden;
- die Konstruktion geschlechtlicher Dichotomien als ein Symptom struktureller Probleme erkannt.
- Es wurde versucht, dichotomisierendes Denken durch differenzierendes zu überwinden
- und das kreative und innovative Potential von Frauen betont.

Mit der Struktur von einem Einleitungsreferat und vier Arbeitsgruppen wurde auf dieser ersten Werkstatt ein Programmablauf festgelegt, der in dieser bzw. leicht abgewandelter Form später immer wieder auftauchte. Astrid Albrecht-Heide sprach über *historische und aktuelle Ausformungen patriarchalen Denkens* gefolgt von vier Workshops über

- (1) die Verwobenheit von Ethnizität, Kultur und Geschlecht  
(überschrieben mit dem Titel ›Am Ende der Weisheit‹)
- (2) Frauenarbeit
- (3) Frauen im Nationalsozialismus, und schließlich
- (4) die Identität von Studentinnen  
(und spezielle Biographien bei HBS-Geförderten).

Mit diesen thematischen Vorgaben wurde zum einen Kritik am eurozentristischen Blick der ›Main-male-stream-Wissenschaft‹ wie auch der Frauen- und Geschlechterforschung geübt. Zum anderen wurden Erwerbstätigkeit, Familien- und ehrenamtliche Arbeit gleichermaßen als Frauenarbeit gewürdigt: »Dieser ›andere‹ Ar-

1 Als Initiatorinnen namentlich bekannt sind Gudrun Ehlert, Elisabeth Engelmeyer, Ulrike Fichera, Erika Haas, Martina Klein, Susanne Schatz, Leonie Wagner, Regine Winter und Eva-Maria Ziege. Unterstützung erfuhren diese von Vertrauensdozentinnen sowie studentischen und promovierenden Stipendiatinnen aus der Hans-Böckler-Stiftung.

*beitsbegriff hat Konsequenzen, nicht nur für Frauen; auch Männer sind aufgerufen, sich gleichrangiger (!) zwischen Erwerbs- und Privatleben zu orientieren.*«<sup>2</sup> (Bertrams 1995a:7) Weiter wurde anhand biographischer Aspekte die Verantwortung von Frauen bei der Durchsetzung faschistischer Ideologie und Geschlechterpolitik ins Blickfeld gerückt. Schließlich ging es um Identitäten und vermeintliche Defizite, insbesondere bei Frauen, die von der HBS gefördert werden. Denn »gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche werden Verunsicherungen häufig dadurch zu kompensieren versucht, dass verstärkt an der Illusion einer androzentrischen Normalbiographie (!) festgehalten wird.« (Bertrams 1995a:8)<sup>3</sup>

»Die intensiven und anregenden Diskussionen (...) führten dazu, dass es (...) fast nie gelang, die Essens- und Kaffeepausen zeitgerecht einzuhalten. Der Austausch war von einem äußerst angenehmen Miteinander geprägt, (...) sowohl auf einer wissenschaftlichen als auch persönlichen Ebene (...). Das ansonsten leider oft bestehende ›Gefälle‹ zwischen Professorinnen und dem wissenschaftlichen Nachwuchs war hier überhaupt nicht mehr zu spüren, alle hatten eigene und wichtige Beiträge zu diesem Thema einzubringen, auch wenn sie nur ›interessehalber‹ in dieser [oder jener] Arbeitsgruppe gelandet waren.« (Wagner 1998:9) Was hier über die Arbeitsatmosphäre von der ersten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt berichtet wird, wurde auf der zweiten, dritten und soundsovielten Werkstatt schätzenswerter Usus, ja stille Übereinkunft: der Stil von den Wissenschaftlerinnen auf ihren bzw. unseren Werkstätten.

Die Freude am Zusammentreffen und Zusammenarbeiten wurde zusammen mit dem Werkstatt-Charakter der Veranstaltung auf zukünftigen Tagungen groß geschrieben. »Eine Werkstatt kennzeichnet die Atmosphäre von noch Unfertigem, Entstehendem (...), von Neugier, von Ausprobieren, Antesten (...), von Anhalten, Ausmessen, Wegwerfen (...), von gemeinsamem Tun (...), von Fröhlichkeit, Witz, Komik, Lachen, gemeinsamer Freude...« (Brendel/Roß/Schatz 1997:7) Als Gelegenheit und Chance wurden zukünftige Werkstätten begriffen, um Auseinandersetzungen unter Frauen über Themen entlang von Feminismus, Frauenförderung und Geschlechterforschung zu führen, sich über eigene Arbeiten und den Arbeits-

2 Vgl. hierzu den nun zehn Jahre später laut werdenden Ruf nach neuen »Geschlechterverträgen« z.B. im Beitrag von Susanne von Auerbach in diesem Band.

3 Nachzulesen sind Beiträge und Diskussionen der ersten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt in »Dichotomie, Dominanz, Differenz – Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft«, herausgegeben von Annette Bertrams (Weinheim 1995, vergr.). Dieser Band enthält Referate in überarbeiteter Form. Einige Beiträge wurden wegen Promotionsbestimmungen oder anderweitig nicht veröffentlicht. Somit ist diese Dokumentation zur 1. WiWe »weder reiner Tagungsband noch thematisch ›durchgestylte‹ Monographie, sondern das Ergebnis eines wissenschaftlichen Kommunikationsversuches.« (ebda.).

prozess auszutauschen, und als geförderte Nachwuchswissenschaftlerinnen in der Hans-Böckler-Stiftung den eigenen Raum von und für Frauen in jeglicher Form zu gestalten.

Auf der **zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt 1995** in Oer-Erckenschwick wurde als Arbeitstitel die Kategorie Geschlecht wieder aufgegriffen und im Vorfeld das Interesse formuliert an

- feministischer Theoriebildung: die Kategorie Geschlecht sollte forschungsleitend sein, die These einer Biologie der Geschlechter in Frage gestellt und die theoretische Trennung von sex und gender vorgenommen werden, sodass die soziale Konstruktion der Geschlechter und Geschlechterverhältnisse in den Blick genommen werden konnte. Es wurde die These vom Geschlecht als Existenzweise aufgestellt.
- Lagen und Lebensweisen von Frauen: es wurde die Kategorie Geschlecht in der Empirie untersucht.
- Frauenbezogener Methodik der Forschung: grundsätzlich wurde danach gefragt, ob es frauenspezifischer Methoden für die (Er-)Forschung von Frauen bedürfe?
- Frauen als Teil des Wissenschaftsbetriebes: wo und wie stehen Frauen in Forschung und Lehre und welche Veränderungschancen werden bei den vorherrschenden Strukturen gesehen?
- Kooperation und Kommunikation unter Wissenschaftlerinnen: die Werkstatt sollte auch als Forum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung dienen.

Aufgrund dieser Interessenslage wurden vier Arbeitsgruppen einberufen:

- (1) Konstruktion/Dekonstruktion von Geschlecht – alles nur Theorie?
- (2) Frauen und Arbeit/Arbeitsförderung
- (3) Frauen in Naturwissenschaft und Technik
- (4) Frauen/Weiblichkeit im Nationalsozialismus

Die Diskussion um die Theorie gab Zündstoff: *»Zum einen ging es um die Rezeption poststrukturalistischer (oder postmoderner oder dekonstruktivistischer...) Theorie in der BRD, zum anderen tat sich ein scheinbarer Graben zwischen einigen Ost- und einigen Westfrauen in der Gender-Debatte auf. Streitpunkt war das biologische Geschlecht ... oder etwas verkürzt, wie sich das eigentlich mit der Mutterschaft und dem Frausein verhält. Doch trotz des eher hitzigen Diskussionsklimas ergaben sich im Verlauf der Tagung (...) doch größere Toleranz und Akzeptanz unterschiedlicher Positionen. Es sind eben mehrere Tage des intensiven Zusammen-*

*seins, an denen dann auch kontroverse Themen mit etwas mehr Ruhe diskutiert werden können. Nicht zuletzt habe ich von dieser Tagung eine der witzigsten Doppelkopf-Runden in Erinnerung, in der das Ost-West-Problem in Form sehr unterschiedlicher Ansichten über die Regeln dieses Spieles noch einmal und zur allgemeinen Erheiterung Thema wurde.*« (Wagner 1998:10)

Als konfliktiv wurde auch die im Konzept der Werkstatt weiterentwickelte Interdisziplinarität empfunden, der Austausch mit naturwissenschaftlichen Fachvertreterinnen: *»...schwer, die Fragestellungen, Positionen und Debatten der jeweils ›anderen‹ überhaupt wahrzunehmen...«* (Brendel/Roß/Schatz 1997:9) So hießen die Herausforderungen für die Frauen auf dieser Werkstatt: *»kontroverse Debatten... gegenseitige Anregung... Vorurteile aufbrechen... Kompetenz der jeweils anderen konstruktiv nutzen...«* (Wagner 1998:10)

Letztendlich aber blieb in den Anforderungen aneinander, der Arbeitsatmosphäre miteinander sowie inhaltlich und strukturell von der ersten zur zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt Kontinuität gewahrt.<sup>4</sup> Das *Promovieren* kam und blieb *als Arbeitsprozess* im Blick: die Frauen hielten sich mit ihren Fragestellungen sehr dicht an ihre Forschungsgebiete, brachten ihr Fachwissen und ihre konkreten Erfahrungen in die Diskussionen ein. *»Soviel können wir sagen: schön und produktiv war es (...) und keine Frau profilierte nur sich. (...) ›Kultur der Anerkennung auf hohem theoretischen und zwischenfraulichen Niveau.«* (Brendel/Roß/Schatz 1997:9) Gegen die herrschende Meinung *»Promovieren ist ein einsames und asketisches Geschäft«* zeigen *Wissenschaftlerinnen-Werkstätten*, *»wie wichtig es ist, Räume für Kooperation, Solidarität und nicht zuletzt Spaß miteinander eröffnet zu haben und weiter zu ermöglichen.«* (Brendel/Roß/Schatz 1997:10)

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wurde fortan nicht mehr nur als wichtiges Forum für inhaltliche Debatten und strukturelle Details angesehen, sondern auch als fester Bestandteil eines Netzwerkes von Nachwuchswissenschaftlerinnen auf ihrem Weg zur Promotion. Ein wachsender Erfolgsdruck legte sich auf die Tagungen und ihre Vorbereitungsteams. Grundsätzliche Überlegungen über den Sinn und Zweck sowie das weiterzuentwickelnde Konzept der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt mussten angestellt werden: Worin lag die Bereicherung durch Wissenschaftlerinnen-Werkstätten und worin sollte sie liegen? *»Ist die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt lediglich ein zusätzlicher, eigentlich entbehrlicher Luxus, der als Ab-*

4 Auf die Kontinuität der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wurde auch mit der Dokumentation gebaut. Herausgegeben von Ute Ehrich und Beatrice Ploch (Düsseldorf 1997) wurden unter der Überschrift *»Frauen(kon)texte«* Beiträge und Diskussionen von der zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt (1995) in überarbeiteter bzw. neu erarbeiteter Form wiedergegeben.

*wechslung in einem sonst eher tristen Promovendinnenleben gern in Anspruch genommen wird? Oder erfüllt sie für die Promovendinnen eine wichtige Funktion auf dem bisweilen schwierigen und holprigen Weg zur promovierten Wissenschaftlerin?» (Englert 1997:151) So viel war klar: Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sollte auch weiterhin »...die Möglichkeit des wissenschaftlichen und persönlichen Austauschs in einer entspannten und solidarischen Atmosphäre als Genuss...« (Englert 1997:151) bieten und den Raum und Rahmen für einen Austausch von Frauen über Frauen- und Geschlechterforschung sowie für Feedback auf eigene Forschung abgeben. Ernst genommen wurde fortan das Informationsbedürfnis zu Fördermöglichkeiten und zur Karriereplanung von und für (Nachwuchs-)Wissenschaftlerinnen.*

So organisierten Karin Bock, Andrea Schmidt und Margit Englert die **dritte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** mit einem traditionellen Programmteil bestehend aus einem Einleitungsreferat und Arbeitsgruppen zu

- (1) Feministischer Theorie
- (2) Frauen und Arbeit
- (3) Gesellschaft und Diskriminierung
- (4) das »Leben nach der Promotion«

und wirkten mit der Einführung der letztgenannten AG zukunftsweisend. Erstmals wurden hier Biographie- und Karriereaspekte beleuchtet: Altstipendiatinnen berichteten über berufliche Möglichkeiten und Hindernisse als Promovierte zwischen Familie/Privatleben und Wissenschaftsbetrieb; etablierte Wissenschaftlerinnen gaben Informationen zu ihren und anderen Karrierewegen.

Doch mit dieser Programmentwicklung kamen wiederum neue Bedenken: *»Durch die Beschäftigung mit Karrieremöglichkeiten könnte die oben beschriebene konkurrenzarme, solidarische Atmosphäre untergraben werden. (...) Oder wird es uns gelingen, etwa nach dem Motto ›gemeinsam sind wir stark auf dem akademischen Arbeitsmarkt‹, uns von der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht unseren freien, solidarischen Gedankenaustausch zerstören zu lassen?« (Englert 1997:153)*

## **VON FISCHERINNEN UND IHREN NETZEN IN DER WISSENSCHAFT UND DEN WERKSTÄTTEN – DIE VIERTE, FÜNFTE UND SECHSTE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT**

Das Vorbereitungsteam der **vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** löste die Problematik der befürchteten Verknüpfung von Karrierebedürfnis und Konkur-

renzgebaren für die Tagung vom 9.-12.10.1997 in Oer-Erkenschwick mit dem Netzwerkgedanken: *Wir fischen nicht im Trüben – sondern weben wie die Spinne ein sicheres Netz...* »Vernetzung ist das neue Zauberwort in Frauenzusammenhängen und seit neuestem auch in der Frauenforschung. (...) Netzwerke sollen Kontakte herstellen, Informationen vermitteln, die Karriere fördern und überhaupt dazu beitragen, den unwirtlichen Ort der immer noch männerdominierten Wissenschaft freundlicher zu gestalten.« (Henninger 1999a:7)

Konkret geboten wurden auf der Werkstatt neben dem herkömmlichen Impulsreferat zur *Kategorie Gender in der Debatte um Frauen in der Wissenschaft* AGs über

- (1) Feministische Theorie/Soziale Konstruktion von Geschlecht
- (2) Historische Geschlechterforschung/geschlechtsspezifische Arbeitsteilung
- (3) Frau(en) und Arbeit bzw. Frauenförderung in der Berliner Arbeitsmarktpolitik
- (4) Frauen, die sich habilitieren wollen (neu!)<sup>5</sup>

schließlich ein Podiumsgespräch, in dem HBS-Vernetzungsmöglichkeiten sowie Frauenförderung an Hochschulen in Ost und West vorgestellt wurden. Es gab Gelegenheit, Wissenschaftlerinnen-Netzwerke als Promovendin mit den geladenen Gästen auf dem Podium zu knüpfen, wie auch ganz handwerklich und figürlich in einem Workshop das eigene bzw. kollektive »KnetNet« anschaulich zu machen. So waren bei dieser Wissenschaftlerinnen-Werkstatt Kreativität und Professionalität idealerweise miteinander verbunden und in neuen Programmpunkten angelegt: Frauenkabarett, Kleiderbörse und Frauendisco. »Neben den inhaltlich anregenden Arbeitsgruppen habe ich selten eine Tagung in solch konstruktiver und angenehmer Atmosphäre erlebt, lange schon nicht mehr so viel gelacht und über die im Uni-Normalbetrieb so selbstverständlich werdenden disziplinären Grenzen hinaus diskutiert und nachgedacht. (...) Das angenehme Klima lag sicher (...) [auch] an der wunderbaren Vorbereitungsgruppe, die es verstanden hat, Wissenschaft und Spaß auf eine fruchtbare Weise miteinander zu verbinden. (...). Die Tagung war wie ein Fest, auf dem die seltsame Trennung von ›Kopf und Bauch‹ bzw. Denken und Tanzen aufgelöst war...« (Wagner 1998:11)<sup>6</sup>

- 5 Angebotene AGs zu Frauen und Fremdheit, über Naturwissenschaft und Technik sowie über Biographie und Dissertation fielen mangels Beteiligung aus!
- 6 Einen vollständigen Überblick über die Werkstatt mit Beiträgen aller Referentinnen und Moderatorinnen der Ags, von Teamerinnen und Teilnehmerinnen sowie einer umfangreichen Literaturliste und -tipps zum Thema bietet die Dokumentation der vierten WiWe der Promovendinnen der HBS »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen«, herausgegeben von Susanne Heynen (Düsseldorf 1998).

Vernetzung in vergnüglicher Form und zu förderndem Inhalt war auf der ersten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt implizit als Ziel formuliert worden, auf der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt im Motto angesprochen, und auf der **fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** explizit gemacht: *Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?* Die Organisatorinnen Andrea Sieber, Britta L. Behm, Gudrun Maierhof und Mechthild Kiegelmann trafen damit wohl den Zeitgeist der Promovendinnen und gewahrten 50 Anmeldungen (mit vielen Kindern), doppelt so viele wie bei der vorangegangenen Tagung. Vom 19.-22.11.1998 in Oberursel galt es also die verschiedenen Elemente unseres Arbeitslebens als Promovendinnen und für Promovendinnen zu benennen und die wichtigsten Ressourcen hierfür zu erkennen. Als Programmpunkte hatten die Teamfrauen vorbereitet

- unter dem Motto Geld: das Forum Stiftungen und Jenseits der Stiftungen. Hier wurden Institutionen und Beantragungsmodi, Wege und Mittel zu Wissenschaft außerhalb der Uni vorgestellt;
- unter dem Motto Zeit: die kreative Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben und den Zielen, die eine jede mit der Promotion verband; das Promotionsprojekt sollte in die individuelle Biographie und weitere Berufsplanung eingebettet werden;
- unter dem Motto Informationen: ›Promotion und dann?‹ – Austausch über den Stand der Dissertation, über Erfahrungen mit weiteren Finanzierungsmöglichkeiten für Forscherinnen bzw. Tipps zur Habilitation.

AGs wurden angeboten über

- (1) die Geschlechterforschung
- (2) die Interdisziplinarität
- (3) das Internet

Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt galt von nun ab als »*einer der Knotenpunkte im Frauen-Netz innerhalb der HBS*« (Henninger 1999a:7), als »*ein einmaliges Forum für Promovendinnen über Themen, Probleme und Zukunftsperspektiven (...), für die weder die Uni noch das persönliche Umfeld einen adäquaten Rahmen darstellen.*« (Koller 1999:21) Die Quintessenz im Netz von Geld, Zeit und Informationen lautete bei dieser fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt: »*...es gibt mehr Möglichkeiten, als wir denken.*« (Koller 1999:21)

Doch es wurde auch Kritik an dieser Tagung geäußert – leise im Kreise der Vorbereitenden, lauter in den Reihen der Teilnehmenden:

- Das Team sah sich im Nachhinein mit seinen Bedürfnissen als zu berufsorientiert: »*...die Referentinnen zum Thema Geld waren kompetent und überzeu-*



gend, gaben Entscheidungshilfen und Anregungen; für Frauen aber, die mit dieser Thematik noch nicht in dem Maße konfrontiert sind, waren die Veranstaltungen zwar interessant, aber das Thema in den zwei zentralen Foren überstrapaziert.« (Sieber in Henninger 1999:16/17)

- Bei den Teilnehmerinnen wurde eine Tendenz zum Konsumverhalten bemerkbar; dabei die Verantwortung für das Gelingen der Veranstaltung an das Organisationsteam abgegeben.
- Die Zeit der Tagung war sehr verplant.
- Für öffentlichen Unmut sorgte eine AG, die sich als geschlossen herausstellte. »Insgesamt hat sich für mich wieder einmal bestätigt, dass auch Frauen (zum Glück) nicht perfekt sind.« (Sieber 1999:17) Dennoch bewiesen die Teamerinnen und Teilnehmerinnen dieser Tagung einen beachtlichen Grad an Perfektion und Professionalität: sie brachten eine große Anzahl von Kindern unter so kleine Accessoires wie Hüte und erfanden die Doktorinnenehrung. »Hochschulsystem ... Abgabetermin ... Titel ... Disputation ... Veröffentlichung ... Wartezeit ... Konflikte ... finanzieller Druck ... Durststrecke ... Zum Abschluss dieses Zwischenschritts und als Vorbereitung auf die schwierige Endphase ist eine feierliche Ehrung eine gute Möglichkeit, die angehenden Doktorinnen zu motivieren und zu stärken.« (Henninger/Kiegelmann 1999:138) So schufen die Organisatorinnen der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt durch den **Damenabend mit Ehrung** »...eine Tradition (...), in der die Fertigstellung der Dissertation angemessen gewürdigt wird.« (Henninger/Kiegelmann 1999:139)<sup>7</sup>

Die siebenköpfige Vorbereitungsgruppe<sup>8</sup> der **sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** knüpfte mit der Idee und dem Inhalt ihrer Tagung noch einmal an den Netzwerkgedanken an, griff aber explizit auch kritische Überlegungen dazu auf: für alle (Goldfische) hatte die Forderung auf der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gelaute, von allem (an Geld, Zeit und Informationen) die der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt; im Netz der Wissenschaft? rekurrierte das Vorbereitungsteam für die sechste Wissenschaftlerinnen-Werkstatt vom 1.-3.10.1999 in Niedersfeld und konkretisierte mit dem Nachsatz *Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb!* das intendierte Fragepotential: »Waren wir das Netz oder waren wir im Netz? (...) Wieviel Macht streb(t)en wir an im sozialen Raum Universität, und

7 Die Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt »Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?, herausgegeben 1999 von Annette Henninger, gibt Überblick über den Verlauf der Werkstatt und dokumentiert einzelne Beiträge.

8 Susanne Böhm, Esther Burkert, Mechtild Gomolla, Margarethe Herzog, Doris Koller, Kathrin Küster, Tanja Thomas.

*was macht die Macht mit uns? (...) [Wie stand es um die] Bewusstmachung rassistischer und ausgrenzender Anteile in der feministischen Theoriebildung und Forschung, (...) [und welche waren die] Ausschlussmechanismen im Wissenschaftsbetrieb?» (Herzog 2000a:7)*

Vom Netzwerk über die Seilschaft zur Räuberinnenleiter und der Rennfahrerin waren Metaphern für Herrschafts- und Konkurrenzverhältnisse bzw. Wettbewerbs- und Solidaritätsbeziehungen gefunden: das Netzwerk, ein gemeinsames Projekt zur Absicherung; die Seilschaft, ein Bündnis auf Leben und Tod; die Räuberinnenleiter, ein Schelminnenakt mit der Gefahr des Verrats; die Rennfahrerin, die sich im Team mit ihren Kolleginnen abwechselt, die Führung übernimmt, und alle anderen mitzieht. Um ›Machtstrukturen, Bedeutungsnetze, Handlungsmöglichkeiten‹ (so der Untertitel der Tagung) im Wissenschaftsbetrieb und der Universität als sozialem Raum sollte es (uns) gehen. »*Können nun Frauenzusammenhänge selbstgeschaffene Orte der Interessenvertretung von Frauen in der Gesellschaft sein? Und wie können zwischen Anerkennungs- und Anpassungsstrategien Versuche von Frauen aussehen und gelingen, sich in männlichen Strukturen zu etablieren ohne feministische Selbstzerfleischung vor dem Patriarchat auszuüben?*« (Herzog 2000c:89) Diese Frage schwebte im Hintergrund... und entsprach vielleicht dem Zeitgeist eines in die Krise geratenen Feminismus.

Mit Einführungs- und Podiumsvorträgen sowie einem reichhaltigen Angebot an AGs entsprachen die Vorbereitungsfrauen, Referentinnen und Teilnehmerinnen der sechsten Werkstatt sowohl der großen Nachfrage nach ›Dienstleistungsangeboten‹ für Nachwuchswissenschaftlerinnen, als auch dem Bedürfnis nach kritisch Hintergründigem:

- (1) Forschungssupervision
- (2) Durchsetzungsstrategien
- (3) Drittmittelbeantragung

hießen die AGs zum einen Bereich – und dies, obwohl oder gerade weil wir schwierigen Zeiten entgegensahen: »*Die gesellschaftlichen Verhältnisse, so empfanden wir, sind kein Selbstbedienungsladen: hier noch eine Forschungsfinanzierung, dort eine Stelle in den Einkaufswagen gepackt – nur an der Kasse genug (oder zuviel?) dafür bezahlt?*« (Herzog 2000b:15) Entsprechend waren die AGS des zweiten Bereichs auch mit Fragezeichen versehen:

- (4) Habilitieren oder nicht?
- (5) Antirassistisch oder karrierebewusst?
- (6) Frauen und Nationalsozialismus (ohne Resonanz)

Widersprüchlichkeiten von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit, im wissenschaftlichen Treiben und Wissenschaftsbetrieb waren für uns Nachwuchswissenschaftlerinnen in der geschlossenen Intensität des Arbeitskreises (1) um Anita Barkhausen wie auch in der kollektiven Offenheit der gesamten Tagung spürbar. Es »... kristallisierten sich Kontinuität und Endlichkeit, der scheinbare Widerspruch zwischen Sein und Schaffen, Leben und Arbeiten, als wesentliche Faktoren des Disertationsprozesses heraus.« (Mohr 2000:25) Affirmative action, Mentoring oder Pluri-Ethnisierung hießen vorgestellte ambitionierte Programme<sup>9</sup>, mit denen das Streben nach Oben an Wissenschafts- und Wirtschaftsarten ein all-menschliches, ja frauliches, wenn nicht gar feministisches Antlitz bekommen sollte.

Doch die (zum Teil ungeschriebenen) Regeln und Gesetze der Hochschulmühlen bedurften auch eines feinfühligem Austestens und konstruktiven Umgangs. So war insbesondere für die Vorbereitungsfrauen dieser Werkstatt empfindlich spürbar geworden, dass die Kehrseite guter Absichten einerseits Absagen waren: »Auf einige Divas aus der deutschsprachigen Universitätslandschaft hatten wir gesetzt. (...) In persönlicher Verbundenheit schienen sie Formen und Arten gegenseitiger Empfehlungen und Förderung zu pflegen (...) [und] versprochen mit ihren Biographien und Erfolgsstrategien spannende Diskussionspartnerinnen auf dem Podium zu werden.« (Herzog 2000c:77) Doch sie waren nicht »zu kriegen«. Andererseits konnten gute Absichten der Organisationsfrauen miteinander nicht ohne ausreichende Anerkennung untereinander umgesetzt werden: »Unser hauptsächliches Kommunikationsmedium Internet/Rundmails war kurzerhand in ein Schlachtfeld verwandelt worden und die Atmosphäre, in der wir gemeinsam eine Wissenschaftlerinnen-Werkstatt konstruktiv planen und erfolgreich durchführen wollten, vergiftet. (...) Die Krise blieb vorherrschendes Element der zweiten Vorbereitungsphase bis zur Werkstatt hin. (...) Dass es in einem Arbeitsteam wichtig ist, von Anbeginn Arbeitsstrukturen und Gruppenerfahrungen mit- und untereinander zu besprechen, um Formen und Möglichkeiten guter Zusammenarbeit in einer Gruppe herauszufinden. Und dass die Kunst der Zusammenarbeit in einer Gruppe im Erlernen und Einhalten von Distanz, Sachlichkeit und Wertschätzung besteht« (Herzog 2000c:79) lautete intern wie extern das Plädoyer insbesondere für Frauennetzwerke.

9 Nachzulesen u.a. in »Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb – Machtstrukturen, Bedeutungsnetze, Handlungsmöglichkeiten«, herausgegeben von Margarethe Herzog. Diese 2000 erschienene Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung orientiert sich am Tagungsablauf, gibt einen Gesamtüberblick über die Ereignisse und Diskussionen jener Tage und liefert Ergebnisberichte sowie Überlegungen zur Auseinandersetzung mit dem Thema.

Atmosphäre und Ästhetik blieben im Verlauf der Werkstatt dennoch wichtige und verwirklichte Aspekte (und das bei einer Tagung, die von vier auf drei Tage gekürzt und in Programmnöte geraten war). Kunst, Literatur und Philosophie wurden in Vorträgen, in Verzierungen des Tagungsortes und der Teamerinnenköpfe, schließlich in verschriftlichten Beiträgen zur Werkstatt geliefert. Und last not least im Rahmen der schon beliebt gewordenen und mit Spannung erwarteten Doktorinnenehrung: »Gerade diese in einem angemessenen Rahmen gemeinsam begangene Feier einer in relativer Isolation erbrachten Leistung bzw. eines Abschlusses ist ein Element, das an deutschen Hochschulen leider zumeist fehlt.« (Mohr 2000:26) »Jede möchte doch irgendwann zu denen gehören, die unter Applaus eine langstielige Rose in die Hand gedrückt bekommen« (Koller 1999:20) ... »und anderen die Anerkennung (...) schenken, die ich selbst erfahren habe.« (Henninger/Kiegelmann 1999:139).

## **VERORTET? VERLOREN? ... VERWOBEN! – IN ZEIT UND RAUM! VOM »LOST-IN-SPACE« -ZUM »OPEN-SPACE« DIE SIEBTE, ACHTE UND NEUNTE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT**

Anders als die siebenköpfige Vorbereitungsgruppe der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ließ sich die sechsköpfige Vorbereitungsgruppe<sup>10</sup> der **siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** von Anerkennung und Teamgeist tragen: »... schön zu sehen, dass es Spaß macht, mit unterschiedlichsten Frauen zusammenzuarbeiten, und dass Zusammenarbeit ohne Neid und Missgunst machbar ist.« (Mohr 2001b:22)

Anders als ihre Vorgängerinnen schufen die neuen Vorbereitungsfrauen einen Raum für den Aspekt Raum als Thema: *Lost in Space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen*. Somit fand auf dieser Werkstatt vom 2.-5. November 2000 in Oer-Erkenschwick in gewisser Weise eine Ablösung vom Netzwerkgedanken statt. »*Lost in Space*« – (...) *Ein Titel, der sich gegen die »Netzwerktitle« der vergangenen drei Jahre abhebt und das »Netz« dennoch in sich trägt. Denn ohne Netz birgt der Seilakt in den Wissenschaften einige Gefahren...*« (Ostermann 2001:23) »*Die Promotionsphase gleicht nur allzuoft einem Balance-Akt des Irgendwo im Nirgendwo, einem Schwebestand am Nicht-Ort, in dem man/frau sich, wenn auch nicht notwendigerweise ziel- oder orientierungslos, so*

10 Asiye Kaya, Esther Lehnert, Dunja M. Mohr, Marion Niehoff, Anja Stichs, Martina Winkelmann.

*doch leicht verloren, salopp ausgedrückt eben lost in space, wöhnen kann.*« (Mohr 2001a:7)

Wiederum anders aber doch ähnlich wie auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wurde auf der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt auch Raum für grundsätzliche Fragen geschaffen: »*Wo stehen wir als Promovendinnen, und wo sollen wir stehen? An welchen Arbeitsplätzen sehen wir uns zukünftig? Welche Strukturen herrschen vor, und wie können wir uns diese zunutze machen bzw. verändern? Können wir aus den Biographien von Forscherinnen lernen? Existieren auch andere Institutionen und Orte neben der Hochschule, an denen sich Akademikerinnen und Forscherinnen finden? Welche Möglichkeiten eröffnet beispielsweise ein virtueller Raum wie das Internet, der Cyberspace?*« (Mohr 2001a:8)

- Um Machtstrukturen und Geschlechterkampf im scheinbar geschlechtsneutralen, virtuellen Cyberspace sollte es gehen, und
- um einen fraglichen Wandel der Geschlechterverhältnisse;
- um Karriere- und Biographieforschung,
- um die eigene wissenschaftliche Verortung und schließlich
- um konkrete Angebote der Entwicklung und Vermittlung von Strategien und Techniken, wie frau sich als Wissenschaftlerin verorten kann.<sup>11</sup>

Entsprechend wurden AGs eingerichtet:

- (1) Drittmittel: Wo und wie stelle ich einen Forschungsantrag
- (2) Supervision
- (3) Arbeit-Technik-Geschlechterverhältnis
- (4) Forschende Doktorinnen – Was ist das Ziel?

So fanden sich die Teilnehmerinnen der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt im Rahmen eines zugleich traditionell wie auch innovativ orientierten Tagungsprogrammes letztendlich doch gut aufgehoben. Denn »*das Gefühl von lost in space kommt innerhalb der HBS (...) eigentlich nie auf.*« (Ostermann 2001:23)

Für das Ästhetische und Atmosphärische war ebenfalls gesorgt: »*Wissen/Leiden/schaff(t) (...) hier, auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, ist Platz für all diese Komponenten – und für noch vieles mehr.*« (Mohr 2001a:7) »*Es darf gelacht werden im (Wissenschafts-)Space! Und das befreit bekanntlich.*« (Ostermann in Mohr 2001:30) Zwischen Arbeit und Ausspannen, Kunst und Kontakten, Ehrung und Erfahrungen schließlich auch Selbsterkenntnis: »*Zu dem Habitus einer wissenschaftlich erfolgreichen Frau gehört das ständige Angestrengt-, Unterwegs-*

11 Die Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt »Lost in space...« herausgegeben von Dunja Mohr (2001), orientiert sich weitestgehend am Ablauf der Tagung.

und Unter-Druck-Sein, Zeitmangel, denn wer ist schon erfolgreich, wenn er/sie Zeit hat?! Dieses Bild, das mit dem wissenschaftlichen Habitus verknüpft ist, deckten wir (...) schmunzelnd auf.« (Brendel in Mohr 2001:63)

›Anders als Alle Anderen anfangen‹ hatten sich als ›5-A-Regel‹ die Vorbereitungs-frauen<sup>12</sup> der **achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** vorgenommen... anders als alle anderen verlief und endete denn diese Werkstatt auch: ungeahnt und abrupt durch die Ereignisse des 11. September 2001, durch die nicht nur Gebäude gesprengt wurden, sondern partiell auch die Tagung. Eine Tagung, die sich, so Nadja Bleil, in den zwei Teilen »vor dem Dienstag – und danach gravierend unterschied.« Das Thema der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, die vom 9.-12.9.2001 in Oberursel stattfand, passte zur Zeit: *Perspektive: GLOBAL! Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und -forschung*. Und dem Thema wie der Zeit inhärent war ein großes emotionales Potential.

Bereits im Eröffnungsvortrag von Larissa Klinzing (GEW) über »Nutzen und Formen von Frauennetzwerken in Wirtschaft und Wissenschaft« wurden der Sache und den Strukturen innewohnende knifflige Fragen über die Eigenheiten und Fähigkeiten von Frauen aufgeworfen: »Das Problem der Selbststeuerung innerhalb dieser Netzwerke und das, sich Erfolgserlebnisse zu verschaffen. Sind Frauen netzfähig?... unterschiedliche Hierarchieebenen... überkritisch ... über Jahre ... mit Kommunikationskultur zum Erfolg...« (Bleil 2003a:30) Die Quintessenz schien – wie es sich schon einmal auf der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt herauskristallisiert hatte – persönlicher Natur zu sein und macht(e) betroffen: »Die, die dir im Weg steht, bist du selbst und Frauen scheitern meist an fehlender Anerkennung.« (Bleil 2003a:30) Die Warnung, die dann auf struktureller Ebene folgte, macht(e) es nicht einfacher: »Hinweis für den Eintritt in das Wissenschaftssystem: ›Pass auf, da kommt eine scharfe Kurve!« (Bleil 2003a:29) Schließlich wurde in der Podiumsdiskussion noch eins draufgesetzt... ganz grundsätzlicher Natur seien die Bedenken, ja der Makel, der Frauenforschung anhafte: »Sie genieße in der internationalen Wissenschaftswelt kein hohes Ansehen. Frau komme in diesem Sektor nicht weit in ihrer Karriere und müsse sich eher mit idealistischen Gewinnen begnügen.« (Bleil 2003a:32)

Auf der sachlichen Ebene wurden zwischen Repräsentativität und Professionalität von inter-nationalen Wissenschaftlerinnenkooperationen gleichermaßen Brüche deutlich. Intendiert mit dem Tagungsprogramm war,

- Möglichkeiten und Grenzen inter-nationaler Wissenschaftlerinnenkooperationen und -forschung zu erörtern;

12 Andrea Sparka, Dorian Woods, Ingrid Ostermann, Ingrun Weiß, Jutta Wergen

- Potentiale internationaler Zusammenarbeit und zunehmender Globalisierung für Frauen im Wissenschaftssektor aufzuzeigen; schließlich
- die komplexen Anforderungen zu beleuchten, die hinter interdisziplinärem Arbeiten, internationalen wie nationalen Kooperationen und damit verbundenen Auslandsaufenthalten stehen.

Die Möglichkeiten, die in diesem Zusammenhang diskutiert wurden bzw. werden sollten, markierten die Grenzen immer schon mit (Beil 2003:32). Dies zeigten Erfahrungsberichte die über die ifu gegeben wurden – die internationale Frauenuniversität, welche im Rahmen der Expo in Hannover 2000 abgehalten worden war. Denn organisatorische und interkulturelle Mängel wurden dort offenbar, wo die Erprobung von Wissenschaftlerinnenkooperationen Grenzen interdisziplinären und interkulturellen Austauschs virtuell und real aufzeigten. Heterogene Wissenschaftlerinnengruppen und internationale Netzwerke arbeiteten doch eher fachspeziell denn interdisziplinär, statt einer einheitlichen Perspektive im Arbeiten wurde auf Prozesshaftigkeit gesetzt, statt Patentrezepten für die Wahrnehmung von Differenzen in Arbeitskulturen herrschte ›Learning by Doing‹ vor. (Bleil 2003a:32)

›Learning bei Doing‹ schien dann auch ganz positiv gesehen das Motto der meisten angebotenen Arbeitsgruppen zu sein, in denen – wunschgemäß – praktische und persönliche Aspekte des wissenschaftlichen Arbeitens zur Sprache kamen:

- (1) Interkulturelles Lernen (Auslandsaufenthalte und interkulturelle Alltagsbegegnungen)
- (2) Hochschuldidaktik (Lehre in Form gebracht)
- (3) Supervision (persönliche Fragen, die zum Gelingen der Promotion beitragen)
- (4) Forschende Doktorinnen (Wissenschaft als Heimarbeit de luxe – Familie und Wissenschaft)
- (5) Feministische Sozialwissenschaften (Forschungsprojekte, Fragestellung, Methodik)
- (6) Arbeit-Technik-Geschlechterverhältnis

Hinzu kamen die regenerativen Tagungsmomente von kreativem Malworkshop, Sauna und Tanz sowie Akrobatikdarbietungen bei der Doktorinnenehrung.

Doch nicht alles konnte wie geplant durchgeführt werden.<sup>13</sup> Dem kam der Schrecken über die Tages- und Weltpolitik zuvor. Mit Blick auf das globale Ge-

13 Nachzulesen sind die Vorträge, Beiträge und Workshops auf der Grundlage des Tagungsprogramms dennoch in der Dokumentation »Perspektive: GLOBAL! – Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung«, herausgegeben von Ingrid Ostermann (Düsseldorf 2003). Mit Texten zur Tagungsvorbereitung, zur Podiumsdiskussion und zu den Arbeitsgruppen sowie mit Abstracts von Dissertationen, Rezensionen und einer Adressen- und Literaturliste bietet dieser Tagungsband kein lückenloses, aber interessantes Bild der WiWe und Wissenswertes zum Thema.

schehen war das Gebot der Stunde auf der Werkstatt individuelle und kollektive Handlungsformen, getrennte wie auch gemeinsame Wege zu akzeptieren. »*Andersartigkeit und Verständnis (...) für verschiedene Umgangsweisen mit Problemen...*« (Bleil 2003a:34) wurden offenbar.

Bei stark dezimierter Teilnehmerinnenzahl blieb leider die weiterreichende Diskussion eines Grundanliegens der Werkstatt, nämlich die Definition und Vision ihrer selbst, auf der Strecke. Weit mehr zu sein, als nur anregender Programmpunkt für Promovendinnen und Altstipendiatinnen im Rahmen der HBS (Ostermann 2003a:9), dafür hatte Karin Gille-Linne in ihrem Impulsreferat »Funktionen und Kompetenzen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt innerhalb der HBS« plädiert. Heike Meyer-Schoppa nahm diesen Gedanken auf und nannte die Werkstatt eine »*Veranstaltung, die den Frauen in der Promotionsförderung der HBS Möglichkeiten zur Durchsetzung von Forderungen und zur weiterreichenden Vernetzung sowie Öffnung gegenüber anderen Wissenschaftlerinnen bietet.*« (Meyer-Schoppa bei Ostermann 2003a:11) Nach wie vor geht es also auch in der HBS darum, (separate) Räume für Frauen zu erkämpfen, wobei eine stärkere Verknüpfung von Leitungskollektiv und Wissenschaftlerinnen-Werkstatt-Teams in puncto Forderungen von Frauen gegenüber der Stiftung wichtig und wünschenswert wäre. Ob es darüber hinaus ein Ziel sein könnte, die Werkstatt einem breiteren weiblichen Publikum zu öffnen, blieb dahingestellt.

»*Gleich zu Beginn der Tagung erschlossen sich mir einige bedeutsame Aspekte des Nutzens der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Nicht nur als liebgewonnene Tradition der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung sollte an deren Fortbestehen unbedingt festgehalten werden. [Sondern] sie bietet [auch] einen wichtigen Raum zu gemeinsamen Diskussionen und Reflexionen und das nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene. Neben der Möglichkeit, kollegiale Prozesse des Forschens, Projekte oder auch Netzwerke herzustellen, bleibt viel Zeit für das Knüpfen privater Verbindungen und freundschaftlicher Beziehungen.*« (Meißner 2003:25)

Noch einmal sprach Antje Meißner nach der **neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt** wesentliche Punkte an, die den Sinn und Zweck der Wissenschaftlerinnen-Werkstätten umreißen. Der strategische Aspekt, die Werkstatt als Frauenforum gegenüber der Stiftung zu nutzen, trat dabei wieder in den Hintergrund. Dafür aber schiebt sich der strategische Aspekt, welcher der Anwesenheit und Ehrung neuer Doktorinnen für alle Anderen als persönlicher Motivationsschub zukommt, immer deutlicher in den Vordergrund. »*Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt hat sich inzwischen als wichtiges Ereignis auf dem Weg zum ›Doktorin-Werden‹ etabliert.*« (Wahler 2003a:7)



Erstmals wurde denn im Rahmen dieser Werkstatt bzw. schwarz auf weiss in der Dokumentation auch jene ganz persönliche Herausforderung und Leistung benannt, die das Doktorin-Werden auch bedeutet: ein Persönlichkeits-Wandel. Martina Henn-Sax fasste diesen Prozess in den Worten »Die Molekulare Evolution der Stipendiatin Martina zu Dr. Henn-Sax« (vgl. den so betitelten Bericht Henn-Sax in Wahler 2003:197ff.), Charlotte Wahler umschrieb ihn als »...Entwicklung einer Persönlichkeit, die dem neuen Status gerecht wird und den Frauen meist eine umfassendere Fähigkeit abverlangt, nämlich gerade das private Leben in einer bislang männlich strukturierten Karriere neu zu gestalten.« (Wahler 2003b:15)

Vielleicht lag es auch an der neunten Werkstatt, dass dieser Prozess so klar beleuchtet werden konnte – hatten die Vorbereitungsfrauen<sup>14</sup> sich und der Tagung die Prozesshaftigkeit doch geradezu auf die Fahnen geschrieben: mit einer neuen Methode der Durchführung, genannt ›Open-Space-Technologie‹ (OST im weiteren hier). »Konferenz? Tagung? Da denkt mensch an Vorträge mit endlosen Folien, ewigem Sitzen, Langeweile, einem vorgegebenen Programm, das auf alle ein bisschen, doch auf niemanden richtig passt, an Podiumsdiskussionen, die ›Schlauere‹ vorne auf der Bühne führen, an Räume mit Dämmerlicht und dahindämmernder Teilnehmerschaft. Was mensch sich herbeisehnt, sind die angenehmen und kreativen Pausen und das Treffen und den Austausch mit den Kolleginnen.« (Michael Pannwitz zitiert bei Bleil 2003b:27) Konzentriert auf die Pausen, den Austausch und das Atmosphärische, dabei mit Leidenschaft und Verantwortung bei den Teilnehmerinnen, ziel- und lösungsorientiert, musste OST die Methode schlechthin für die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sein.

Was sonst als Ambiente gilt, wurde auf der neunten Werkstatt sinnstiftend:

- »Gemeinsames Essen und Pausen sind unstrukturierte, aber produktive Arbeitszeiten, denn sie fördern die Kommunikation, den Austausch und die Geselligkeit. (...) nicht Hochglanzfolien, sondern soziale Kontakte bleiben in Erinnerung.« (Bleil 2003b:30) Offenheit, Unsicherheiten und Verantwortung sich und der Gruppe gegenüber haben hier Raum.
- »Leidenschaft, Betroffenheit und Authentizität stärken das Gemeinschaftsgefühl...« (Bleil 2003b:30) Gefühle, Körperlichkeit und Sinnlichkeit beginnen hier zu Schwingen.
- »Menschen lernen am besten durch Erleben (...) Die Herangehensweise ist nicht, endlos die Wurzel des Übels zu analysieren, sondern neue Visionen zu ent-

14 Nadia Bleil, Barbara Heisig, Roya Moghaddam, Sibel Vurgun, Charlotte Wahler.

wickeln, die von vielen geteilt werden.« (Bleil 2003b:30) Verunsicherungen und Veränderungen werden hier getragen.

OST war eine Art der Kommunikationsführung,<sup>15</sup> »... eine offene, prozessuale Konferenzform (...), [die] in nicht vorherbestimmter, aber dennoch strukturierter Form ein selbstorganisiertes Arbeiten für größere Gruppen [bietet]«. (Meißner 2003:23)

Als Thema wurde einzig *Forschen mit Geschlecht* vorgegeben. Im Hintergrund standen dabei Überlegungen, die sich das Team – bereits in einem ›Selbst-Versuch‹ mit OST – erarbeitet hatte:

- Die politisch-gesellschaftlich-arbeitsweltliche Gleichberechtigung bzw. tiefergehende strukturelle Ungleichheiten scheinen im Orkus der Geschichte begründet. »Nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa stehen Protektionismus, Vetternwirtschaft und Direktvergabe von Stellen einem gerechten und effektiven Auswahlverfahren diametral entgegen: Das Geschlecht eines Menschen fällt in der Forschung stärker ins Gewicht als die Leistung!« (Meißner 2003:24)
- Eingedenk des Gefangenseins von Frauenkörpern und Forscherinnen in Machtverhältnissen von Logos und Kultur bzw. Wissenschaft richtet sich die Frage zwischen Frauenbewegung und Frauengeschichte nun nach »dem Ort einer möglichen weiblichen Opposition« (Wahler 2003:11).

Die neunte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt war so thematisch – erneut und zurück an den Wurzeln – der Kategorie Geschlecht und den damit zusammenhängenden politischen, sozialen und persönlichen Strukturen gewidmet. Die Vorgabe *Forschen mit Geschlecht* war aber zugleich offen genug, um erneut Raum für ganz unterschiedliche Assoziationen zu schaffen. Den Teilnehmerinnen wurde im ›Open Space‹ die Möglichkeit gegeben, die Relevanz von Geschlecht im Lebens- und Arbeitskontext interdisziplinär zu betrachten und zu diskutieren. An der Schnittstelle von strukturellen und (vermeintlich) persönlichen Implikationen des Tagungsthemas entstanden sage und schreibe zehn Arbeitsgruppen:

- 15 Dabei konterkariert bzw. verzichtet die Methode von vornherein auf
- Kontrolle: »Jedes Mitglied muss genügend Aufmerksamkeit für die Aufrechterhaltung der Kommunikation und für die Klärung aufbringen.« (Bleil 2003b:37)
  - vorgegebene Inhalte und Wichtigkeiten: »Ich nutze meine Zeit, so gut ich kann und verschwende sie nicht mit der Hoffnung, dass ich sie bestimmt bald gut nutzen werde.« (Bleil 2003b:38)
  - Hierarchien: »Niemand hat die Macht, sich aufzuschwingen und diese oder jene Fragestellung oder Herangehensweise von vornherein als ›nicht sinnvoll‹ oder ›nicht adäquat‹ herabzusetzen. Damit werden ungenutzte Potentiale freigesetzt und jede Denkrichtung wird möglich.« (Bleil 2003b:38)
  - Langrednerinnen und Besserwisserei: denn nur wer sein Wissen mit anderen teilen will, wird gehört, sonst gilt das Gesetz der zwei Füße...

- (1) Frau/Forscherin – Wahrnehmung und wahrgenommen werden in unterschiedlichen kulturellen Kontexten
- (2) Differenzen zwischen Selbst- und Fremdbild
- (3) Relevanz von Klasse und Geschlecht an der Hochschule
- (4) Einwirkungsmöglichkeiten und Grenzen für Frauen an den Hochschulen – Frauenpositionen versus Männerstrukturen
- (5) Frage nach der Macht in Geschlechter- und Frauenforschung
- (6) Postmoderne Vielfalt und feministische Politik – Wie kann im Diskurs der Identitätenvielfalt ein ›Wir‹ geschaffen werden, ohne Ein- und Ausschlüsse zu (re-)produzieren?
- (7) Ansprüche von Frauen an sich selbst
- (8) Diskrepanz zwischen Eigenverantwortlichkeit und Abhängigkeit
- (9) Vereinbarkeit von Kindererziehung und wissenschaftlicher Arbeit
- (10) Post-doc-Förderung

*»Es blieb unserer Kreativität, unserem Interesse, unseren Ansprüchen und unserer Neugier überlassen, wer von uns sich wo einbringen mochte und unter welchen Aspekten wir dann arbeiten wollten, eben ganz im Stil des open space.« (Meißner 2003:23)*

Und Stil hatte – gleichsam der Gründungsgeschichte der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt – der Ort des Geschehens: Das Jugendbildungshaus in Magdeburg/Ottersleben (...) mit dem Charme einer Gründerzeitvilla im Stil der Neo-Renaissance und schönem Amtsgarten aus dem Jahre 1892/93.

Die Gesetze der Freiheit, der Selbstverantwortung und der Selbstorganisation gingen hier mit der Annahme Hand in Hand, dass jeder Mensch alle Kompetenzen besitzt, ein Thema selbstbestimmt zu bearbeiten und voranzutreiben. Wir waren metaphorisch *»Hummeln, [die sich von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe bewegten, M.H.] und Schmetterlinge, [die Pause machten und Zufälliges aufsammelten oder anzettelten, M.H.], (...) Trägerinnen von Informationen, die den Gesamtprozess voranbringen!« (Bleil 2003b:33)*

In der sogenannten Konvergenzrunde wurden alle anfänglich bearbeiteten Themen aufgelistet und in eine Rangfolge gebracht. Als Ergebnis und Ausblick konnten nun Ideen und Vorschläge für eigene Projekte eingebracht und nachfolgend erste Schritte und Handlungspläne erarbeitet werden. Die Möglichkeit der Präsentation dieser Arbeitsergebnisse lieferte im Anschluss daran wiederum neue Anregungen für diverse Umsetzungsziele.

Leider war auch bei dieser Wissenschaftlerinnen-Werkstatt die Teilnehmerinnenzahl weit geringer als erwartet. Doch konnte die Methode OST dafür wiederum sinngebend sein, da sie zur Regel machte:

- »Die da sind, sind genau die Richtigen!
- Was immer geschieht, es ist das einzige, was geschehen kann!
- Es fängt an, wenn die Zeit reif ist!
- Vorbei ist vorbei, nicht vorbei ist nicht vorbei.«<sup>16</sup> (Bleil 2003b:32/33)

## ›BACK TO THE ROOTS‹? ODER AUF ZU NEUEN UFERN! DIE ZEHNTE WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT

Die Vorbereitungsfrauen der **zehnten Werkstatt** provozierten mit dem Titel *Gender Mainstreaming: Ist Frauenpolitik gescheitert? Jetzt geht es auch um Männer!* und der Aufmachung des Tagungsprogramms: Die Schlagzeile im Bildzeitungslayout, dazu sollten Barbie und ihr Partner abgebildet werden (was aus drucktechnischen Gründen aber doch ausblieb). Das Thema der Ungleichheit von Frauen und Männern bzw. der diskriminierenden Ungleichbehandlung von Frauen in Arbeit und Gesellschaft – das sich durch so viele Werkstätten gezogen hat – wurde erneut an der Wurzel gepackt und einer neuerlichen Prüfung unterzogen: mit dem Ansatz des sogenannten Gender Mainstreaming.

Mit dem Vorsatz zu informieren, zu konfrontieren und zu sensibilisieren, waren als eingeladene Referentinnen und unter den Teilnehmerinnen gleichermaßen versierte Feministinnen, Kennerinnen von internationalen Frauenrechten und Frauengleichberechtigungsbeauftragte, Praktikerinnen von Gender-Trainings und Publizistinnen in diesem Bereich, Theoretikerinnen im Bildungssektor und Mitarbeiterinnen universitärer Forschungsprojekte, Frauen also, die sich in wissenschaftlichen, entwicklungspolitischen und öffentlichkeitswirksamen Institutionen umtaten und auskannten. Und so wurde in den verschiedenen Vorträgen, Workshops und Plena engagiert referiert, zielorientiert analysiert und heiß diskutiert. Das Tagungsprogramm mit den eng am Thema ausgerichteten AGs zu

- (1) Instrumente der Gender-Analyse
- (2) Gender Mainstreaming als machtkritisches Instrument
- (3) Gender Mainstreaming im Kontext dekonstruktivistischer Theorie
- (4) Gender Mainstreaming in den Neuen Medien
- (5) Gender Mainstreaming in Kamerun

16 Nachzulesen gibt es rund um das Tagungsthema und die Tagungstechnik Beiträge in der Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt: »Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft«, herausgegeben von Charlotte Wahler (Düsseldorf 2003).

wurde aufgelockert durch neue Austauschformen wie dem Erzählcafé zu Gender Mainstreaming in Afghanistan oder dem sogenannten Marktplatz als gemeinschaftlichem Forum. Zur Auflockerung standen Yoga für gestresste Wissenschaftlerinnen und ein Lagerfeuer auf dem Programm (letzteres fiel buchstäblich ins Wasser). Eine Rückschau auf zehn Jahre Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wurde geboten sowie ein Umschauen in Weimar unter fachkundiger (aber wenig frauenversierter) Leitung, ein toller Jubiläumsabend mit Tombola und schließlich die fulminante feierliche Doktorinnenehrung mit Glanz und Glo(oo)ria.

Am Ende war auch die Vernetzung mit dem Leitungskollektiv erfolgreich organisiert worden und eine Vertreterin vor Ort. Jedoch ein Wermutstropfen auch: die wiederum relativ geringe Zahl von Anmeldungen dezimierte sich durch kurzfristige Absagen und große Fluktuation im Verlauf der drei Werkstatt-Tage um ein weiteres. Lag es am Thema bzw. am inhaltlichen Fokus auf dem Gender Mainstreaming statt eines großen Beratungs- und ›Dienstleistungsangebotes‹? Lag es am Termin – der September als im universitären Stundenplan vorlesungsfreier und für Promovendinnen noch potentieller Urlaubsmonat? Ob strukturell oder inhaltlich begründet, ob mangelnder Wahrnehmung von Werbung oder abnehmendem Interesse an der Werkstatt an sich geschuldet – hier ist nach so vielen Jahren des Bestehens ein Rätsel aufgegeben, das nicht nur der Lösung sondern vielmehr der Tatkräft Zukünftiger bedarf!

## LITERATUR

- Bertrams, Annette (Hrsg.)(1995): Dichotomie, Dominanz, Differenz – Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft. Weinheim. (vergr.)
- Bertrams, Annette (1995a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Dichotomie, Dominanz, Differenz – Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft. Weinheim 1995. S. 7-9.
- Bleil, Nadja (2003a): Perspektive: Global! Ein rundes Thema mit scharfen Kanten. Tagungsbericht. In: Ostermann, Ingrid (Hrsg.): Perspektive: GLOBAL! – Internationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung. Dokumentation der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2003. S. 27-34.
- Bleil, Nadja (2003b): Einsatz von Grossgruppenmethoden auf Tagungen im Wissenschaftsbereich am Beispiel der Open Space Technology (OST). In: Wahler, Charlotte (Hrsg.): Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen

- Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2003. S. 27-40.
- Brendel, Sabine (2001): AG Forschende Doktorinnen: Was ist das Ziel? In: Mohr, Dunja (Hrsg.): Lost in space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. Düsseldorf 2001. S. 61-64.
- Brendel, Sabine/Roß, Bettina/Schatz, Susanne (1997): Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung. In: Ehrich, Ute/Ploch, Beatrice (Hrsg.): Frauen(kon)texte. Dokumentation der zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1997. S. 7-10.
- Ehrich, Ute/Ploch, Beatrice (Hrsg.)(1997): Frauen(kon)texte. Dokumentation der zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.
- Englert, Margit (1997): Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS-Promovendinnen: Erfahrungen, Reflexion, Ausblick. In: Ehrich, Ute/Ploch, Beatrice (Hrsg.): Frauen(kon)texte. Dokumentation der zweiten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1997. S. 151-154.
- Henninger, Annette (Hrsg.)(1999): Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.
- Henninger, Annette (1999a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1999. S. 7-9.
- Henninger, Annette/Kiegelmann, Mechthild (1999): Doktorandinnen-Ehrung. Anerkennung und Vorbereitung auf eine Durststrecke. In: Henninger, Annette (Hrsg.): Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1999. S. 137-139.
- Henn-Sax, Martina (2003): Die Frauen und ihr Leben: Die molekulare Evolution der Stipendiatin Martina zu Dr. Henn-Sax oder: Wie ich die letzten Tage meiner Diss überstanden habe. In: Wahler, Charlotte (Hrsg.): Open Space:

Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2003. S. 197-200.

Herzog, Margarethe (Hrsg.)(2000): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.

Herzog, Margarethe (2000a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2000. S. 7-9.

Herzog, Margarethe (2000b): Macht in Bildern und Geschichten – Zur Themenfindung und Ortsbestimmung der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Bericht einer Mitorganisatorin. In: dies. (Hrsg.): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2000. S. 13-18.

Herzog, Margarethe (2000c): Macht in Wissenschaft und Wirklichkeit – Kämpfe im Vorfeld der Werkstatt, Ernüchterungen am Podium. In: dies. (Hrsg.): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2000. S. 77-91.

Heynen, Susanne (Hrsg.)(1998): Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen. Dokumentation der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.

Koller, Doris (1999): Zum ersten Mal bei der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Eindrücke einer »Neuen«. In: Henninger, Annette (Hrsg.): Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!?. Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 1999. S. 19-21.

Meißner, Antje (2003): Zum ersten Mal bei der Wissenschaftlerinnenwerkstatt. In: Wahler, Charlotte (Hrsg.): Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der

neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2003. S. 23-25.

- Mohr, Dunja (2000): Gegen Isolation und Vereinzelung: Im Netzwerk der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Tagungsbericht. In: Herzog, Margarethe (Hrsg.): Im Netz der Wissenschaft? Frauen und Macht im Wissenschaftsbetrieb. Machtstrukturen – Bedeutungsnetze – Handlungsmöglichkeiten. Dokumentation der sechsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2000. S. 23-27.
- Mohr, Dunja (Hrsg.)(2001): Lost in space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. Düsseldorf.
- Mohr, Dunja (2001a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.) Lost in space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. Düsseldorf 2001.
- Mohr, Dunja (2001b): Wir würden es wieder tun. Interview mit dem Vorbereitungsteam der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. In: Mohr, Dunja (Hrsg.): Lost in space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. Düsseldorf 2001. S. 15-22.
- Ostermann, Ingrid (2001): Lost in Space: Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt an einem Tagungsort im Nirgendwo. Tagungsbericht. In: Mohr, Dunja (Hrsg.): Lost in space: Die eigene wissenschaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen. Dokumentation der siebten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung vom 2.-5.11.2000. Düsseldorf 2001. S. 23-30.
- Ostermann, Ingrid (Hrsg.)(2003): Perspektive: GLOBAL! – Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung. Dokumentation der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf.
- Ostermann, Ingrid (2003a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): Perspektive: GLOBAL! – Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung. Dokumentation der achten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf 2003. S. 9-16.



- Sieber, Andrea (1999): Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? In: Henninger, Annette (Hrsg.): *Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung*. Düsseldorf 1999. S. 13-17.
- Wagner, Leonie (1998): Einführung. Warum es sich immer wieder lohnt und doch jedes Mal anders ist. Ein Rückblick auf drei Wissenschaftlerinnen-Werkstätten in der Hoffnung auf die nächste. In: Heynen, Susanne (Hrsg.): *Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen. Dokumentation der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung*. Düsseldorf 1998. S. 9-11.
- Wahler, Charlotte (Hrsg.)(2003): *Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung*. Düsseldorf.
- Wahler, Charlotte (2003a): Vorwort. In: dies. (Hrsg.): *Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung*. Düsseldorf 2003. S. 7.
- Wahler, Charlotte (2003b): Einleitung. Willkommen im Open Space. In: dies. (Hrsg.): *Open Space: Forschen mit Geschlecht – Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft. Dokumentation der neunten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung*. Düsseldorf 2003. S. 11-15.



# DIE SEHERINNEN

Stefanie Eckerle und Dorothea Witt

## DOKTORINNEN-EHRUNG

1. Seherin: *(schaut durch das Kaleidoskop)*

2. Seherin: »Was siehst Du?«

1. Seherin: »Ich sehe, wie sich Licht in bunten Glassteinen bricht. Die ihrerseits die Position verändern, je nachdem wie ich das Rohr bewege.«

2. Seherin: »Zeig doch mal!« *(Schaut nun ihrerseits durch das Kaleidoskop)*

1. Seherin: »Und? Was siehst Du?«

2. Seherin: »Ich sehe viele Sterne, die am dunklen Himmel leuchten. Die geben mir Licht, das mich zum Erkennen leitet. – Ja, soll ich nach den Sternen greifen?«  
*(Gibt das Kaleidoskop an die erste Seherin zurück und fragt:)* »Was kannst Du erkennen?«

1. Seherin: *(schaut durch das Kaleidoskop in Richtung der frischgebackenen Doktorinnen und antwortet:)* »Ich schau – und seh am Horizont zwei Frauen, die gehn einher mit festem Schritt, haben eine lange Reise schon getan. Sie halten nun inne und sammeln sich, um dann gestärkt voran zu gehen.«

2. Seherin: »Wer kann das denn sein?«

1. Seherin: »Die eine muss wohl die Athene sein. Bekannt dafür, beherrscht und klug, die Kraft, die ihr gegeben ist, einzuteilen zu ihrem Wohl.«

Beide Seherinnen gemeinsam *(schreiten auf die Doktorinnen zu:)* »Nun übergeben wir Euch dies Kaleidoskop, dass ihr auf Eurem weiteren Weg verschiedene Facetten in Einem seht. – Und alles durcheinanderwirbelt wenn man's dreht.«



# ZWISCHEN DEN STÜHLEN SITZEN ODER AUF EIGENEN BEINEN STEHEN? ZUR VERORTUNG VON FORSCHUNGSGEGENSTAND UND FORSCHERIN

---

## LAUDATIO

für Dr. Heike Meyer-Schoppa aus Haseldorf:  
»Zwischen ›Nebenwiderspruch‹ und  
›revolutionärem Entwurf‹. Emanzipatorische  
Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik  
1945-1949«<sup>1</sup> gehalten am 13.09.2003 in Weimar

*Karin Gille-Linne*

Liebe Doktorandinnen, liebe Doktorinnen, liebe Heike,

vor drei Jahren warst du, liebe Heike, das erste Mal auf einer Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS. Und ich erinnere mich sehr genau, wie wir – erstaunt über die rasante äußerliche Verwandlung der Tagungsteilnehmerinnen – während der Ehrung in dem kleinen Partykeller in Oer Erkenschwick saßen und gebannt den Laudationes für die Doktorinnen lauschten. Wir waren ergriffen – und auch ein bisschen neidisch auf die, die da vorn standen und es geschafft hatten. Aber vor allem haben wir fest verabredet, dass wir auch einmal an ihrer Stelle stehen werden.

Und hier stehst du nun und ich freue mich sehr, dass ich heute Abend deine Laudatio halten kann – und hoffe, dass du das auf einer der nächsten Wissenschaftlerinnen-Werkstätten für mich tun wirst.

Meine sehr verehrten Damen!

Heike Meyer-Schoppa erhielt im Mai diesen Jahres den akademischen Grad Doktorin der Philosophie.

Sie studierte in Göttingen (mit zwei damals noch *kleinen* Kindern) Philosophie und Soziologie und schloss ihr Studium mit einer interdisziplinären Gemein-

1 Die Dissertation ist im Frühjahr 2004 bei Centaurus in der Reihe »Frauen in Geschichte und Gesellschaft« (hg. von Annette Kuhn) erschienen.

schaftsarbeit ab. 1999 wurde sie als Doktorandin in das HBS-Kolleg an der Fernuniversität Hagen »Gesellschaftliche Interessen und politische Willensbildung. Verfassungswirklichkeiten im historischen Vergleich« aufgenommen – wieder mit einem Gemeinschaftsprojekt. Trotz der hohen familiären Inanspruchnahme und ihrer politischen Tätigkeit (u.a. im Leitungskollektiv der Promovierenden der HBS) war sie die erste dieser KollegiatInnen, die ihre Arbeit einreichte. Im Mai 2003 wurde Heike Meyer-Schoppa mit magna cum laude promoviert.

Der Titel ihrer Arbeit lautet:

Zwischen »Nebenwiderspruch« und »Revolutionärem Entwurf«. Emanzipatorische Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945 – 1949

Darin leistet Heike erstmals eine systematische Analyse der Frauenarbeit der Sozialdemokratinnen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Ihr gelingt es in ihrer Arbeit die Distanz zwischen der heutigen Forschungsdiskussion über »Frauen der Nachkriegszeit« und den Relevanzsystemen sozialdemokratischer Zeitzeuginnen zu nutzen und einen eigenen Standpunkt zu erarbeiten.

Zentral ist für sie der Gedanke, dass es ein in der feministischen und in der sogenannten allgemeinen Forschung vorhandenes Kollektivsubjekt »Frau der Nachkriegszeit« nicht gibt. Vielmehr plädiert sie dafür, historische Kontinuitätslinien zu beachten und das Thema »Frauen und Nachkriegszeit« in engerer Anbindung an das Thema »Frauen und Nationalsozialismus« zu betrachten.

Die Symbole des sogenannten Neubeginns nach 1945 und geschlechtsspezifische Zuschreibungen hat sie in ihrer Arbeit kritisch reflektiert. Die von Frauen geleistete Überlebensarbeit wird in der Erinnerung zur »Stunde der Frauen« verdichtet. Damit – so Heike in ihrer Dissertation – werden die Frauen der Nachkriegszeit auf den vermeintlich vopolitischen Raum von Privatheit und Familie festgeschrieben, während der Krieg zum Werk der Männer geriert. Diesem Geschlechterdualismus steht die Gesellschaftsanalyse der Sozialdemokratinnen entgegen. Die in frauenpolitischen Zusammenhängen der Nachkriegszeit dominante Diskussion um Fragen der Alltagsbewältigung und der Familienorganisation spezifiziert Heike durch ihre Analyse als kontextgebunden, also abhängig von Weltanschauung und Lebenserfahrung der Protagonistinnen. Im Obertitel ihrer Arbeit »Zwischen »Nebenwiderspruch« und »revolutionärem Entwurf«« kontrastiert Heike die Pole der Außen- und Innensicht auf die sozialdemokratische Frauenpolitik der Nachkriegszeit. Der Begriff des »Nebenwiderspruchs« steht für die feministische Kritik, nach der die Frauenfrage in der sozialistischen Theorie und Praxis stets als »Nebenwiderspruch« betrachtet und dem »Hauptwiderspruch« zwischen Kapital

und Arbeit untergeordnet worden sei. Die Begrifflichkeit »revolutionärer Entwurf« stellt Heike dem gegenüber und stützt sich damit auf eine zeitgenössische Debatte. Denn 1948 forderte eine Sozialdemokratin auf der zentralen Frauenkonferenz der SPD »... als weit angelegte Untersuchung des *revolutionären Entwurfs* schon jetzt Untersuchungen darüber anzustellen, wie in einem integralen sozialistischen System das reale Leben, das tägliche Leben der Frau in Arbeit, Haushalt und Familie zu bestimmen wäre.«

Es ist Heikes Verdienst, die frauenpolitischen Konzepte der Sozialdemokratinnen erstmals einer umfassenden Analyse unterzogen zu haben. Bisher waren die emanzipatorischen Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945 – 1949 nahezu unbekannt. Damit das anders wird, wünsche ich, dass Heikes Forschungsergebnisse und nicht zuletzt die Dissertation nach ihrer Veröffentlichung eine weite Verbreitung erfahren.

Ich möchte nun noch eine persönliche Anmerkung machen:

Wie der Titel ihrer Arbeit war auch Heikes Forschungstätigkeit von einem »Zwischen« geprägt. Häufig fühlte sie sich als linke Feministin mit ihrer kritischen Reflexion, als säße sie »zwischen den Stühlen«:

- hier die teils eindimensionalen Positionen und Thesen der feministischen Geschichtswissenschaft, der sie sich doch eigentlich zugehörig fühlte;
- dort die sogenannte kritische allgemeine Geschichtsforschung mit ihrer dezidiert quellenkritischen Methode, die aber de facto eine Männergeschichte schreibt.

Keiner dieser beiden Stühle lud ein, Platz zu nehmen und sich zu verorten.

Als schwierig erwies sich ihre Positionierung auch in der Zusammenarbeit mit den beiden GutachterInnen:

- der Doktorvater, Professor Peter Brandt, ein Vertreter einer kritischen Geschichtswissenschaft, aber des Feminismus gänzlich unverdächtig;
- die Doktormutter, Professorin Annette Kuhn, eine der Koriphäen zur Nachkriegsgeschichte aus Frauensicht.

Immer wieder stellte sich die Frage: würden beide ihre Forschung nachvollziehen und vor allem: würden sie sie honorieren?

Nach langen Auseinandersetzungen – und, das will ich in diesem Kreis auch erwähnen – teilweise schmerzhaften Selbstzweifeln, ist es ihr mit dieser Arbeit gelungen, den Spagat zu meistern:

dabei kleistert sie nicht etwa die bestehenden Widersprüche zu – aber sie sitzt auch nicht mehr zwischen den Stühlen. Sie hat einen eigenen Standpunkt gefunden. Sie steht mit dieser Dissertation fest auf eigenen Beinen – und ist kritisch und durchaus auch mal bissig in alle Richtungen, ohne sich selbst als das Maß aller Dinge zu begreifen. Und das ist das beste, was ich von einer Doktorin und ihrer Forschung sagen kann.

Ich wünsche dir, liebe Heike, dass du weiter so viel Ausdauer und Erfolg hast, wie bei deiner Dissertation. Und solltest du trotzdem mal wieder zwischen die Stühle geraten: strampel dich frei und stell dich auf deine eigenen Beine, sie werden dich tragen.



# BEWEGUNGEN ODER: LEBENSENTWÜRFE ZWISCHEN ZWEI WELTEN

---

## LAUDATIO

für Dr. Margarethe Herzog

*Manuela Maschke*

Liebe Doktorandinnen, liebe Doktorinnen!

Liebe Grethe,

*ich* wollte diese ferne und fremde Welt einmal gesehen haben und nicht nur in Büchern von ihr lesen – sagtest *Du* zu mir ... Schon während des Studiums hattest du dich zur »Karibistin« innerhalb der Lateinamerikanistik spezialisiert. Eine Studienreise zum Abschluss des Grundstudiums hatte dich nach Kuba geführt.

Kuba-Faszination. Es war die wahrhafte Würde jener Menschen der Karibik wie sie sich mit ihrem Klima, der Flora und dem Meer *mir* darbot. *Ich* erlebte Abenteuer, ich verliebte mich in die Insel und in einen Mann.

Es formte sich ein Traum, der Traum zu bleiben, den eine Touristin mit beschränktem Aufenthaltsrecht nur träumen kann. *Du* gingst fort und du kehrtest wieder – zweimal kehrtest du wieder, um genau zu sein. Langsam aber stetig offenbarte sich nun die Kehrseite des Traumes. Kritik am System schlich sich ein und da war Angst. Angst davor unfrei zu sein, obwohl frei sein auch nicht so genau zu bestimmen war. Und die Liebe spielte ihr Spiel mit der Realität. Kritik am Mann, sein Lebensstil, der nicht der deine war und es auch nicht sein konnte.

Als rationale, europäisch sozialisierte Frau stellte *ich* Fragen und erwartete bestimmte Antworten. Aber beides funktionierte in Kuba nicht, nicht für mich und nicht für die KubanerInnen, mit denen ich zusammen war. Auf die Fragen, die ich stellte, bekam ich unerwartete Antworten und die Fragen, die mir gestellt wurden konnte ich so einfach nicht beantworten. Die Liebe und das Leben wurden hier anders geregelt – ich hätte heiraten müssen, um zu bleiben. Aber das konnte ich mir nicht vorstellen. Zumindest wollte ich mein Studium in Berlin noch abschließen. *Ich* ging.

Und *du* kehrtest ein weiteres Mal nach Kuba zurück. Diesmal von der Dominikanischen Republik aus, um befreundete Studentinnen zu treffen. Anlass war das autonome Projekt »Gesellschaften und Kulturen im karibischen Raum«.

Wir reisten zeitgleich in unserem Forschungsgebiet, Kuba wurde kurzzeitig das Drehkreuz, auf dem alle zusammen kamen. Nun zählten die menschlichen Kontakte aus unserer Welt, aus der wir gekommen waren, es zählten unsere wissenschaftlichen Ambitionen. Alle hatten wir die »Fremde« erfahren und waren erfahren in der »Fremde«. Für einen Augenblick kam auch die Vergangenheit zurück: Die Kuba-Liebe. Der geliebte Kubaner ...

In der Dominikanischen Republik gab es kein Kuba und keine kubanische Würde. Aber es gab *Compañeras/os*: an der Uni, in der Bauernföderation auf dem Land und in der WG. Eine Stunde lesen, eine halbe Stunde Merengue tanzen – das waren Arbeitsrhythmus und Zeitmaß. *Du* solltest zwei Jahre später hierher zurückkehren und deinen zukünftigen Doktorvater in einer verlassenen Stranddorfdisco treffen. Auch hier gab es die Kehrseite zu sehen: aus einem Forschungsidyll war in den zwei Jahren ein TouristInnenmoloeh geworden.

Kuba und die Dominikanische Republik: Zwei karibische Inseln, es fehlte eine dritte: Puerto Rico, ebenfalls spanischsprachig, sollte in den Bund *deines* späteren Dissertationsprojektes gehören.

Doch zunächst was das einsame Arbeiten an der Magisterarbeit zu Ende. Es folgte ein Tief – Bestimmung, Zukunft und wirtschaftliche Existenzsicherung hießen die Hauptgewichte, die dich nach unten zogen. Auf eine Honorartätigkeit im Literarischen Kolloquium in Berlin folgten Auftragslöcher. Dank des Zustroms aus Osteuropa konnte jedoch AussiedlerInnen deutsch gelehrt werden. Deutsch als Fremdsprache unterrichten und der Wissenschaft den Rücken kehren ... Machte das Sinn? Oder machte es Sinn in die Wissenschaft zurück zu kehren?

Es zog *dich* zurück, du kehrtest zurück: wie schon einmal – auf die Inseln der Karibik; nicht physisch dieses Mal, sondern wissenschaftlich.

*Du* hattest mitverfolgt, wie in den Feuilletons deutschsprachiger Zeitungen Literatur von den drei großen Antillen-Inseln übersetzt rezipiert wurde. Es war Literatur, die meist von jungen und in Deutschland unbekanntem Frauen geschrieben war. Das Thema handelte von Migration – zumeist in die USA, zum Teil auch nach Europa. Welchen Grund hatte es, dass gerade Literatur von Frauen zu diesem Thema und zu diesem Zeitpunkt in Deutschland auf den Markt kam? Vielleicht war es in Zeiten wachsender Migrationsströme einfacher mit dem Buch einer schönen Karibin ins Bett zu gehen, als mit einer solchen selbst? Mit anderen Worten: Lust am Exotismus, Frust am Realismus als Verlags- und Vermarktungsprogramm? Vielleicht ...

Eine spannende Frage, aber aus der Verlagsanalyse wurde nichts. Es hätte einen Wechsel ins Deutschsprachige bedeutet und wäre einem Spagat gleichgekom-

men. Das Migrationsthema einerseits und die Verlagspolitik andererseits. Mit deinem Thema warst *Du* eine Exotin und als Promovendin in die Böckler-Förderung aufgenommen.

Als Literaturwissenschaftlerin in Lateinamerikanistik sah *ich* mich bald als eine der »Orchideen« zwischen meinen KollegInnen in der Stiftung. Und genoss in vollen Zügen: das Stipendium und die Stiftung, die Zeit und die KollegInnen ...

Die Zusage für das Promotionsstipendium war wie ein Glückslos, von Anbeginn bis zum Schluss. Es hieß, bezahlt denken zu dürfen. Es gab deliriumsähnliche Zustände. Wenn der Kopf rauchte, die Federt kratzte, die Tasten klapperten, die Gehirnwindungen in Bewegung waren, das Herz schneller schlug über neue Ideen und Erkenntnisse, die Aufregung bei neuen Literatur- und Forschungsfunden in der Bibliothek. Zugleich die Furcht im Nacken, jemand anderes könnte das Thema, die These ergebnisreich just genau in diesem Moment bearbeitet und belegt haben.

Dann gab es aber auch den Stiftungsdruck mit Namen »80 Prozent«. Eine widersinnige Maßgabe-Maßnahme, aber *du* produziertest nunmehr 80 Prozent der Seiten bis zum Stichtag. Da war der permanente Zwang zur Disziplinierung, der weder in Ruhe Kaffee trinken noch Tanzen noch ins Kino gehen möglich machte. Immer saß da das schlechte Gewissen im Nacken eigentlich noch dies oder jenes schreiben und schaffen zu müssen.

*Ich* bewunderte andere, die programmatisch die Saufabende in ihr Arbeitspensum einplanten und einbauten.

Der Druck am Schluss, fertig werden zu sollen, zu wollen und zu müssen, war unangenehm. Das Ende der materiellen Förderung in Aussicht, der Doktorvater, der immer nur »gib ab« von sich gab und dann um so kritischere Gutachten schrieb. Und es war der Wunsch da, einfach fertig werden zu wollen, abschließen mit dem tausendmal Durchkauten, dessen Wissenschaftlichkeit mit jedem weiteren Wort zweifelhafter zu werden schien. Der Wunsch den Titel tragen zu dürfen und das Eintrittsticket für die wissenschaftliche Gemeinde endlich in Händen zu halten. Dauert es wirklich 10 Jahre bis man einigermaßen frei von Zweifeln selbstverständlich wissenschaftlich schreibt?

Diese unzähligen Momente, in denen Eine am Schreibtisch sitzt und – nichts geht. Kein Gedanke will gefasst, kein Wort aufs Papier kommen. Am schlimmsten am Schluss, als das Resümee noch geschrieben werden musste – und keinerlei Abstand zum Forschungsgegenstand vorhanden war.

Keine Ahnung, was auf diesen 250 Seiten stand, die *ich* im Laufe der Zeit vollgeschrieben hatte und die unter der Überschrift »Inauguraldissertation zur Erreichung des Grades Dr.phil. ...« zu einem Konvolut geheftet waren. Ich dachte an die

Worte einer Freundin über den Impuls in solchen Momenten einfach die Delete-Taste des Rechners zu betätigen. Fragwürdige Verzweiflung mit dem Bewusstsein es doch nicht zu tun.

Es kam das Ringen um den Disputationstermin, das Klinkenputzen und Füße scharren vor den Türen der Professoren, die nur dank einer Dame einlenkten und sich in die Runde bewegten. *Dein* Berufsübergangspraktikum war zu dieser Zeit bereits ausgemacht, der Flug gebucht.

Es folgte *mein* Ringen um und mit einem Verlag; das unangenehme Kapitel am Promovieren dem ich die Überschrift »am Schluss ist es ein Wahnsinn« geben würde.

Aber das wichtigste Kapitel der Dissertation(szeit) heißt – Griechenland – Insel-landschaft – Archipel. Mit dem Glückslos des Promotionsstipendiums realisierte sich ein weiterer Traum.

Im Vorwinter der Stipendienvergabe gelangte *ich* in dieses Land der Inseln für einen Urlaub zwischen den Jahren. Erst waren es Hölderlins Spuren, mein Steckenpferd in der Germanistik. Es war kein Zufall. Das niemals vermutete geschah: eine Insel weitab von der Karibik eroberte mein Herz. Ich verliebte mich aufs Neue – in eine griechische Insel.

Der Traum mit einem Stipendium eine Weile dort zu verbringen und zu schreiben wuchs. Das passende Traumhaus war auch bereits gesichtet. Ein knappes Jahr später war es soweit. Mit Romanen und anderer Literatur über die Migration von Frauen zwischen der spanischsprachigen Karibik und den USA vollbepackt, fuhrst *du* nach Griechenland. Nach der ersten Unterkunft bei entfernten Bekannten zur Orientierung ging es auf die Fähre, um von der Fähre schließlich nicht zufällig auf jener Trauminsel anzulanden und wenige Tage später zufällig die Schlüssel zu jenem früher gesichteten Traumhaus entgegenzunehmen.

Die Migration von Frauen – Lebensgeschichten in *meinem* Koffer – wollte ich untersuchen, mit besonderem Augenmerk auf der Frage, was die jüngste Generation der Migrantinnen mit ihren zwei Kulturen macht, wie sie diese beiden begreift und ob hier Verbindungen zu neueren kulturwissenschaftlichen Theorien zu ziehen wären.

Fast unmerklich warst *du* nun auch eine Migrantin, als Deutsche und Europäerin eine »Fremde« laut GriechInnen, denn Fremde waren alle, die nicht von der Insel stammten. Du hattest dich in eine andere Kultur begeben, in die Fremde. Und dort lerntest du – gleich deinen Romanfiguren – in einer fremden Sprache zu agieren, den Alltag zu manövrieren, dich in einem kleinen Dorf irgendwann heimisch zu fühlen und zugleich »Xeni« für die GriechInnen zu bleiben.

Dein Heimisch-Werden war skurril, stand die Heimstatt doch in einem Dorf, das von seinen ursprünglichen BewohnerInnen verlassen worden war nach einem Erdbeben in den sechziger Jahren. Ausgenommen die Bäckerin, der Holzhändler und zwei Zwillingbrüder, die während der Besatzungszeit der Nazis versteckt mit ihrer Mutter in einem Kloster überlebt hatten.

In dieser Verlassenheit mit dem Notwendigsten an Infrastruktur zur Existenzsicherung ausgestattet – Brot zum Essen, Holz zum Heizen und Geschichte(n) zum Tradieren – hatte *ich* mich niedergelassen. Ein neuer Tageslauf entstand, die Zeit strukturierte sich anders. Ich wanderte in das nächstgelegene Dorf am Hafen oder in das am Berg, um einzukaufen. Ich wartete auf die Lieferung von Holz, die abhängig vom Regen und von der Tagesform des Esels eintraf oder auch nicht, abhängig davon, ob ich wenigstens einen Kaffee mit dem Holzhändler getrunken hatte oder nicht. Es gab die Backtage der Bäckerin in Variation mit den kirchlichen Festen und Feiertagen. Begegnungen mit ihr waren immer mit einem intensiven Gespräch verbunden. Sie war für lange Zeit die einzige Telefonbesitzerin im Dorf, die alle Sprachen und Angelegenheiten der hier vorbeikommenden Fremden zu verstehen verstand. Sie redete ihrerseits auf mich so lange, laut und deutlich ein, bis sie und ich den Eindruck hatten, dass auch ich verstand, was, wie und worum es ihr ging. Es gab Stromausfälle und Windaufkommen, die dafür sorgten, dass der Rechner nicht lief und ich bei Kamin und Kerzenschein las. Es gab Zeiten ohne jegliche Verbindung zur Außenwelt – viel Wind, kein Schiff, keine Post. Und da war dieses Dorf mit seiner verschwiegenen PartisanInnengeschichte – sie schlummerte.

Immer wieder kam im Dorf die ostentative Frage der Leute auf, was ich denn hier machte? – Als Frau, alleine, im Winter ... Meine Beweggründe waren nicht zu vermitteln und nicht zu begreifen.

Erst mit der Zeit wurde *dir* gewahr, dass du zum Widerspruch dieser Insel wurdest. Außer für die Bäckerin, die sah, spürte und wusste, dass Lesen und Schreiben Arbeit sein konnte; durch ihren Sohn, den sie alleinerziehend und -sorgend im Priesterseminar hatte ausbilden lassen können. Seltsame Besuche, wahnwitzige Ansinnen, mysteriöse Gespräche mit DorfbewohnerInnen.

*Ich* lernte, dass wirkliche Freundinnen so und mit dem Status, den ich hier hatte, nicht zu gewinnen waren. Darüber trauerte ich immer mal wieder, vermisste irgendwann auch einen anspruchsvollen Austausch über meine Arbeit, vermisste traute Abendrunden mit FreundInnen am Tisch, vermisste gemeinsames Sprechen, Verstehen und Lachen über Zweideutigkeiten.

Zugleich tratest *du* abendlich weltfrauisch in die einzige Hafentaverne ein, trafst Menschen, die dich faszinierten: mit ihrer Wertschätzung, ihrer Sprache, ihrer Kultur, ihren Augen.

Mit *meinen* Augen, Ohren und allen Sinnen – am Tisch vor dem Fenster mit Blick aufs Meer sah, hörte, atmete und spürte ich täglich die Wirklichkeit des Traumes: ich wollte bleiben.

Nach drei Monaten kehrtest *du* nach Deutschland zurück, um neue Literatur, neues Material heranzuschaffen, und verfrachtetest dich und die Papiere wieder auf die Insel bis zum Frühsommer. Dann kehrtest du nach Deutschland zurück – um viele Male wieder zu kommen, das Feuer deines Traums zu schüren, ein neues Standbein zu suchen, eine andere Existenz zu schaffen – stets mit Bangen verbunden ob der Möglichkeiten und ihrer Realisierung.

»Lebensentwürfe zwischen zwei Welten« – *deine* Dissertation und dein Thema waren konkreter geworden, eine Vielzahl von Seiten war beschrieben. Kein Wunder, die Muse war in der Luft und im Kaminfeuer, dem Fernseher der alten GriechInnen.

Konzentriert konnte *ich* Literaturanalysen erarbeiten, dicht verfasste ich Texte, flocht tiefsinnige Gedanken zum Leben und zur Migration. Die fiktiven Figuren pendelten geistig und seelisch zwischen ihren Welten. Modelle von Bindestrichkultur, Absage ans Alte, Finden und Verlorenheit im Neuen. Statt weder-noch und sowohl-als-auch, die progressivste Variante eines mehr-dort-als-hier und mehr-hier-als-dort. »Träumen auf kubanisch« gab viele Anstöße. Aber wie ging es in meinen »Träumen auf Griechisch« weiter?

Noch gelang es ein Mehr-dort-als-hier zu organisieren – bis zum Zeitpunkt der Abgabe der Dissertation. Es bedeutete ein Zurückgehen nach Berlin. Vorübergehend. Wieder brachte *dich* dein Wirken zurück: das Berufsübergangspraktikum am Goethe-Institut in Athen. Wieder zurückgekehrt, wieder ein Schritt näher dem Traum, noch einmal eine glanzvolle Zeit.

*Ich* wandelte morgens durch den Regierungsgarten, der Mond stand oft noch blass am sonnenbestrahlten blauen Himmel über der Akropolis. Ich arbeitete viel und gut, war aus der Einsamkeit der Wissenschaftlichkeit in die hoch qualifizierte Teamarbeit auf Führungsebene aufgestiegen, ja eingetaucht. Ich verlängerte mein Praktikum, ich blieb, mit Honoraraufträgen den Lebensunterhalt sichernd.

Dann wieder zurück: die Disputation.

*Ich* verließ Griechenland noch einmal und nahm die griechische Welt mit, die Wertschätzung der Menschen, des Landes, der Sprache und der Kultur – im Bauch, im Herzen und in den Augen (nach Hause)

und den Entschluss, beim nächsten Mal zu bleiben.

# ZWISCHEN »NEBENWIDER- SPRUCH« UND »REVOLUTIONÄREM ENTWURF«

## EMANZIPATORISCHE POTENZIALE SOZIALDEMOKRATISCHER FRAUENPOLITIK 1945 – 1949<sup>1</sup>

*Dr. phil. Heike Meyer-Schoppa*

### ABSTRACT

Je kürzer die Zeitspanne zwischen Gegenwart und Geschichte desto größer ist auch unsere Verwobenheit mit ihr. Der Zweite Weltkrieg ist ein zentraler Bestandteil meiner Kindheitserinnerungen: Wie es war, als Bomben auf den Hof meiner Familie fielen, weshalb meine Oma sich erst in letzter Minute überreden ließ, den Bunker aufzusuchen – das Mittagessen war fast fertig vorbereitet –, wie der Hof wieder aufgebaut wurde und wie die ersten Flüchtlinge kamen... All das immer wiederkehrende Erzählungen im all- und sonntäglichen Familienkreis. Ich habe als Kind oft geträumt, dass unser Hof brennt...

Viele Jahre später erscheint meine Dissertation zur sozialdemokratischen Frauenpolitik der Nachkriegszeit. Im Zentrum meiner Untersuchung steht die Frage nach den Intentionen derer, die die Gleichberechtigungsnorm Artikel 3 Absatz II Grundgesetz »Männer und Frauen sind gleichberechtigt« durchsetzten. Dazu gliedert sich meine Arbeit in drei Kapitel, die, wie folgt, miteinander verbunden sind:

Im ersten Kapitel gehe ich anhand der Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews mit älteren Sozialdemokratinnen, die in der Nachkriegszeit politisch aktiv waren, der Frage nach, wie sie zur Sozialdemokratie kamen, was sie veranlasste politisch aktiv zu sein und was ihre Perspektive auf die Nachkriegszeit geprägt hat. Auffallend sind in diesem Kontext zunächst ausgesprochen personalisierte Politikzugänge. Das Interesse an Politik und speziell der Zugang zur Sozialdemokratie wird von den befragten Frauen zumeist über nahestehende Bezugspersonen ge-

1 Meyer-Schoppa, Heike: Zwischen »Nebenwiderspruch« und »revolutionärem Entwurf« – Emanzipatorische Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945 – 1949. Erschienen im Centaurus Verlag in der Reihe »Frauen in Geschichte und Gesellschaft« herausgegeben von Annette Kuhn und Valentine Rothe, Herbolzheim, April 2004.

schildert. Dabei handelt es sich zudem zum weit überwiegenden Teil um männliche sehr nahestehende Personen, wie Väter und spätere Ehemänner. Diese Männer sind als überzeugte Sozialdemokraten erklärte Gegner des Nationalsozialismus. Ihr Leiden wird zur personifizierten Unrechtserfahrung. Dieses Phänomen verdichtet sich in folgendem Zitat: »Du musst in die Partei. Das sind wir dem Papa schuldig.« Mit diesen Worten beschreibt Frau Kurlbaum-Beyer mehrfach im Interview ihre unmittelbare Situation 1945. Das Schicksal ihres Vaters, kurz vor Kriegsende vermutlich von Nationalsozialisten erschossen, wird von Mutter und Tochter als verpflichtendes Erbe, politisch tätig zu sein, begriffen.

Ich habe meine Interviewauswertungsergebnisse schließlich mit zeitgenössischen Beiträgen von Frauen zu einem Preisausschreiben »Wie bist du zum Sozialismus gekommen?« verglichen. In diesen Beiträgen wiederholt sich neben Schilderungen eigener Unrechtserfahrungen im NS das Motiv, das Erbe eines ausgezeichneten Mannes fortzusetzen. Die Beteiligung am demokratischen Aufbau erscheint vor diesem Hintergrund als Pflicht. Frauenspezifische Unrechtserfahrungen finden sich in den Erzählungen des Politikzugangs als mögliches Motiv politischer Aktivität von Sozialdemokratinnen dagegen nicht. Das heißt jedoch nicht, dass Frauenpolitik kein Thema gewesen wäre, wie sich im zweiten Kapitel anhand des Protokolls der Wuppertaler Reichsfrauenkonferenz der SPD 1948 zeigen läßt.

Eine wesentliche Voraussetzung zum Verständnis sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945 bis 1949 ist die parteiinterne Trennung von Frauenarbeit und Frauenpolitik. Frauenarbeit umfasst demnach die als vorübergehend notwendig betrachtete Aufgabenteilung einer gesonderten Frauenorganisation, der Frauenarbeit im engen Sinne. Dabei geht es vorzugsweise darum, Frauen für die Politik und damit auch für die Partei zu gewinnen. Denn Frauen, so die Analyse, stünden aus verschiedenen Gründen der Parteiarbeit fern. Um ihnen die Annäherung an die Partei zu erleichtern, wird deshalb auf gesonderte Frauenwerbung und -arbeit gesetzt. Dabei werden zwar vorzugsweise im Rahmen der Frauenarbeit frauenpolitische Themen formuliert und diskutiert. Die entsprechenden Forderungen durchzusetzen, gilt jedoch als Aufgabe der Gesamtpartei.

Teil dieser Frauenarbeit ist eine im Vorfeld von Parteitag abzuhaltende Frauenkonferenz. Die Wuppertaler Reichsfrauenkonferenz 1948 ist die zweite Frauenkonferenz der Sozialdemokratie nach Beendigung des zweiten Weltkrieges. Das zweite Kapitel meiner Arbeit konzentriert sich auf diese Konferenz, weil sie unmittelbar nach der Aufnahme der Beratungen des Parlamentarischen Rates und kurz vor dem Parteitag der Festlegung und Demonstration frauenpolitischer Ziele im



Kontext der Gründung des Westzonenstaates dient. Sie ist eine an die Öffentlichkeit gerichtete Großveranstaltung. Neben ca. 160 Delegierten sind VertreterInnen der Presse, Gäste und insbesondere Abordnungen der Sozialdemokratie aus anderen Ländern anwesend.

Die Hauptreferate der Konferenz werden von Elisabeth Selbert zur Rechtsstellung der Frau und von Irmgard Enderle zur Frauenerwerbstätigkeit gehalten. Hier greife ich wiederum nur die zentralen Ergebnisse meiner Auswertung heraus. So lässt sich festhalten, dass entgegen der in der bisherigen Forschung vertretenen Annahme, Elisabeth Selbert sei eine den frauenpolitischen Positionen ihrer Partei weit voraus agierende Einzelkämpferin gewesen, bereits das Auftreten als Hauptrednerin die Einbettung Selberts in die Frauenarbeit der Partei unterstreicht. Ihre Ausführungen werden vom Publikum begeistert aufgenommen und in der anschließenden Diskussion zeigt sich, dass die Forderung der Gleichberechtigung nicht mehr diskutabel ist – diskutiert wird vielmehr, wie sich Gleichberechtigung verwirklichen lässt. Es sind konkrete Fragen der Umsetzungsproblematik, die das Plenum beschäftigen und diese Diskussion mündet schließlich in die Forderung nach »Abschaffung der Versorgungsehe«. Eine konkrete Formulierung für den Parlamentarischen Rat liegt jedoch noch nicht vor – vielmehr sind die Delegierten aufgerufen über das Frauenbüro Elisabeth Selbert mit entsprechenden Vorschlägen und Anregungen zu versorgen. Woran aber konkretisiert sich die Umsetzungsproblematik? Mit dieser Frage möchte ich zum dritten Kapitel überleiten.

Da die Wuppertaler Konferenz als ein an die Öffentlichkeit gerichtetes Großereignis vorzugsweise von exponierten Genossinnen bestritten wurde, nähere ich mich im dritten Kapitel der internen Diskussion. Hauptquelle ist dabei die GENOS-SIN Zeitschrift für Funktionärinnen. In ihr kommen nicht nur exponierte Frauen, wie Elisabeth Selbert, die Mitglied des Parteivorstandes ist, sondern auch Genossinnen, die einfach Parteimitglieder oder lediglich im Ortsverein aktiv sind, zu Wort. Hier finden Diskussionen widerstreitender Positionen statt, es gibt ein eigenes Diskussionsforum unter der Rubrik »Wir diskutieren« und ergänzend findet sich im Aktenbestand des Frauenbüros beim Parteivorstand Korrespondenz, die einzelne Themenfelder und mitunter auch einzelne Artikel behandelt. Ferner habe ich für dieses Kapitel themenzentrierte Passagen der bereits erwähnten Interviews verwandt. Darüber hinaus findet hier ein Abgleich mit anderen zeitgenössischen Frauenzeitschriften und entsprechender Forschungsliteratur statt.

Ausgehend von der Diskussion in Wuppertal stellt sich also die Frage, woran sich die Umsetzungsproblematik der Forderung nach Gleichberechtigung konkre-

tisiert. Während die in Wuppertal formulierte Forderung nach »Abschaffung der Versorgungsehe« zunächst in die Forderung nach der »Berufsertüchtigung der Frau« mündet und damit gemäß der These vom »Nebenwiderspruch« eine einseitige Orientierung auf den Produktionsprozess bzw. ein einseitiges Emanzipationskonzept durch Eingliederung in den Erwerbsbereich zu vertreten scheint, greift diese Betrachtung jedoch zu kurz. Mein Anliegen in diesem Kontext war es vor allem der Zeitgebundenheit im Konkreten nachzugehen. Ich habe also – und das scheint mir zum Verständnis besonders wichtig – besonderes Augenmerk auf zeitgenössische Formulierungen gelegt.

Augenfällig wird dabei zunächst der Konflikt zwischen »Abschaffung der Versorgungsehe« auf der einen Seite und dem Bekenntnis zur Bedeutung der so genannten »Berufe der Frau« auf der anderen Seite. Hier greift insbesondere die kriegs- und nachkriegsspezifische Erfahrung, dass die Frau in der Familie nicht nur für die Familie, sondern für das Ganze des Volkes Besonderes leiste. Aufgrund der »historisch gewachsenen Arbeitsteilung« gelten Frauen zudem als besonders prädestiniert für den Bereich der Familie. Diese Zuständigkeit oder Berufung – dies meint die Rede von den »Berufen der Frau« – wird nicht infrage gestellt, obgleich davon ausgegangen wird, dass Frauenerwerbstätigkeit infolge der industriellen Entwicklung ebenfalls als notwendiger und wichtiger Beitrag zum Ganzen zu betrachten ist. Daraus aber ergibt sich ein Konflikt, da Frauen wiederum für das Ganze eine Doppelfunktion erfüllen. An konkreten zeitgenössischen Themen zeigt sich vertiefend das Dilemma:

Diskutiert wird einerseits die Forderung nach einem »Hausarbeitstag« für berufstätige Frauen, andererseits gilt es unter Sozialdemokratinnen der so genannten »Doppelverdienerkampagne« entgegenzutreten. Heißumstritten ist ebenso die Forderung nach einer Reform des § 218 auf der einen und einer Änderung des Unehelichenrechts auf der anderen Seite. Diese Themen stehen sich jeweils quasi kontrafaktisch gegenüber. Zugleich spiegeln sie in besonderer Weise die Alltagsprobleme der Nachkriegsgesellschaft:

In Folge des Krieges sind viele Frauen gezwungen für den Familienunterhalt zu sorgen und zugleich aufgrund der erschwerten Hausarbeitsbedingungen an den Grenzen der Belastbarkeit angelangt. Die »Doppelverdienerkampagne« richtet sich vorzugsweise gegen jene Formen der Frauenerwerbsarbeit, die besondere Qualifikationen erfordern. Durch Beseitigung von Frauen auf entsprechenden Positionen soll kriegsheimkehrenden Männern eine Perspektive eröffnet werden. Ebenso brisant für das Verhältnis der Geschlechter ist der Bereich der sexuellen Moral. Die Zunahme unehelicher Geburten gilt der Nachkriegsgesellschaft als Indiz

eines allgemeinen Moralverfalls – vorzugsweise auf Seiten der Frauen; während die allgemeine Not und Erfahrungen mit Besatzungsmächten zu vorübergehender Orientierungslosigkeit im Umgang mit dem § 218 führten. Der demokratische Neubeginn ist also insbesondere auch eine soziale Herausforderung mit besonderen geschlechtsspezifischen Akzenten.

Wie gehen Sozialdemokratinnen damit um?

Und was sagt uns das hinsichtlich ihres Gleichberechtigungsverständnisses?

In aller Kürze zusammengefasst, meine ich, aus meinen Untersuchungsergebnissen rückschließen zu können, dass die Frauenpolitik der Sozialdemokratie auf ein besonderes Staatsverständnis schließen lässt. Das Fürsorgeprinzip des »kleinen Kreises der Familie« gilt in besonderer Weise als vorbildliches Ordnungsprinzip für das Ganze des Staates. Nicht von ungefähr verschmelzen in der unter den SozialdemokratInnen der Nachkriegszeit geführten Diskussion besonders hohe moralische Ansprüche an sich selbst und die Partei mit der eigenen Lebenserfahrung. Sie haben jedoch keinen ausgearbeiteten »revolutionären Entwurf« hinterlassen. Ihre Politik orientiert sich vielmehr an den gegebenen Verhältnissen sozialer Not und der Suche nach Möglichkeiten zu deren Bewältigung. Ihre Gleichberechtigungsvorstellung speist sich aus dem Gedanken einer allen Menschen gleichermaßen zukommenden Menschenwürde. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen stehen diesem Anspruch nicht entgegen. Sie werden vielmehr als Ausprägung historisch gewachsener Arbeitsteilung akzeptiert. Gleichberechtigung ist gerade deshalb nicht gleichbedeutend mit Gleichheit, sondern basiert – so auch Selbert im Parlamentarischen Rat – auf der Gleichwertigkeit, die die Andersartigkeit anerkennt.

Im Titel – »Zwischen ›Nebenwiderspruch‹ und ›revolutionärem Entwurf‹« – kontrastiere ich die Pole der Aussen- und Innensicht auf die sozialdemokratische Frauenpolitik der Nachkriegszeit, indem ich dem Theoriebegriff des Nebenwiderspruchs der feministischen Kritik das Quellenzitat des revolutionären Entwurfs entgegenstelle. Nicht was zwischen diesen Polen »wirklich« geschah, sondern aus welchen Zusammenhängen sich welche Vorstellungen von »Gleichberechtigung« ergaben, war das zentrale Erkenntnisinteresse meiner Arbeit. Das frauenpolitisch bedeutsamste Ereignis der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Verankerung der Gleichberechtigung, verdankt sich zweifelsohne den Protagonistinnen der sozialdemokratischen Frauenpolitik. Wie prägend für diese wiederum die Unrechtserfahrung des Nationalsozialismus und im Gegenzug die Bewährung des sozialdemokratischen Umfeldes war, wirft ein neues Licht auf die Bedeutung des Zusammenhangs von Moral und Politik – zumindest im frauenpolitischen Kontext.

Aus der Nähe zur Gegenwart erklärt sich die Ausblendung eben dieses Zusammenhangs in der bisherigen Forschung zu »Frauen in der Nachkriegszeit«. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen aber, nach denen »der Krieg der Männer« die Frauen wie ein Naturereignis getroffen zu haben scheint, entlassen Frauen verfrüht aus der Verantwortung. Brennenden Häusern und Höfen nämlich geht häufig ein anderer Brand voraus und es wäre mitunter sinnvoll, die Vorbereitung eines Mittagessens sein zu lassen, nicht nur um das eigene Leben zu retten...

# LEBENSENTWÜRFE ZWISCHEN ZWEI WELTEN

---

## MIGRATIONSROMANE KARIBISCHER AUTORINNEN IN DEN USA<sup>1</sup>

*Dr. phil. Margarethe Herzog*

### ABSTRACT

Das Thema Migration als literarischer Stoff stellt den allgemeinen Gegenstand meiner wissenschaftlichen Untersuchung dar. Beispielhaft geht es um Romane bzw. Memoiren von jüngeren Autorinnen, welche ihrerseits aus der spanischsprachigen Karibik in die USA gelangt, hier ihre Texte auf Englisch publizieren.

In einem kurzgefassten Einführungskapitel stelle ich theoretische und begriffliche Überlegungen zu gegenwärtigen Analysekatgorien (Identität, Ethnizität, Nation und Transnationalität sowie Hybridisierung) vor. Es folgt im zweiten Kapitel ein Abriss politischer und soziostruktureller Länderkunde der Herkunftsregionen. In zwei Exkursen gehe ich im Anschluss daran auf Genderaspekte in der Karibik und der Migration ein: zum einen beleuchte ich traditionelle Frauenrollen in den spanischkaribischen Gesellschaften; zum anderen deute ich den Ablösungsprozess davon in einer zu beobachtenden »Feminisierung der Migration«. Unter Berufung auf anthropologische Beobachtungen und soziologische Materialien beschreibe ich im dritten Teil die unterschiedlichen Charakteristika der neuen Immigrationskohorten in den USA – untergliedert nach den Herkunftsregionen. Auf den Formen der literarischen Produktion von MigrantInnen als historischer und genretypischer Rückblick ins 20. Jahrhundert liegt im vierten Kapitel der Fokus. Das umfangreiche Herzstück meiner Arbeit stellt der fünfte Teil dar: Nach Kurzporträts zu den ausgewählten Autorinnen behandle ich deren (Migrations-)Romane und analysiere diese nach kategorialen Kriterien.

1 Herzog, Margarethe: Lebensentwürfe zwischen zwei Welten – Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA. Erschienen im Verlag Peter Lang in der Reihe Sprachen, Gesellschaften und Kulturen in Lateinamerika Bd.4, herausgegeben von Kerstin Störl und Germán de Grandes, Frankfurt a.M./Berlin/Bern et.al. Frühjahr 2003.

Der literarische Textkorpus für meine Dissertation setzt sich zusammen aus den vier Migrationsromanen *Dreaming in Cuban* (New York, 1992) von Christina García, *How The Garcia Girls Lost Their Accents* (New York, 1991) und *¡Yo!* (New York, 1997) von Julia Alvarez sowie *América's Dream* (New York, 1996) von Esmeralda Santiago. Hinzugenommen habe ich wiederum von Esmeralda Santiago die Autobiographie *When I Was Puerto Rican* (New York, 1993). Diese Auswahl an Prosatexten geschah aufgrund einheitlicher Generationsmerkmale: die Autorinnen sind um 1950 geboren, als Kinder mit ihren Familien in die USA emigriert und dort aufgewachsen; alle genannten Bücher erschienen in den 1990er Jahren auf dem nationalen und internationalen Buchmarkt.

Die Annäherung an die Romane erfolgt nach einem »close reading«-Konzept mit vergleichbaren Analyseebenen für alle fünf Texte.

Das Gros der Romanhandlungen kreist um Familie – eine Drei-Generationen-Konstellation –, die Vergleiche erlaubt und soziale Wandlungen personifizierbar macht. Geschildert werden in diesem Rahmen Wege in die Migration und das Aufwachsen in einer anderen als der Heimatkultur. Motive wie die Suche nach einer kulturellen Identität, Elemente von Erinnerung und Momente der Entfremdung, wie auch die besonderen Erfahrungen von Frauen zwischen zwei Kulturen spielen für meine Untersuchung eine wesentliche Rolle. Vor dem Hintergrund kulturwissenschaftlicher Ansätze zeichne ich die literarische Textur individueller Perspektiven und kollektiver Positionen zu erlebten und gelebten Kulturenmischungsverhältnissen nach. Meine Leitfragen lauteten dabei: Sind bei den Vertreterinnen der jungen karibisch-amerikanischen Migrationsgeneration in der Literatur zunehmend einheitliche Perspektiven in ihren kulturellen Lebensentwürfen in den USA auszumachen? Liegen diese jenseits von ethnischen Minderheitenpositionen? Und: Tragen sie genderspezifische Züge?

Aus den Einzelergebnissen der Textanalysen resultiert, dass in den ausgewählten Romanen auf der fiktionalen Ebene unterschiedliche, den Herkunftsländern nach spezifische (vgl. Kap. II) individuelle wie kollektive Positionierungen als Abgrenzungsformen im panethnischen Lebensraum USA (vgl. Kap. III) eingeschrieben sind. Analog werden auf der literarisch-textuellen Ebene nationale und ethnische Muster sowie traditionelle Motive von Migrationsprosa (Kap. IV) wiederaufgegriffen.

Vergleichbare Orientierungen und kulturpraktische Tendenzen in den literarischen Lebensentwürfen der jungen Generation von MigrantInnen zwischen verschiedenen Kulturen sind allerdings auch insofern zu finden, als ethnische bzw. nationale Positionen und panethnische Perspektiven gleichsam in einem Postulat von kulturellen Differenzen aufgehen.

In allen im Rahmen dieser Arbeit untersuchten Prosatexten wird karibische Kulturgeschichte neben US-amerikanische Geschichts- und Gesellschaftsvorstellungen gestellt. Auf diese Art werden Differenzen gegenüber der Dominanzkultur bewusst gemacht, sowie kulturelle und individuelle Selbstbehauptung beansprucht. Das (Re-)Präsentieren der jeweiligen karibischen Herkunftsgeschichte betrachte ich bei allen drei Autorinnen als eine Strategie, ihre Kultur in den USA bzw. in die Welt zu vermitteln und dort zu platzieren. Da García, Santiago und Alvarez also genuin karibische Kulturenkonzeptionen und Migrationsgeschichten in ihren neuen Kulturenkreis und Lebensraum einschreiben, werden nationale und ethnische Strukturen gleichsam unterlaufen bzw. aufgehoben.

In den Texten der von mir gewählten Autorinnen wird durch die Konzentration auf weibliche Figuren als Trägerinnen von Migrationsschicksalen eine besondere Wahrnehmung von Kulturenverhältnissen und eine spezifische Perspektive auf das Leben zwischen zwei Kulturen geboten. Es sind die Konzepte von Raum und Geschichte, von Leben und Kulturen, die auf erzähltechnischer Ebene gebrochen werden: durch das Wiederholen und Umdeuten karibischer Geschichte unter femininem Aspekt sowie durch das Fragmentieren und Variieren von Erzähldiskursen im Spiegel von Migration, Marginalisierung und Geschlechterdifferenzen.

Auf der konzeptionellen Ebene der Romanhandlungen stehen sowohl bei Cristina García als auch bei Esmeralda Santiago als auch bei Julia Alvarez Künstlerinnenfiguren exemplarisch für eine neue Generation von Frauen in der Migration, die entschieden und erfolgreich ein Leben zwischen zwei Welten von einer Randposition aus führen: Als Malerin, Schauspielerin und Schriftstellerin behaupten sie ein Subjektsein als marginale Gestalt gegenüber dem Zentrum von (Mehrheits-) Gesellschaft und (Dominanz-) Kultur. Differenzen in den jeweiligen Variationen von Lebens- und Kulturenentwürfen lassen verschiedene Perspektiven auf die Beteiligungsformen als Migrantinnen an der US-amerikanischen Kultur erkennen.

So gebe ich am Ende meiner kulturwissenschaftlichen Vorstudien und literaturwissenschaftlichen Interpretationen folgende Antworten auf die anfänglichen Leitfragen: In bezug auf die Beschreibung und Konzeption von Kulturenverhältnissen verfolgen die Autorinnen mit den Konstruktionen ihrer Migrationserzählungen kulturtheoretische Positionen, die vergleichbar mit der aktuellen theoretischen Debatte in den Kulturwissenschaften nicht auf eine Homogenisierung im Prozess von Globalisierung abheben, sondern für kulturelle Differenz plädieren. Was die Lebensentwürfe – insbesondere der weiblichen und der jüngsten Figuren zwischen zwei Welten – in der vorgestellten Literatur der Migrantinnengeneration von Cristina García, Esmeralda Santiago und Julia Alvarez anlangt, sind diese als

Eröffnung jenes dritten Raumes zu verstehen, von dem Homi K. Bhabha spricht: eines Raumes in der Ordnung der Welt und ihrer Kulturen, wo Menschen der Peripherien, Marginalisierte und Minderheiten von ihrer Randposition aus als neue historische Subjekte in Richtung auf das Zentrum hin sprechen und agieren.



## **GEEHRT MIT GLANZ UND GLO(OO)RIA – EIN DANKE SCHÖN!**

---

*Heike Meyer-Schoppa*

Seit meinem ersten Besuch einer Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS habe ich mich auf eines gefreut: Nämlich eines Tages auch mal selbst zu den geehrten Doktorinnen zu gehören. 2003 war es also soweit und die Mühe, die sich die Macherinnen gemacht hatten, hat mich überwältigt!!! Das Gefühl, tatsächlich etwas vollbracht zu haben, hat sich erst in diesem anerkennenden Rahmen wirklich verfestigt.

Deshalb an dieser Stelle noch mal meinen nachdrücklichsten Dank an das WiWe Team 2003!



# **VI. Anhang**



**Auerbach, Susanne von** , vormals Susanne Hildebrandt, siehe Hildebrandt

**Eckerle, Stefanie**, Kontakt: s.Sky@t-online.de

**Gille, Karin**, geb. 1967 in Frankfurt am Main, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Hannover, Münden. Studium der Mittleren und Neueren Geschichte, Kunstgeschichte und Soziologie in Göttingen. Zur Zeit Promotion über »Politische Inszenierung und ihre Rezeption. Herta Gotthelf und Elisabeth Selbert in den Auseinandersetzungen um den Gleichberechtigungsartikel des Grundgesetzes 1948/49«, im Rahmen des Kollegs »Gesellschaftliche Interessen und politische Willensbildung. Verfassungswirklichkeiten im historischen Vergleich«, FernUniversität Hagen, bei Prof. Dr. Peter Brandt und Prof. Dr. Annette Kuhn, Gemeinschaftsprojekt mit Heike Meyer-Schoppa »Frauenorganisation und Sozialdemokratie in den westlichen Besatzungszonen«. Publikationsauswahl: Sylke Bartmann, Karin Gille, Sebastian Hauss (Hg.): »Kollektives Handeln. Politische Mobilisierung zwischen Struktur und Identität. Beiträge der wissenschaftlichen Tagung der Promotionsstipendiatinnen und Promotionsstipendiaten der Hans-Böckler-Stiftung vom 20. bis 23. Mai 2001 in Oer-Erkenschwick«, Düsseldorf 2002.  
karin.gille-linne@fernuni-hagen.de

**Herzog, Margarethe**, Dr. phil., geb. 1964. Studierte Lateinamerikanistik und Germanistik (M.A. 1992) sowie Deutsch als Fremdsprache (Zertifikat 1995) in Berlin. 1997-2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit der Dissertation »Lebensentwürfe zwischen zwei Welten. Migrationsromane karibischer Autorinnen in den USA« (erschieden 2003 im Peter Lang Verlag). Tätig als Lehrbeauftragte und Publizistin in Berlin sowie als Vermittlerin deutscher Sprache und Kultur in Athen. Zwei Söhne (geb. 2001 und 2003). Arbeitsschwerpunkte: karibische Literaturen, hispanisch beeinflusste Kulturen Nordamerikas, feministische und postkoloniale Theorien, Frauen- und Geschlechterforschung.  
mherzog@zedat.fu-berlin.de

**Hetzel, Mechthild**, Jg. 1968, ist Lehrbeauftragte im Fach Soziologie der Behinderten an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, studierte dort und an den Universitäten Gießen und Heidelberg Evangelische Theologie und ihre

Didaktik im Rahmen der Gehörlosenlehrausbildung (Staatsexamen 1996), im Anschluss Studium der Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie (Diplom 2000). Nach dem Abitur Freiwilliges Soziales Jahr, danach neun Jahre in sozialen, pädagogischen und pflegerischen Arbeitsfeldern beschäftigt, zuletzt Behindertenpädagogin im Schulversuch »Integration«. Nach erstem Hochschulabschluss drei Jahre Projektmitarbeit in der Interkulturellen Pädagogik und der Psychologie. Zur Zeit Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung am Institut für Philosophie der Technischen Universität Darmstadt, Arbeitsschwerpunkte: Sozialphilosophie, Kritische Theorie und Marginalisierungsdiskurse. Dissertationsvorhaben zu Behinderung und Ethik.

Hetzel.m@web.de

**Hildebrandt, Susanne**, geb. 1964, studierte Politikwissenschaft und Volkswirtschaft in Heidelberg (M.A. 1990), verheiratet, drei Kinder (1995, 1997, 1999). 1992-94 als Referentin des feministischen Vereins Association Européenne contre les violences faites aux femmes au travail (AVFT) in Paris tätig, dabei u.a. auch Forschung im Rahmen eines EU-Projekts zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz im Ländervergleich Deutschland, Spanien und Frankreich. 1996-2000 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung mit der Dissertation »Weltmarktintegration und politische Legitimität des politischen Systems in Mexiko. Eine Fallstudie im ländlichen Raum: das Municipio Sayula/Jalisco, 1982-98.«, die auf 2 1/2 Jahren Feldforschung vor Ort beruht. April-November 2001 Praktikantin beim Europäischen Gewerkschaftsinstitut in Brüssel mit einer Studie zu »Gewerkschaften vor der Herausforderung: Globalisierung und Umbau des Sozialstaats. Ein problemorientierter Vergleich in Deutschland und Frankreich, 1980-2000«, die 2002 fertiggestellt wurde. Seit Oktober 2003 Marie-Curie-Fellow und Forscherin am Europäischen Gewerkschaftsinstitut zum Thema »Globalisation, European economic integration and the impact on national welfare states, labour markets and gender. A comparative analysis of two major welfare problems in France and Germany: employment and old age pensions.«

Susanne.hildebrandt@wanadoo.fr

**Idel, Anita**, Dr., Projektkoordination Tiergesundheit & Agrobiodiversität; Monumentenstr. 3, 10829 Berlin, -49 30 70509501 Anita.Idel@t-online.de www.Anita-Idel.de. Mitbegründerin der Arbeitsgemeinschaft Kritische Tiermedizin (AGKT) 1982, des Gen-ethischen Netzwerks (GeN) 1986 und der Gesellschaft für Ökologische Tierhaltung (GÖT) 1991. Seit 1986 Lehrbeauf-

tragte für »Gentechnik in der Landwirtschaft« an der Universität Kassel; seit 1991 im wissenschaftlichen Beirat des GeN. Schwerpunkte: Ökologisierung der Tierzucht, ökologische Tierzucht; Tier-genetische Ressourcen; Gen- und Biotechniken; Seuchen (BSE, MKS) Hormon- und Antibiotika-Einsatz, Mensch-Tier-Verhältnis (unter Einbeziehung historischer und interkultureller Aspekte). Aktuelle Projekte:

- Netzwerk Ökologische Tierzucht; Bundesprogramm Ökologischer Landbau (BÖL) [www.zs-l.de](http://www.zs-l.de)
- Agrobiodiversität entwickeln: Handlungsstrategien und Impulse für eine nachhaltige Tier- und Pflanzenzucht; Bundesministerium für Bildung und Forschung; [www.agrobiodiversitaet.net](http://www.agrobiodiversitaet.net)
- Transnationalisierung der Netzwerk-Bildung und -arbeit für die Ökologische Tierzucht; Bundesprogramm Ökologischer Landbau (BÖL); (Vorarbeiten seit 2002; Start ca. April 2004); [ww.Anita-Idel.de](http://ww.Anita-Idel.de)

Veröffentlichungen: Idel, Anita (2003): »Enttäuschte Hoffnung – erhoffte Täuschung. Die Versprechungen der Industrie und was aus ihnen geworden ist«. In: »Genopoly. Das Wagnis Grüne Gentechnik«. Hrsg.: Schneider, Manuel. Politische Ökologie 81-82, ÖKOM-Verlag, München, S. 49–53, ISBN 3-936581-05-3. Idel, Anita (2001): »Vom Produktdesign zur Designer-Kuh – Die landwirtschaftliche (Aus-) Nutzung der Tiere«. In: Schneider, Manuel (Hrsg.): »Den Tieren gerecht werden: Zur Ethik und Kultur der Mensch-Tier-Beziehung«. Universität-Gesamthochschule Kassel, Tierhaltung Bd. 27, 2001, 2–102

**Mattiesson, Christiane**, geboren 1969, wohnhaft in Bochum. Nach dem Abitur Ausbildung zur Schreinerin, danach Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik. Seit 2002 in der Promotionsförderung der Hans-Böckler-Stiftung. Dissertationsprojekt: »Die Rationalisierung des Menschen. Zu den Architekturkonzeptionen der ersten deutschen Arbeitsämter zwischen 1890 und 1945«. »  
[Christiane.Mattiesson@ruhr-uni-bochum.de](mailto:Christiane.Mattiesson@ruhr-uni-bochum.de)

**Maschke, Manuela**, geb. 1968, Diplom-Volkswirtin, Dr. phil., kaufmännische Ausbildung und Berufstätigkeit bis 1991. Dann Studium der Volkswirtschaftslehre mit sozialwissenschaftlicher Ausrichtung an der Universität Essen, im Anschluss wissenschaftliche Angestellte am Fachbereich Politikwissenschaft in Essen und Promotion. Titel der Doktorarbeit »Die israelische Arbeiterorganisation Histadrut. Vom Staat im Staate zur unabhängigen Gewerkschaft«, Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Tätigkeit in der Er-

wachsenenbildung, Beraterin für wissenschaftliche Schreibprozesse und Promotionscoaching, freie Mitarbeiterin beim ZDF/Referentin des Personalrates, heute Referatsleiterin des Archivs Betriebliche Vereinbarungen der Hans-Böckler-Stiftung,

Kontakt: Manuela-Maschke@boeckler.de

**Meißner, Antje**, geb. 03.05.1977, Diplom-Pädagogin. Studium der Erziehungswissenschaften am Institut für Pädagogik der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg mit Schwerpunkt Sozialpädagogik. Seit 2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung zum Thema »Kindergartenleiterinnen – eine biographische Untersuchung. Qualitative Forschung zur Professionsentwicklung von Kindergartenleiterinnen«. Mitglied im Promotionskolleg »Biographische Risiken und neue professionelle Herausforderungen« der Universitäten Halle und Magdeburg. Seit 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt des Sonderforschungsbereiches »Kooperation von Elternhaus und Kindergarten«.

Antje.meiss.@gmx.de

**Meyer-Schoppa, Heike**, Dr. phil., geb. 1962, verh., zwei Söhne. Nach Erfahrungen in diversen Arbeitsfeldern und erfolgter Familiengründung, Studium der Philosophie und Soziologie in Göttingen. (Frauen-)Politisches Engagement innerhalb und außerhalb der Uni. HBS-Stipendiatin und Kollegiatin des Promotionskollegs »Gesellschaftliche Interessen und politische Willensbildung – Verfassungswirklichkeiten im historischen Vergleich« am Historischen Institut der Fernuniversität Hagen seit Okt. 1999. Veröffentlichung der Dissertation: »Zwischen ›Nebenwiderspruch‹ und ›revolutionärem Entwurf‹ – Emanzipatorische Potenziale sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945 bis 1949«, Centaurus Verlag, Schriftenreihe: Frauen in Geschichte und Gesellschaft, Herbolzheim 2004.

meyerh@mailstore.FernUni-Hagen.de

**Mohr, Dunja M.**, geb. 1968, M.A., Dr. phil. Literatur- und Kulturwissenschaftlerin. Studium der Anglistik, Amerikanistik, Germanistik in London, Montreal und Marburg. Promotion in Anglistik, Universität Trier. Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Postdoc am DFG-Graduiertenkolleg »Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz«, Universität Erlangen. Lehraufträge an den Universitäten Trier und Erlangen. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Anglistische Literaturwissenschaft, Universität Erfurt. Habilitationsvorhaben: »Literarische Repräsentationen hybrider Kunstkörper und ihre kulturelle Bedeutung.« Forschungsschwerpunkte:



Cultural Studies, Postcolonial und Gender Studies, Contemporary Literature, Canadian Literature, Utopie/Dystopie/SF und Wissens-/Technikgeschichte. Wissenschaftsbegleitend freie Tätigkeiten als Publizistin, Lektoratsgutachterin und Referentin für wissenschaftliche Weiterbildung bei uni-support, Institut für Hochschulberatung, Düsseldorf. Schriftenauswahl: »Worlds Apart? Transgressive Utopian Dystopias.« Jefferson, NC: McFarland (2004/2005); mit Doris Feldmann und Ina Habermann (Hg.): »Theorizing Cultural Difference and Transdifference.« Special Issue des »Journal for the Study of British Cultures« (2005).

damohr@phil.uni-erlangen.de

**Rau, Alexandra**, (M.A. Soz; Dipl. Sozpäd.), lebt und arbeitet in Frankfurt am Main, studierte Soziologie, Politologie und Philosophie an der JWG-Universität Frankfurt am Main; zuvor schloss sie ein Studium der Sozialpädagogik an der FH Darmstadt ab. Seit Mai 2003 ist sie Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Sie beschäftigt sich mit den Themen Transformation von Arbeit, Geschlecht und Gouvernementalität. Sie war längere Zeit Teil der Frankfurter »Feministischen Philosophinnengruppe« und Herausgeberin der Studierendenzeitschrift »diskus«; sie ist heute noch Teil der Gruppe »nospoon«, die sich mit Fragen linker Politikkonzepte auseinandersetzt. Rau@soz.uni-frankfurt.de

**Schaaf, Mandy**, geb. 25.01.1978, Diplom-Pädagogin. Studium der Erziehungswissenschaften am Institut für Pädagogik der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg mit Schwerpunkt Sozialpädagogik. Seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei »bildung: elementar« im Projekt »Programm für Bildung in Kindertageseinrichtungen Sachsen-Anhalts« an der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg, gefördert durch das Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt.

**Schneider, Marietta**, MAG.a, geb. 1955, Ausbildung und Zusatzqualifikation – Studium in Theologie, Philosophie, Politikwissenschaft (Studienabschluss Theologie). Anlehre für Druckformentechnik. Zusatzausbildung in Gesprächspsychotherapie. Tätigkeitsbereiche – Berufslaufbahn 1982 – 1991: Konzeptuelle Entwicklung von Beratungs- und Bildungsstrukturen innovativer Ansätze für arbeitsmarktpolitische Problemfelder. 1992: Inhaltliche und handwerkliche Mitherausgeberin des Buches »Die Frauen Wiens«. 1993 – 1999: Konzept und Aufbau einer Beratungsstelle für Arbeitsassistenten für Menschen mit besonderen Bedürfnissen (Integration in den Ersten Arbeitsmarkt). 2000/2001: Projektentwicklung für die Umsetzung von Gender

Mainstreaming in der Region Nö .Seit 1983 Mitherausgeberin der Frauenzeitschrift AUF (Aktion unabhängiger Frauen). Thematische Studien-  
schwerpunkte und aktuelle Forschungsinteressen: Langjährige kontinuierliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Diskursen der Frauen- und Geschlechterforschung: Macht- und Diskursanalyse, feministische Theologie, feministische Staatstheorie, Makroökonomie und Frauen, Faschismus und Widerstand, kritische Organisationsanalyse, kritisch-qualitative Sozialforschung, Internationale Frauenbewegungen.

Marietta.schneider@gmx.at

**Smykalla, Sandra**, M.A.-Pädagogin und lebe in Berlin. 1997-2000 war ich Gleichstellungsbeauftragte der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August Universität, 2000-2001 war ich als Referentin in der Erwachsenenbildung tätig (Frauenakademie Göttingen). Seit 10/2002 bin ich Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung und arbeite an meiner Dissertation zum Thema »Die Bildung der Differenz – Geschlechterpolitische Aushandlungsprozesse in Bildungsangeboten im Kontext von Gender Mainstreaming« (Arbeitstitel). Betreut wird die Arbeit durch Prof. Dr. Doris Lemmermöhle, Pädagogisches Seminar der Universität Göttingen. Meine Forschungs- und Interessenschwerpunkte sind: Feministische Theorie, poststrukturalistische Subjektkritik, Dekonstruktion und politische Praxis, Hochschulreform und Gleichstellung. Kontaktadresse: Schönhauser Allee 140a, 10437 Berlin, E-Mail: ssmykalla@gmx.de.

**Stadermann, Melanie**, Dipl. Pädagogin, Studium der Pädagogik, Soziologie und Psychologie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; von 2001-2003 Mitarbeit am Institut für Schulentwicklungsforschung der Universität Dortmund; seit 2002 Promotionsstipendiatin bei der Hans-Böckler-Stiftung; Forschungsthemen: Interaktionsanalyse, Einsatz von neuen Medien im Unterricht, Videoauswertungen. Publikation (CD-Rom): Schulz-Zander, R. (Hrsg.)/ Dalmer, R./Petzel, T. & Stadermann, M.(2003): «IPSO – Innovative Praktiken mit Neuen Medien in Schulunterricht und -organisation. Dokumentation der nationalen Fallstudien zu SITES M2 (mit analysierten Videosequenzen)». Computer + Unterricht, Heft 49 (Beilage). CD-ROM zu beziehen beim IFS-Verlag, Institut für Schulentwicklungsforschung, Universität Dortmund. Online verfügbar unter: <http://www.ikarus.uni-dortmund.de/ipso>. Kontakt: Melanie Stadermann, Druckerweg 3, 40724 Hilden, [mailto: mel.stadermann@web.de](mailto:mel.stadermann@web.de)

**Valena, Rahima**, geb. 1944 in Kabul, Diplom Volkswirtin, studierte Ökonomie in Kabul und in Nashville/Tennessee, USA, war als Angestellte der Universitätsbibliothek der Georg August-Universität Göttingen fünf Jahre ehrenamtliche Frauenbeauftragte, ist Sprecherin des Vorstands im Stadtverband Göttingen von »Bündnis 90/Die Grünen« und Ersatzdelegierte für Niedersachsen im Bundesfrauenrat bei »Bündnis 90/Die Grünen«, Mitarbeit im »Göttinger Frauenforum« als Sprecherin des »Vereins Unabhängiger afghanischer Frauen«. Ihre politischen Schwerpunkte sind Frauen-, Sozial- und Migrationspolitik.

**Vurgun, Sibel**, geb. 1972, studierte Mathematik und Französisch an der Universität Konstanz und in Aix-en-Provence. Seit 2001 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung. Titel des Dissertationsprojektes: »Die Thematik der Rückkehr in der französischsprachigen Maghreb-Literatur und insbesondere in der ›littérature beur‹«.

Sibel.Vurgun@gmx.de

**Yang, Sujuan**, geb. 1968 in China, Studium der »Educational Technology« an der Südchinesischen Pädagogischen Universität (B.S.) und der Peking Pädagogischen Universität (M.A.); war Dozentin für Informatik und Leiterin der Abteilung »Center of Distance Educational Technology« an der Fernuniversität Hainan, China. Promoviert seit April 2002 an der Universität Potsdam. Yang68cn@yahoo.com.cn

**Witt, Dorothea**, geb. 1970, Diplom Pädagogin, studierte an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg, 1. Staatsexamen für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, anschließend Diplom Studiengang (Schwerpunkt: Pädagogische Diagnostik und Bildungsberatung), Diplomarbeit im Fach Pädagogische Psychologie mit dem Thema »Sequenzanalysen kindlichen Zeichnens – eine Fallstudie«; Assistant Teacher in der Gateway School, Santa Cruz, Kalifornien, USA; seit 2002 Promotionsstipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung im Promotionskolleg »Kinder und Kindheiten im Spannungsfeld gesellschaftlicher Modernisierungen«, promoviert zum Thema: »Kindheitsbilder in den Wissensressourcen von Pädagogischen MitarbeiterInnen«; hat z.Zt. einen Lehrauftrag im »Lehrforschungsprojekt Kindheit früher und heute« an der Universität Kassel, verheiratet, ein Sohn (geb. 2004), lebt in Göttingen.

Kontakt: Doro.Witt@gmx.net



**In der edition der Hans-Böckler-Stiftung sind bisher erschienen:**

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
50	<i>Peter Kalkowski/Matthias Helmer/ Otfried Mickler</i> <b>Telekommunikation im Aufbruch</b>	10,23	13050	3-935145-22-5
51	<i>Dunja M. Mohr</i> <b>Lost in Space: Die eigene wissen- schaftliche Verortung in und außerhalb von Institutionen</b>	14,32	13051	3-935145-23-3
53	<i>Wolfhard Kohte</i> <b>Störfallrecht und Betriebsverfassung</b>	10,23	13053	3-935145-25-X
54	<i>Manfred Deiß/Eckhard Heidling</i> <b>Interessenvertretung und Expertenwissen</b>	13,29	13054	3-935145-28-4
55	<i>Herbert Bassarak/Uwe Dieter Steppuhn (Hrsg.)</i> <b>Angewandte Forschung und Entwicklung an Fachhochschulen in Bayern</b>	15,00	13055	3-935145-29-2
56	<i>Herbert Bassarak/Uwe Dieter Steppuhn (Hrsg.)</i> <b>Angewandte Forschung und Entwicklung an Fachhochschulen Sozialer Arbeit</b>	23,00	13056	3-935145-30-6
57	<i>Heide Pfarr (Hrsg.)</i> <b>Ein Gesetz zur Gleichstellung der Geschlechter in der Privatwirtschaft</b>	12,00	13057	3-935145-31-4
58	<i>Stefan Eitenmüller</i> <b>Reformoptionen für die gesetzliche Rentenversicherung</b>	15,00	13058	3-935145-32-2
59	<i>Bernd Kriegesmann/Marcus Kottmann</i> <b>Neue Wege für Personalanpassungen in der Chemischen Industrie</b>	10,00	13059	3-935145-33-0
60	<i>Hans-Böckler-Stiftung/DGB-Bundesvorstand</i> <b>Welthandelsorganisation und Sozialstandards</b>	7,00	13060	3-935145-34-9
61	<i>Renate Büttner/Johannes Kirsch</i> <b>Bündnisse für Arbeit im Betrieb</b>	11,00	13061	3-935145-35-7
62	<i>Elke Ahlers/Gudrun Trautwein-Kalms</i> <b>Entwicklung von Arbeit und Leistung in IT-Unternehmen</b>	9,00	13062	3-935145-36-5
63	<i>Thomas Fritz/Christoph Scherrer</i> <b>GATS 2000. Arbeitnehmerinteressen und die Liberalisierung des Dienstleistungshandels</b>	12,00	13063	3-935145-37-3
64	<i>Achim Truger/Rudolf Welzmüller</i> <b>Chancen der Währungsunion – koordinierte Politik für Beschäftigung und moderne Infrastruktur</b>	13,00	13064	3-935145-38-1
65	<i>Martin Sacher/Wolfgang Rudolph</i> <b>Innovation und Interessenvertretung in kleinen und mittleren Unternehmen</b>	19,00	13065	3-935145-39-X

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
66	Volker Meinhardt/Ellen Kirner/ Markus Grabka/Ulrich Lohmann/Erika Schulz <b>Finanzielle Konsequenzen eines universellen Systems der gesetzlichen Alterssicherung</b>	12,00	13066	3-935145-40-3
67	Thomas Ebert <b>Langfrist-Arbeitszeitkonten und Sozialversicherung</b>	12,00	13067	3-935145-41-1
68	Jan Prieue unter Mitarbeit von Christoph Scheuplein und Karsten Schuldt <b>Ostdeutschland 2010 – Perspektiven der Innovationstätigkeit</b>	23,00	13068	3-935145-42-X
69	Sylke Bartmann/Karin Gille/Sebastian Haunss <b>Kollektives Handeln</b>	30,00	13069	3-935145-43-8
70	Bernhard Nagel <b>Mitbestimmung in öffentlichen Unter- nehmen mit privater Rechtsform und Demokratieprinzip</b>	12,00	13070	3-935145-44-6
72	Eva Kocher <b>Gesetzentwurf für eine Verbandsklage im Arbeitsrecht</b>	12,00	13072	3-935145-46-2
73	Hans-Böckler-Foundation (ed.) <b>Future Works</b>	10,00	13073	3-935145-47-0
74	Reinhard Schüssler/Claudia Funke <b>Vermögensbildung und Vermögensverteilung</b>	16,00	13074	3-935145-48-9
75	Ingrid Ostermann (Hrsg.) <b>Perspektive: GLOBAL! Inter-nationale Wissenschaftlerinnenkooperationen und Forschung</b>	20,00	13075	3-935145-49-7
76	Christine Schön <b>Betriebliche Gleichstellungspolitik</b>	12,00	13076	3-935145-50-0
77	Volker Korthäuer/Marius Tritsch <b>US-Cross-Border-Lease</b>	8,00	13077	3-935145-51-9
78	Jörg Towara <b>Tarifvertragliche Regelungen zur Teilzeitarbeit</b>	8,50	13078	3-935145-52-7
79	Anja Riemann <b>Auswertung und Darstellung gesetzlicher Bestimmungen zur Teilzeitarbeit</b>	8,00	13079	3-935145-53-5
80	Heide Pfarr/Elisabeth Vogelheim <b>Zur Chancengleichheit von Frauen und Männern im Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit</b>	12,00	13080	3-935145-56-X
81	Wilfried Kruse/Daniel Tech/Detlev Ullenbohm <b>Betriebliche Kompetenzentwicklung. 10 Fallstudien zu betrieblichen Vereinbarungen</b>	12,00	13081	3-935145-57-8

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
82	<i>Stefan Bach/Bernd Bartholmai</i> <b>Perspektiven der Vermögensbesteuerung in Deutschland</b>	12,00	13082	3-935145-58-6
83	<i>Charlotte Wahler (Hrsg.)</i> <b>Forschen mit Geschlecht? Zwischen Macht und Ohnmacht: Frauen in der Wissenschaft</b>	20,00	13083	3-935145-59-4
84	<i>Henry Schäfer</i> <b>Sozial-ökologische Ratings am Kapitalmarkt</b>	16,00	13084	3-935145-60-8
85	<i>Maliszewski/Neumann</i> <b>Bündnisse für Arbeit – Best Practice aus Ländern und Regionen</b>	14,00	13085	3-935145-61-1
86	<i>Matthias Müller</i> <b>International Accounting Standards</b>	9,00	13086	3-935145-62-4
87	<i>Arno Prangenberg</i> <b>Grundzüge der Unternehmensbesteuerung</b>	8,00	13087	3-935145-63-2
88	<i>Klaus Jacobs/Jürgen Wasem</i> <b>Weiterentwicklung einer leistungsfähigen und solidarischen Krankenversicherung unter den Rahmenbedingungen der europäischen Integration</b>	12,00	13088	3-935145-64-0
89	<i>Thomas Schönwälder</i> <b>Begriffliche Konzeption und empirische Entwicklung der Lohnnebenkosten in der Bundesrepublik Deutschland – eine kritische Betrachtung</b>	25,00	13089	3-935145-65-9
90	<i>Helene Mayerhofer</i> Handbuch Fusionsmanagement <b>Personalpolitische Aufgaben im Rahmen von Fusionen</b>	10,00	13090	3-935145-66-7
91	<i>Helene Mayerhofer</i> Handbuch Fusionsmanagement <b>Fusionsbedingte Integration verschiedener Organisationen</b>	10,00	13091	3-935145-67-5
92	<i>Hans-Erich Müller</i> Handbuch Fusionsmanagement <b>Übernahme und Restrukturierung: Neuausrichtung der Unternehmensstrategie</b>	8,00	13092	3-935145-68-3
93	<i>Christian Timmreck</i> Handbuch Fusionsmanagement <b>Unternehmensbewertung bei Mergers &amp; Acquisitions</b>	10,00	13093	3-935145-69-1
94	<i>Volker Korthäuer, Manuela Aldenhoff</i> Handbuch Fusionsmanagement <b>Steuerliche Triebfedern für Unternehmensumstrukturierungen</b>	6,00	13094	3-935145-70-5
95	<i>Dieter Behrendt</i> <b>Ökologische Modernisierung: Erneuerbare Energien in Niedersachsen</b>	11,00	13095	3-935145-73-X

Nr.	Autor/Titel	€	Bestell-Nr.	ISBN-Nr.
96	<i>Uwe Wilkesmann/Ingolf Rascher</i> <b>Wissensmanagement – Analyse und Handlungsempfehlungen</b>	12,00	13096	3-935145-71-3
97	<i>Tanja Klenk/Frank Nullmeier</i> <b>Public Governance als Reformstrategie</b>	12,00	13097	3-935145-72-1
98	<i>Reiner Hoffmann/Otto Jacobi/Berndt Keller/ Manfred Weiss (eds.)</i> <b>European Integration as a Social Experiment in a Globalized World</b>	14,00	13098	3-935145-74-8
99	<i>Angelika Bucerius</i> <b>Alterssicherung in der Europäischen Union</b>	25,00	13099	3-935145-75-6
100	<i>Werner Killian/Karsten Schneider</i> <b>Die Personalvertretung auf dem Prüfstand</b>	12,00	13100	3-935145-76-4
102	<i>Susanne Felger/Angela Paul-Kohlhoff</i> <b>Human Resource Management</b>	15,00	13102	3-935145-78-0
103	<i>Paul Elshof</i> <b>Zukunft der Brauwirtschaft</b>	16,00	13103	3-935145-79-9
104	<i>Henry Schäfer/Philipp Lindenmayer</i> <b>Sozialkriterien im Nachhaltigkeitsrating</b>	19,00	13104	3-935145-80-2
107	<i>Axel Olaf Kern/Ernst Kistler/Florian Mamberer/ Ric Rene Unteutsch/Bianka Martolock/ Daniela Wörner</i> <b>Die Bestimmung des Leistungskataloges in der gesetzlichen Krankenversicherung</b>	18,00	13107	3-935145-84-5
108	<i>Dea Niebuhr/Heinz Rothgang/Jürgen Wasem/ Stefan Grefß</i> <b>Die Bestimmung des Leistungskataloges in der gesetzlichen Krankenversicherung</b>	28,00	13108	3-935145-85-3
109	<i>Yasmine Chahed/Malte Kaub/Hans-Erich Müller</i> <b>Konzernsteuerung börsennotierter Aktiengesellschaften in Deutschland</b>	14,00	13109	3-935145-86-1
110	<i>Klaus Löbbe</i> <b>Die europäische Chemieindustrie</b>	25,00	13110	3-935145-87-X
113	<i>Uwe Fachinger, Anna Frankus</i> <b>Selbstständige im sozialen Abseits</b>	13,00	13113	3-935145-90-X
114	<i>Frank Havighorst</i> <b>Jahresabschluss von Krankenhäusern</b>	14,00	13114	3-935145-91-8
115	<i>Achim Sollanek</i> <b>Versicherungsbilanzen nach deutschem Handelsrecht</b>	10,00	13115	3-935145-92-6
120	<i>Andreas Boes, Michael Schwemmler unter Mitarbeit von Ellen Becker</i> <b>Herausforderung Offshoring</b>	15,00	13120	3-935145-97-7

**Bestellungen  
bitte unter  
Angabe der  
Bestell-Nr. an:**



Kreuzbergstraße 56  
40489 Düsseldorf  
Telefax: 02 11 / 408 00 90 40  
E-Mail: mail@setzkasten.de



## **Hans-Böckler-Stiftung**

Die Hans-Böckler-Stiftung ist das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Gegründet wurde sie 1977 aus der Stiftung Mitbestimmung und der Hans-Böckler-Gesellschaft. Die Stiftung wirbt für Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft und setzt sich dafür ein, die Möglichkeiten der Mitbestimmung zu erweitern.

## **Mitbestimmungsförderung und -beratung**

Die Stiftung informiert und berät Mitglieder von Betriebs- und Personalräten sowie Vertreterinnen und Vertreter von Beschäftigten in Aufsichtsräten. Diese können sich mit Fragen zu Wirtschaft und Recht, Personal- und Sozialwesen, Aus- und Weiterbildung an die Stiftung wenden. Die Expertinnen und Experten beraten auch, wenn es um neue Techniken oder den betrieblichen Arbeits- und Umweltschutz geht.

## **Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)**

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu Themen, die für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer von Bedeutung sind. Globalisierung, Beschäftigung und institutioneller Wandel, Arbeit, Verteilung und soziale Sicherung sowie Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik sind die Schwerpunkte. Das WSI-Tarifarchiv bietet umfangreiche Dokumentationen und fundierte Auswertungen zu allen Aspekten der Tarifpolitik.

## **Forschungsförderung**

Die Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu Strukturpolitik, Mitbestimmung, Erwerbsarbeit, Kooperativer Staat und Sozialpolitik. Im Mittelpunkt stehen Themen, die für Beschäftigte von Interesse sind.

## **Studienförderung**

Als zweitgrößtes Studienförderungswerk der Bundesrepublik trägt die Stiftung dazu bei, soziale Ungleichheit im Bildungswesen zu überwinden. Sie fördert gewerkschaftlich und gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Promovierende mit Stipendien, Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktika. Insbesondere unterstützt sie Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

## **Öffentlichkeitsarbeit**

Im Magazin »Mitbestimmung« und den »WSI-Mitteilungen« informiert die Stiftung monatlich über Themen aus Arbeitswelt und Wissenschaft. Mit der homepage [www.boeckler.de](http://www.boeckler.de) bietet sie einen schnellen Zugang zu ihren Veranstaltungen, Publikationen, Beratungsangeboten und Forschungsergebnissen.

Hans-Böckler-Stiftung  
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit  
Hans-Böckler-Straße 39  
40476 Düsseldorf  
Telefax: 0211/7778 - 225  
[www.boeckler.de](http://www.boeckler.de)

**Hans Böckler  
Stiftung** 

Fakten für eine faire Arbeitswelt.

